



Alexandre Dumas

Der Graf
von
Monte Christo
I

Verlag Neues Leben

Titel der französischen Originalausgabe: Le Comte de Monte-Christo
Dieser Ausgabe liegt eine ältere bearbeitete Übersetzung
zugrunde, deren Abdruck uns freundlicherweise der
Verlag Rütten & Loening, Berlin, genehmigte

Alle Rechte für diese Ausgabe
beim Verlag Neues Leben, Berlin 1964
Lizenz Nr. 303 (305/25/64)
ES 9 D 4/5
Schutzumschlag und Einband: Eberhard Binder-Staßfurt
Typografie: Gerhard Schulz
Schrift: 10 p Garamond-Antiqua
Gesamtherstellung:
Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30



ANKUNFT IN MARSEILLE

Am 24. Februar 1815 zeigte die Hafenvache von Notre-Dame de la Garde in Marseille das Herannahen des Dreimasters »Pharao« an, der von Smyrna, Triest und Neapel kam.

Ein Küstenlotse verließ sofort den Hafen, fuhr mit seinem Boot am Schlosse If vorbei und erreichte das Schiff zwischen dem Kap Morgion und der Insel Rion.

Auf der Terrasse des Forts Saint-Jean war, wie immer bei der Ankunft eines Schiffes, sofort eine neugierige Menschenmenge zusammengeströmt. Jeder Marseiller kannte den »Pharao«, da er einem Reeder der Stadt gehörte.

Das Schiff näherte sich nur langsam, und alles an Bord machte einen so niedergeschlagenen Eindruck, daß die Neugierigen ein Unglück ahnten und sich fragten, was für ein Unfall sich an Bord zugetragen haben könnte. Nichtsdestoweniger erkannten die Schiffskundigen gleich, daß, wenn sich ein Unfall zugetragen hätte, dieser nicht das Schiff selbst betroffen haben konnte, denn dieses fuhr in aller Ordnung daher, und neben dem Lotsen, welcher die Leitung des »Pharao« durch die enge Einfahrt des Marseiller Hafens übernommen hatte, stand ein junger Mann, der jede Bewegung des Schiffes mit lebhaftem Auge überwachte und jeden Befehl des Lotsen schnell und sicher wiederholte.

Die unbestimmte Unruhe unter der Menge auf der Esplanade des Forts Saint-Jean hatte ganz besonders einen der Zuschauer ergriffen, der offenbar die Einfahrt des Schiffes in den Hafen nicht erwarten

konnte; er sprang in eine kleine Barke und befahl, dem »Pharao« entgegenzurudern, den er gegenüber der Anse de la Réserve erreichte.

Als der junge Seemann diesen Mann kommen sah, verließ er seinen Platz an der Seite des Lotsen und trat mit dem Hute in der Hand an die Reling.

Es war ein junger Mann von achtzehn bis zwanzig Jahren, groß und schlank, mit schönen schwarzen Augen und tiefschwarzem Haar; seine ganze Person trug jenen Stempel der Ruhe und Entschlossenheit, wie er Männern, welche von Kindheit an daran gewöhnt sind, mit der Gefahr zu kämpfen, eigentümlich ist.

»Ah, Sie sind's, Dantès!« rief der Mann in der Barke. »Was ist denn passiert, und warum trägt alles an Bord diesen Ausdruck der Trauer?«

»Ein großes Unglück, Herr Morrel«, antwortete der junge Mann, »besonders für mich! Auf der Höhe von Civitavecchia haben wir den braven Kapitän Leclère verloren.«

»Und die Ladung?« fragte rasch der Reeder.

»Die ist unversehrt, Herr Morrel, und ich glaube, daß Sie in dieser Beziehung zufrieden sein werden; aber der arme Kapitän ...«

»Was ist ihm denn zugestoßen?« fragte der Reeder, sichtlich ruhiger.

»Er ist tot.«

»Ins Meer gestürzt?«

»Nein, er ist am Nervenfieber gestorben. Er hat fürchterlich gelitten.« Dann, sich zu der Mannschaft wendend, befahl er: »Holla! Jedermann an seinen Posten! Anker klar!«

Die Mannschaft gehorchte; jeder der acht oder zehn Matrosen nahm seinen Posten ein.

Der junge Mann warf einen flüchtigen Blick auf die Ausführung des Manövers, und da er sah, daß seine Befehle befolgt wurden, wandte er sich wieder dem Reeder zu.

»Aber wie ist denn das Unglück gekommen?« nahm dieser das Gespräch wieder auf.

»Mein Gott, Herr Morrel, ganz unvorhergesehen: Nach einer langen Unterhaltung mit dem Hafenkommendanten verließ der Kapitän in großer Erregung Neapel; nach vierundzwanzig Stunden befahl ihm das Fieber; drei Tage darauf war er tot ... Wir haben ihm die gewohnte Totenfeier bereitet, und er ruht, eingehüllt in eine Hängematte, mit einer Kugel von sechsunddreißig Pfund an den Füßen und einer am Kopf, auf der Höhe der Insel Giglio. Sein Ehrenkreuz und seinen Degen bringen wir seiner Witwe. Es war auch der Mühe wert«, fuhr der junge Mann melancholisch lächelnd fort, »sich zehn Jahre lang mit den Engländern zu schlagen, und dann schließlich wie jeder andere im Bett zu sterben.«

»Je nun, Herr Edmund«, entgegnete der Reeder, der sich mehr und mehr zu trösten schien, »wir sind alle sterblich, und die Alten müssen den Jungen Platz machen, wie sah's sonst mit dem Avancement aus, und da Sie mir versichern, daß die Ladung ...«

»Ist in gutem Zustand, Herr Morrel, dafür büрге ich. Die Fahrt bringt Ihnen über fünfundzwanzigtausend Franken ein.«

Dann wandte er sich wieder der Mannschaft zu und erteilte seine Befehle, die so genau ausgeführt wurden wie auf einem Kriegsschiff.

Alle Segel wurden eingezogen, und das Schiff näherte sich mit fast unmerklicher Bewegung dem Hafen.

»Und jetzt, Herr Morrel«, sagte Dantès, der die Ungeduld des Reeders sah, »können Sie an Bord kommen, wenn Sie wünschen ... Da tritt Ihr Rechnungsführer, Herr Danglars, eben aus seiner Kajüte, der wird Ihnen jede gewünschte Auskunft geben. Ich meinerseits muß das Ankerwerfen überwachen und das Schiff Trauer anlegen lassen.«

Der Reeder ergriff ein Tau, das Dantès ihm zuwarf, und kletterte mit einer Gewandtheit, die einem Seemann Ehre gemacht hätte, die Sprossen an der Seite des Schiffes hinauf, während Dantès auf seinen Posten zurückkehrte. Unterdessen ging der Rechnungsführer Danglars dem Reeder entgegen.

Danglars war ein Mann von etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, von finsterem Aussehen, unterwürfig gegen seine Vorgesetzten, anmaßend gegen seine Untergebenen. Rechnungsführer werden von der Mannschaft immer scheel angesehen, aber Danglars war den Leuten auch persönlich verhaßt, ganz im Gegensatz zu Edmund Dantès, den alle liebten.

»Nun, Herr Morrel«, sagte Danglars, »Sie haben von dem Unglück schon gehört, nicht wahr?«

»Ja, ja; der arme Kapitän! Ein braver und ehrenwerter Mann!«

»Und vor allem ein ausgezeichnete Seemann, der zwischen Himmel und Wasser alt geworden war. Er verdiente es, die Interessen eines so bedeutenden Hauses wie Morrel und Sohn wahrzunehmen«, antwortete Danglars.

»Nun«, sagte der Reeder, dessen Augen Dantès folgten, der einen Platz zum Ankerwerfen suchte, »mir scheint, Danglars, man braucht nicht solch alter Seemann zu sein, wie Sie sagen, um sein Fach zu verstehen; unser Freund Edmund erfüllt seine Pflichten, scheint's, wie ein Mann, der nicht nötig hat, einen andern um Rat zu fragen.«

»Ja«, entgegnete Danglars, indem er auf Dantès einen Seitenblick voll heimlichen Hasses warf, »ja, ein junger Mensch, der sich alles zutraut. Kaum, daß der Kapitän tot war, so übernahm er das Kommando, ohne vorher mit jemand zu sprechen, und er hat uns anderthalb Tage bei der Insel Elba verlieren lassen, statt direkt nach Marseille zu gehen.«

»Daß er das Kommando übernahm«, sagte der Reeder, »war seine Pflicht als Erster Offizier, daß er anderthalb Tage bei der Insel Elba verlor, war unrecht, falls das Schiff nicht irgendwelchen Schaden erlitten hatte, den er ausbessern mußte.«

»Dem Schiff fehlte ebensowenig etwas wie Ihnen oder mir, Herr Morrel; diese anderthalb Tage haben wir bloß des Vergnügens wegen, an Land zu gehen, verloren.«

»Dantès«, wandte sich der Reeder zu dem jungen Manne, »kommen Sie einmal her.«

»Einen Augenblick«, erwiderte Dantès, »ich bin sofort bei Ihnen.«
Dann erteilte er den Befehl, den Anker zu werfen.

Trotz der Anwesenheit des Lotsen blieb er auf seinem Posten, bis das Manöver ausgeführt war.

»Sehen Sie«, bemerkte Danglars, »er hält sich schon für den Kapitän.«

»Er ist's auch tatsächlich«, entgegnete der Reeder.

»Ja, bis auf Ihre und Ihres Herrn Teilhabers Unterschrift, Herr Morrel.«

»Nun, warum sollten wir ihn nicht auf diesem Posten lassen?« fragte der Reeder. »Ich weiß wohl, er ist noch jung, aber er scheint mir dem Posten gewachsen zu sein und hat große Erfahrungen in seinem Fach.«

Die Stirn Danglars' verfinsterte sich.

»Entschuldigen Sie, Herr Morrel«, sagte Dantès näher tretend; »jetzt, da das Schiff vor Anker liegt, stehe ich vollständig zu Ihrer Verfügung.«

Danglars trat einen Schritt zurück.

»Ich wollte Sie fragen, warum Sie sich auf der Insel Elba aufgehalten haben.«

»Es geschah, Herr Morrel, um einen letzten Befehl des Kapitäns Leclère zu erfüllen, der mir sterbend ein Paket für den Großmarschall Bertrand übergeben hatte.«

»Haben Sie ihn denn gesehen, Edmund?«

»Wen?«

»Den Großmarschall?«

»Jawohl.«

Morrel sah sich um und zog Dantès beiseite.

»Und wie geht's dem Kaiser?« fragte er lebhaft.

»Gut, wenigstens soweit ich es mit meinen Augen beurteilen können.«

»Sie haben also auch den Kaiser gesehen?«

»Er trat bei dem Marschall ein, während ich dort war.«

»Und Sie haben mit ihm gesprochen?«

»Das heißt, er hat mit mir gesprochen, Herr Morrel«, entgegnete Dantès lächelnd.

»Und was hat er Ihnen gesagt?«

»Er stellte mir Fragen über das Schiff, die Zeit der Abreise nach Marseille, den Weg, den es genommen hatte, und die Ladung. Ich glaube, wäre es leer gewesen und hätte es mir gehört, so hätte er es zu kaufen gewünscht; aber ich sagte ihm, daß ich nur der Erste Offizier sei und das Schiff dem Hause Morrel und Sohn gehöre. – ›Aha«, erwiderte er, ›das Haus ist mir bekannt; die Morrels sind Reeder vom Vater auf den Sohn, und ein Morrel diente mit mir in demselben Regiment, als ich zu Valence in Garnison stand.«

»Das stimmt!« rief der Reeder hocheufreut. »Das war der Hauptmann Policar Morrel, mein Onkel. Dantès, Sie müssen meinem Onkel sagen, daß der Kaiser sich seiner erinnert hat, und Sie werden den alten Soldaten weinen sehen. Ja, ja«, fuhr der Reeder fort und klopfte dem jungen Mann freundschaftlich auf die Schulter, »es war recht von Ihnen, daß Sie die Anweisung des Kapitäns befolgt haben, obgleich es Sie kompromittieren könnte, wenn man erführe, daß Sie dem Marschall ein Paket übergeben und mit dem Kaiser gesprochen haben.«

»Inwiefern könnte mich denn das kompromittieren?« entgegnete Dantès. »Ich weiß nicht einmal, was ich überbracht habe, und der Kaiser hat nur Fragen an mich gerichtet, wie er sie an den ersten besten auch gerichtet hätte. Doch entschuldigen Sie, da kommen die Sanitäts- und Zollbeamten; Sie erlauben, nicht wahr?«

»Gehen Sie, gehen Sie, mein lieber Dantès.«

Der junge Mann entfernte sich, und Danglars trat wieder näher.

»Nun«, fragte dieser, »er scheint Ihnen gute Gründe für sein Anlegen in Porto Ferrajo genannt zu haben?«

»Ausgezeichnete, mein lieber Danglars.«

»Nun, um so besser«, antwortete dieser, »denn es ist immer peinlich, zu sehen, daß ein Kamerad nicht seine Pflicht tut.«

»Dantès hat die seinige getan«, erwiderte der Reeder, »und es trifft ihn kein Vorwurf. Kapitän Leclère hatte ihm diesen Aufenthalt befohlen.«

»Da Sie den Kapitän erwähnen – hat er Ihnen nicht einen Brief von ihm gegeben?«

»Wer?«

»Dantès.«

»Mir, nein. Hatte er denn einen?«

»Ich glaubte, daß ihm der Kapitän Leclère außer dem Paket noch einen Brief anvertraut hätte.«

»Von welchem Paket sprechen Sie, Danglars?«

»Nun, von demjenigen, das Dantès in Porto Ferrajo abgegeben hat.«

»Woher wissen Sie, daß er dort ein Paket abgegeben hat?«

Danglars errötete.

»Ich ging an der Tür des Kapitäns vorbei, die halb offenstand, und sah ihn Dantès das Paket und den Brief übergeben.«

»Er hat mir nichts davon gesagt; wenn er aber diesen Brief hat, wird er ihn mir geben«, bemerkte der Reeder. Danglars sann einen Augenblick nach.

»Dann bitte ich Sie, Herr Morrel, sprechen Sie mit Dantès nicht hierüber; ich werde mich getäuscht haben.«

In diesem Augenblick kam der junge Mann zurück; Danglars entfernte sich.

»Nun, mein lieber Dantès, sind Sie jetzt frei?« fragte der Reeder.

»Jawohl, Herr Morrel, alles in Ordnung.«

»Dann können Sie also mit uns speisen?«

»Entschuldigen Sie mich, Herr Morrel, nach der Ankunft gehe ich immer zuerst zu meinem Vater. Ich bin darum nicht weniger dankbar für die Ehre, die Sie mir erweisen.«

»Ganz recht, Dantès, ganz recht. Ich weiß, Sie sind ein guter Sohn.«

»Und ...«, fragte Dantès etwas zögernd, »es geht ihm gut?«

»Nun, ich denke doch, mein lieber Edmund, obgleich ich ihn nicht gesehen habe.«

»Ja, er hält sich in seinem Zimmerchen verschlossen.«

»Das beweist wenigstens, daß es ihm in Ihrer Abwesenheit an nichts gefehlt hat.«

Dantès lächelte.

»Mein Vater ist stolz, Herr Morrel, und wenn es ihm an allem gefehlt hätte, so zweifle ich doch, daß er von irgend jemand auf der Welt etwas verlangt hätte, außer von Gott.«

»Gut denn; aber nach dem Besuch bei Ihrem Vater rechnen wir auf Sie.«

»Entschuldigen Sie nochmals, Herr Morrel; aber nach diesem Besuche habe ich noch einen zweiten zu machen, der mir nicht weniger am Herzen liegt.«

»Ah, wahrhaftig, Dantès; ich vergaß, daß in dem Katalonierdorf jemand ist, der Sie ebenso ungeduldig erwartet wie Ihr Vater: die schöne Mercedes.«

Dantès lächelte wieder.

»Dreimal ist sie zu mir gekommen, um sich nach dem ›Pharao‹ zu erkundigen«, sagte der Reeder. »Wahrhaftig, Edmund, Sie können mit Ihrer Geliebten zufrieden sein, sie ist ein hübsches Kind.«

»Sie ist nicht meine Geliebte, Herr Morrel«, entgegnete der junge Seemann ernst; »sie ist meine Braut.«

»Das kommt manchmal auf eins heraus«, sagte lachend der Reeder.

»Bei uns nicht, Herr Morrel.«

»Nun, mein lieber Edmund«, fuhr der Reeder fort, »dann will ich Sie nicht länger zurückhalten. Sie haben meine Geschäfte so gut besorgt, daß ich Ihnen Zeit lasse, soviel Sie wollen, auch die Ihrigen zu besorgen. Brauchen Sie Geld?«

»Nein, ich habe meine ganze Löhnung für ein Vierteljahr.«

»Sie sind ein ordentlicher Junge, Edmund.«

»Fügen Sie hinzu, daß ich einen armen Vater habe, Herr Morrel.«

»Ja, ja, ich weiß, daß Sie ein guter Sohn sind. Gehen Sie also jetzt zu Ihrem Vater. Ich habe auch einen Sohn und würde es sehr übelnehmen, wenn ihn jemand nach dreimonatiger Abwesenheit von mir fernhielte.«

»Sie erlauben also?« fragte der junge Mann.

»Ja, wenn Sie mir nichts mehr zu sagen haben.«

»Nein.«

»Hat Ihnen der Kapitän Leclère kurz vor seinem Tode nicht einen Brief für mich gegeben?«

»Es wäre ihm unmöglich gewesen zu schreiben; aber das erinnert mich daran, daß ich Sie um vierzehn Tage Urlaub bitten muß.«

»Um Hochzeit zu halten?«

»Einmal das, und dann, um nach Paris zu reisen.«

»Schön, schön, nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie wollen, Dantès; um die Ladung zu löschen, werden wir etwa sechs Wochen brauchen, und wir werden vor Ablauf eines Vierteljahres wohl kaum wieder in See gehen ... In einem Vierteljahr müssen Sie aber dasein. Der ›Pharao‹, fuhr der Reeder fort, indem er dem jungen Seemann auf die Schulter klopfte, »könnte ohne seinen Kapitän nicht wieder in See stechen.«

»Ohne seinen Kapitän!« rief Dantès mit freudestrahlenden Augen. »Sie hätten die Absicht, mich zum Kapitän des ›Pharao‹ zu ernennen?«

»Wenn ich allein zu bestimmen hätte, würde ich Ihnen die Hand reichen, mein lieber Dantès, und Ihnen sagen: Abgemacht! Aber ich habe einen Teilhaber, und Sie kennen das Sprichwort: ›Wer einen Teilhaber hat, hat einen Befehlshaber.‹ Aber von zwei Stimmen haben Sie wenigstens schon eine, und wegen der andern verlassen Sie sich auf mich, ich werde das Meine tun.«

Der junge Mann, dem die Tränen in den Augen standen, ergriff die Hände des Reeders.

»Oh, Herr Morrel«, rief er, »ich danke Ihnen im Namen meines Vaters und Mercedes'!«

»Schön, schön, Edmund; Gott läßt es einem braven Kerl nicht schlecht gehn auf der Welt. Suchen Sie Ihren Vater auf, gehen Sie zu Mercedes, und dann kommen Sie zu mir.«

»Soll ich Sie nicht an Land bringen?«

»Nein, ich danke; ich will noch die Rechnungen mit Danglars durchgehen. Sind Sie während der Reise mit ihm zufrieden gewesen?«

»Das kommt darauf an, wie Sie diese Frage meinen, Herr Morrel. Meinen Sie als Kamerad, dann nein, denn ich glaube, er kann mich nicht leiden, seit ich eines Tages die Dummheit beging, ihm nach einem Streit, den wir miteinander hatten, den Vorschlag zu machen, zehn Minuten an der Insel Monte Christo haltzumachen, um diesen Streit auszutragen, einen Vorschlag, den ich ihm nicht hätte machen sollen und den er mit Recht zurückwies. Meinen Sie als Rechnungsführer, so glaube ich, daß nichts an ihm auszusetzen ist und daß Sie mit seinen Leistungen zufrieden sein werden.«

»Aber hören Sie, Dantès«, fragte der Reeder, »wenn Sie Kapitän des ›Pharao‹ wären, würden Sie Danglars gern behalten?«

»Ich werde stets, ob Kapitän oder Erster Offizier, diejenigen achten, die das Vertrauen meiner Reeder besitzen.«

»Nun, Dantès, ich sehe, daß Sie in jeder Beziehung ein braver Junge sind. Jetzt will ich Sie aber nicht länger aufhalten; gehen Sie, ich sehe ja, Sie stehen wie auf Kohlen.«

»Ich habe also meinen Urlaub?« fragte Dantès.

»Gehen Sie nur.«

»Sie erlauben, daß ich Ihr Boot nehme?«

»Nehmen Sie nur.«

»Auf Wiedersehen, Herr Morrel, und tausend Dank!«

»Auf Wiedersehen, mein lieber Edmund, viel Glück!«

Der junge Mann sprang in das Boot, und zwei Matrosen ruderten ihn auf seinen Befehl an Land.

Der Reeder folgte ihm lächelnd mit den Augen, sah, wie er am Kai ausstieg und sich sofort in der Menge verlor.

Als der Reeder sich umwandte, sah er Danglars hinter sich, der dem Anschein nach seine Befehle erwartete, in Wirklichkeit aber gleichfalls dem jungen Seemann nachgeblickt hatte.

VATER UND SOHN

Nachdem Dantès die Cannebière in ihrer ganzen Länge durchheilt hatte, bog er in die Rue de Noailles ein, betrat ein an der linken Seite der Allées de Meilhan gelegenes Haus, stieg klopfenden Herzens schnell eine dunkle Treppe bis zum vierten Stock hinauf und blieb vor einer angelehnten Tür stehen, durch die man bis in den Hintergrund eines kleinen Zimmers sehen konnte.

Dieses Zimmer war das seines Vaters.

Die Nachricht von der Ankunft des »Pharao« war noch nicht bis zu dem Greis gedrungen, der, auf einem Stuhle stehend, damit beschäftigt war, mit zitternder Hand einige Kapuzinerblumen und Rebwinden, die das Fenster umrankten, mit Leisten zu stützen.

Plötzlich fühlte er, wie ein Paar Arme sich um ihn legten, und eine wohlbekannte Stimme rief:

»Vater, mein Vater!«

Der Greis stieß einen Schrei aus und wandte sich um. Als er seinen Sohn erblickte, sank er zitternd und bleich in dessen Arme.

»Was hast du denn?« rief der junge Mann beunruhigt. »Bist du krank?«

»Nein, nein, mein lieber Edmund, mein Sohn, mein Kind, nein; es ist nur die Freude über dieses unvermutete Wiedersehen – ich hatte dich nicht erwartet –, o Gott, mir ist, als ob ich sterben müßte!«

»Nun, nun, fasse dich doch, Vater! Die Freude soll dir keinen Schaden tun. Sei doch fröhlich, anstatt mich so mit wirren Augen anzusehen. Ich bin zurück, und wir werden glücklich sein.«

»Ah so, Junge!« entgegnete der Greis. »Aber wieso werden wir glücklich sein? Du verläßt mich also nicht mehr? Komm, erzähle mir dein Glück!«

»Gott verzeihe mir«, sagte der junge Mann, »daß ein Ereignis mein Glück ist, das Trauer über eine Familie bringt! Ich habe dieses Glück nicht gewünscht, aber es ist nun einmal so gekommen, und ich kann nicht anders als mich darüber freuen. Der brave Kapitän Leclère ist tot, Vater, und es ist wahrscheinlich, daß ich auf Verwendung des Herrn Morrel seine Stelle erhalte. Begreifst du, Vater? Mit zwanzig Jahren Kapitän! Hundert Louisdors Gehalt und Anteil am Gewinn! Wie hätte ich armer Matrose jemals solches Glück erhoffen dürfen?«

»Ja, mein Sohn, in der Tat«, antwortete der Greis, »das ist ein Glück.«

»Und von dem ersten Gelde, das ich erhalte, sollst du ein Häuschen mit einem Garten bekommen, worin du dir deine Rebwinden, deine Kapuzinerblumen und Jelängerjelierer pflanzen kannst ... Aber was ist dir denn, Vater, bist du krank?«

»Geduld, Geduld! Es ist weiter nichts.«

Die Kräfte verließen den Greis, und er sank nach hintenüber.

»Trink ein Glas Wein, Vater; das wird dich wieder erfrischen. Wo steht dein Wein?«

»Nein, ich danke, such nicht; ich brauche keinen«, sagte der Alte, indem er seinen Sohn zurückhielt.

»Doch, doch, Vater, zeig mir den Platz.« Und er öffnete einige Schränke.

»Laß sein ...«, bemerkte der Greis, »es ist kein Wein mehr da.«

»Wie, es ist kein Wein mehr da?« rief Dantès, seinerseits erlebend und abwechselnd die blassen, eingefallenen Wangen des Greises und die leeren Schränke betrachtend. »Hat es dir an Geld gefehlt, Vater?«

»Nein, mein Sohn, es hat mir an nichts gefehlt, nun, da du da bist«, antwortete der Greis.

»Aber ich hatte dir doch zweihundert Franken zurückgelassen, als ich vor einem Vierteljahr abreiste«, sagte Dantès bestürzt.

»Ja, ja, Edmund, freilich; aber du hattest vergessen, vor der Abreise eine kleine Schuld beim Nachbar Caderousse zu bezahlen; er hat mich daran erinnert und wollte, wenn ich nicht für dich bezahlte, sich das Geld von Herrn Morrel geben lassen. Und siehst du, da ich befürchtete, daß dir das schaden könnte ...«

»Nun?«

»So habe ich es bezahlt.«

»Es waren ja aber hundertvierzig Franken, die ich Caderousse schuldeten!«

»Ja«, sagte der Greis.

»Und die hast du ihm von den zweihundert Franken gegeben?«

Der Greis nickte.

»So daß du also ein Vierteljahr von sechzig Franken gelebt hast?« rief der junge Mann.

»Du weißt, wie wenig ich brauche«, sagte der Alte.

»Oh, verzeih mir!« rief Edmund, indem er sich vor seinem Vater auf die Knie warf.

»Was machst du denn?«

»Oh, du hast mir das Herz zerrissen!«

»Du bist ja da«, sagte der Greis lächelnd; »nun ist alles wieder gut.«

»Ja, ich bin da«, entgegnete der junge Mann, »und ich habe Geld mitgebracht. Da, Vater, nimm und laß sofort einholen.« Und er entleerte seine Taschen, die ein Dutzend Goldstücke, fünf oder sechs Fünffrankenstücke und kleine Münzen enthielten, auf den Tisch.

Das Gesicht des alten Dantès erheiterte sich.

»Wem gehört das?« fragte er.

»Nun, mir, dir, uns! Nimm, kauf ein, sei fröhlich! Morgen gibt es mehr.«

»Sachte, sachte«, mahnte der Alte lächelnd; »mit deiner Erlaubnis werde ich deine Börse nur mäßig in Anspruch nehmen; wenn man

mich zu viel auf einmal kaufen sähe, würde man denken, ich hätte bis zu deiner Rückkehr warten müssen, um Einkäufe zu machen.«

»Wie du willst, Vater; aber vor allen Dingen nimm dir jemand zur Bedienung; du sollst nicht mehr allein bleiben. Ich habe geschmuggelten Kaffee und ausgezeichneten Tabak in einem kleinen Koffer an Bord. Doch still! Da ist jemand.«

»Das ist Caderousse. Er hat wohl gehört, daß du gekommen bist, und will dir guten Tag sagen.«

»Das ist auch so einer, der mit Worten freundlich tut und im Herzen anders denkt«, murmelte Edmund. »Doch einerlei, es ist ein Nachbar, der uns einmal einen Dienst erwiesen hat, er sei willkommen.«

In der Tat sah man gleich darauf in der Flurtür den schwarzen, bärtigen Kopf des Schneiders Caderousse erscheinen. Es war ein Mann von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren.

»Ei, du bist also zurück, Edmund?« sagte er im ausgesprochensten Marseiller Dialekt und mit einem breiten Lächeln, das seine elfenbeinweißen Zähne sehen ließ.

»Wie Sie sehen, Nachbar Caderousse, und bereit, Ihnen in jeder Weise dienlich zu sein«, antwortete Dantès, der seinen Widerwillen nur schlecht unter diesem Anerbieten verbarg.

»Danke, danke; glücklicherweise brauche ich nichts, und es sind sogar manchmal die andern, die mich brauchen.«

Dantès machte eine Bewegung.

»Das geht nicht auf dich, Junge; ich habe dir Geld geliehen, du hast mir's wiedergegeben, und wir sind quitt; so was kommt unter guten Nachbarsleuten vor.«

»Man ist denen gegenüber, die einem einen Dienst erwiesen haben, nie quitt«, antwortete Dantès; »denn wenn man ihnen das Geld nicht mehr schuldet, so schuldet man ihnen Dankbarkeit.«

»Wozu darüber sprechen! Was vorbei ist, ist vorbei. Sprechen wir von deiner glücklichen Rückkehr, Junge. Ich war also nach dem Hafen gegangen, um braunes Tuch zu holen, und wen treffe ich?

Freund Danglars, der mir erzählte, daß du auch wieder da bist. Da komme ich denn, um einem Freunde die Hand zu drücken.«

»Der gute Caderousse«, sagte der Greis, »er liebt uns so!«

»Gewiß liebe ich Sie, die ehrbaren Leute sind rar. Aber du scheinst ja reich zu werden, Junge«, fuhr der Schneider fort, indem er einen Seitenblick auf die Handvoll Gold und Silber warf, die Dantès auf den Tisch geschüttet hatte. Der junge Mann bemerkte den gierigen Blick in den schwarzen Augen des Nachbarn.

»Lieber Gott«, warf er nachlässig hin, »das Geld gehört nicht mir; ich fragte meinen Vater, ob es ihm in meiner Abwesenheit auch an nichts gefehlt hat, und um mich zu beruhigen, hat er den Inhalt seiner Börse auf den Tisch geschüttet. Komm, Vater«, fuhr Dantès fort, »steck das Geld wieder in deine Sparbüchse, das heißt, wenn Nachbar Caderousse es nicht braucht, in welchem Falle es zu seiner Verfügung steht.«

»Nein, Junge«, sagte Caderousse, »ich brauche nichts. Gott sei Dank! Das Handwerk nährt seinen Mann. Behalte dein Geld, man hat nie zu viel; trotzdem bin ich dir für dein Anerbieten ebenso verbunden, als ob ich's angenommen hätte.«

»Es war aufrichtig gemeint«, erwiderte Dantès.

»Daran zweifle ich nicht. Du verstehst dich also mit Herrn Morrel sehr gut? Du verstehst es offenbar, dich beliebt zu machen.«

»Herr Morrel ist immer sehr gütig gegen mich gewesen«, antwortete Dantès.

»Dann tust du unrecht, seine Einladung zum Essen nicht anzunehmen.«

»Was?« fiel der alte Dantès ein; »er hat dich zum Essen eingeladen?«

»Ja, Vater«, antwortete Edmund, über das Staunen des Alten lächelnd.

»Und warum hast du abgelehnt, Junge?« fragte der Greis.

»Um eher bei dir zu sein, Vater«, erwiderte der junge Mann. »Ich hatte Eile, dich zu sehen.«

»Das wird den guten Herrn Morrel verletzt haben«, nahm Caderousse wieder das Wort; »und wenn einer Absicht auf den Kapitänshut hat, so darf er seinen Reeder nicht vor den Kopf stoßen.«

»Ich habe ihm den Grund meiner Ablehnung erklärt«, entgegnete Dantès, »und ich hoffe, Herr Morrel hat Verständnis dafür.«

»Je nun, wenn man Kapitän werden will, muß man seinem Patron ein bißchen schmeicheln.«

»Ich hoffe, ohne das Kapitän zu werden.«

»Desto besser, desto besser, da werden sich alle alten Freunde freuen, und ich kenne da unten hinter der Zitadelle von Saint-Nicolas jemand, der auch nicht böse darüber sein wird.«

»Mercedes?« fragte der Greis.

»Ja, Vater«, entgegnete Dantès, »und jetzt, da ich dich gesehen habe und weiß, daß es dir gut geht und du alles hast, was du brauchst, erlaubst du wohl, daß ich im Katalonierdorf einen Besuch abstatte.«

»Geh, mein Sohn«, sagte der alte Dantès, »und Gott segne dich in deiner Frau, wie er mich in meinem Sohne gesegnet hat!«

»Seine Frau!« bemerkte Caderousse. »Wie Sie gleich losgehen, Vater Dantès! Ich, dachte, sie ist es noch nicht.«

»Nein; aber sie wird es bald sein«, antwortete Edmund.

»Einerlei, einerlei«, meinte Caderousse, »es war gut, daß du dich beeilt hast, Junge.«

»Wieso?«

»Weil die Mercedes ein schönes Mädchen ist und es den schönen Mädchen nicht an Liebhabern fehlt, besonders dieser nicht; sie laufen ihr dutzendweise nach.«

»So«, sagte Edmund mit einem Lächeln, hinter dem eine leichte Unruhe bemerkbar war.

»Jawohl«, fuhr Caderousse fort, »und sogar schöne Partien, aber sieh her, du wirst Kapitän werden, und man wird sich hüten, dich abzuweisen.«

»Das heißt«, entgegnete Dantès, dessen Lächeln seine Unruhe nur schlecht verbarg, »wenn ich nicht Kapitän würde ...«

»Je, nun.« Caderousse zog die Schultern hoch.

»Nun«, erwiderte der junge Mann, »ich habe eine bessere Meinung von den Frauen im allgemeinen und von Mercedes im besonderen und bin überzeugt, daß sie mir treu bleiben wird, einerlei ob ich Kapitän bin oder nicht.«

»Um so besser, um so besser«, warf Caderousse hin; »es ist immer gut, dem Mädchen zu vertrauen, daß man heiraten will; aber einerlei, glaube mir, Junge, verliere keine Zeit, zu ihr zu gehen und ihr deine Ansichten mitzuteilen.«

»Ich gehe sofort«, sagte Edmund.

Er umarmte seinen Vater, verabschiedete sich von Caderousse und ging.

Caderousse blieb noch einen Augenblick, dann verabschiedete er sich von dem alten Dantès, ging die Treppe hinunter und suchte Danglars wieder auf, der ihn an der Straßenecke erwartete.

»Nun«, fragte Danglars, »hast du ihn gesehen?«

»Ich komme direkt von ihm.«

»Und hat er gesagt, daß er Kapitän zu werden hofft?«

»Er spricht davon, als ob er's schon wäre.«

»Geduld«, sagte Danglars. »Er scheint es etwas zu eilig zu haben.«

»Es sieht so aus, als ob Herr Morrel es ihm zugesagt hat.«

»Dann ist er wohl sehr heiter?«

»Sogar anmaßend; bietet mir seine Dienste an, als ob er was Vornehmes wäre; wollte mir Geld leihen wie ein Bankier.«

»Und du hast es zurückgewiesen?«

»Strikte weg; obschon ich's ganz gut hätte annehmen können, zumal ich es war, der ihm die ersten Goldstücke in die Hand gegeben hat. Aber jetzt braucht Herr Dantès niemand mehr; er wird ja Kapitän.«

»Pah«, sagte Danglars, »noch ist er's nicht.«

»Teufel auch! Gut wär's, wenn er's nicht würde«, entgegnete Caderousse, »denn sonst würde er unsereinen gar nicht mehr ansehen.«

»Wenn wir wollten«, warf Danglars hin, »so bliebe er, was er ist, ja, würde vielleicht noch weniger.«

»Was meinst du?«

»Nichts, ich rede nur so. Und er ist noch immer in die schöne Katalonierin verliebt?«

»Wahnsinnig verliebt. Er ist zu ihr gegangen; aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn ihn nicht Unannehmlichkeiten erwarteten.«

»Erkläre dich.«

»Wozu?«

»Es ist wichtiger, als du denkst. Du kannst doch Dantès nicht leiden, he?«

»Ich habe die Hochnäsigen im Magen.«

»Nun, dann sage mir, was du von der Katalonierin weißt.«

»Positives weiß ich just nichts; was ich aber gesehen habe, läßt mich glauben, daß der zukünftige Kapitän, wie gesagt, in der Gegend da Unannehmlichkeiten haben dürfte.«

»Was hast du denn gesehen? Sprich doch.«

»Nun denn, allemal wenn Mercedes nach der Stadt kommt, wird sie von einem großen Katalonier mit schwarzen Augen und roter Haut begleitet, einem brünetten, hitzigen Burschen, den sie Vetter nennt.«

»So! Und glaubst du, daß dieser Vetter ihr den Hof macht?«

»Ich nehm's an.«

»Und Dantès ist auf dem Weg zu der Katalonierin, sagst du?«

»Er hat vor mir das Haus verlassen.«

»Wenn wir in die Gegend gingen, könnten wir in der ›Réserve‹ einkehren und bei einem Glas Wein Neuigkeiten abwarten.«

»Wer soll uns denn die geben?«

»Wir würden Dantès sehen, und sein Gesicht würde uns sagen, was passiert ist.«

»Komm«, sagte Caderousse; »aber du bezahlst doch?«

»Gewiß«, erwiderte Danglars.

Und beide begaben sich mit schnellen Schritten zur »Réserve«. Dort angekommen, ließen sie sich eine Flasche und zwei Gläser geben.

Vater Pamphile hatte Dantès vor noch nicht zehn Minuten vorübergehen sehen.

Nachdem sie sich so vergewissert hatten, daß Dantès bei der Katalonierin war, setzten sie sich unter die mit dem ersten Grün sich schmückenden Platanen, in deren Zweigen eine Schar fröhlich zwitschernder Vögel einem der ersten schönen Frühlingstage zujubelte.

DAS KATALONIERDORF

Hundert Schritte von dem Platze, wo die beiden Freunde, mit Auge und Ohr auf der Lauer, hinter ihren Weingläsern saßen, erhob sich hinter einem nackten, von der Sonne ausgedörrten und vom Winde mitgenommenen Hügel das Dorf der Katalonier.

Eines Tages war eine sonderbare Schar Kolonisten von Spanien aufgebrochen und an dieser Stelle an Land gestiegen. Man wußte nicht, woher sie kamen, und sie redeten eine unbekannte Sprache. Einer der Führer, der Provenzalisch verstand, bat die Gemeinde Marseille, ihnen dieses nackte und unfruchtbare Vorgebirge zu geben. Die Bitte wurde gewährt, und ein Vierteljahr darauf erhob sich um die zwölf oder fünfzehn Fahrzeuge, welche diese Zigeuner des Meeres mitgebracht hatten, ein kleines Dorf.

Dieses in malerischer Weise halb maurisch, halb spanisch aufgebaute Dorf ist noch heute von den Abkömmlingen jener Leute bewohnt, deren Sprache sie noch heute sprechen. Seit drei oder vier Jahrhunderten sind sie diesem kleinen Vorgebirge treu, auf welches sie, einem Schwarm Seevögel gleich, niedergefallen waren, ohne sich mit der Marseiller Bevölkerung zu vermischen; sie heirateten unter sich und bewahrten wie die Sprache auch die Sitten und die Kleidung ihres Mutterlandes.

Wir bitten den Leser, uns durch die einzige Straße dieses Dörfchens zu folgen und mit uns in eins dieser Häuser einzutreten, welchen die Sonne jene schöne Farbe des abgestorbenen Laubes gegeben hat und die im Innern einen Bewurf von weißem Mörtel haben.

Ein schönes junges Mädchen mit tiefschwarzem Haar und dunklen Gazellenaugen stand an eine Wand gelehnt und zerknickte mit ihren schlanken Fingern einen Heidestrauch, dessen Blüten schon den Boden bedeckten; ihre bis zu den Ellbogen freien, gebräunten Arme zitterten in einer Art fieberhafter Ungeduld, und sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

Drei Schritte vor ihr saß auf einem Stuhle, den er in ruckweiser Bewegung schaukelte, den Ellbogen auf ein altes, wurmstichiges Möbel gestützt, ein großer Bursche von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, der den Blick mit einem Ausdruck von Unruhe und Ärger auf sie richtete; er blickte sie scharf und fragend an, aber der feste Blick des jungen Mädchens hielt dem seinen stand.

»Höre, Mercedes«, sagte er, »Ostern ist vor der Tür; das ist die Zeit, Hochzeit zu halten, antworte mir!«

»Ich habe dir schon hundertmal geantwortet, Ferdinand, und du mußt wirklich dir selbst sehr feind sein, daß du nochmals fragst!«

»Nun, wiederhole es noch einmal, ich bitte dich, damit ich endlich daran glaube. Sag mir zum hundertsten Male, daß du meine Werbung zurückweist, die deiner Mutter recht war; mach es mir recht begreiflich, daß dir nichts an mir gelegen ist, daß es dir einerlei ist, ob ich lebe oder sterbe. O Gott! Zehn Jahre lang zu träumen, dein Mann zu werden, Mercedes, und dann diese Hoffnung, die der einzige Zweck meines Lebens war, zu verlieren!«

»Ich habe dich zu dieser Hoffnung wenigstens nicht ermuntert, Ferdinand«, antwortete Mercedes; »du kannst mir nicht die geringste Koketterie vorwerfen. Ich habe dir stets gesagt: Ich liebe dich wie einen Bruder, aber verlange von mir nie mehr als das, denn mein Herz gehört einem andern. Ist es nicht so, Ferdinand?«

»Ja, ich weiß wohl, Mercedes«, entgegnete der junge Mann, »du bist gegen mich immer von einer grausamen Freimütigkeit gewesen; aber hast du vergessen, daß es unter den Kataloniern ein heiliges Gesetz ist, untereinander zu heiraten?«

»Du irrst dich, Ferdinand, es ist kein Gesetz, sondern nur eine Gewohnheit, weiter nichts. Du bist ausgehoben, Ferdinand, und wenn du auch gegenwärtig frei bist, so kannst du doch jeden Augenblick einberufen werden. Und was wolltest du als Soldat mit mir machen, einer armen, verlassenen Waise, die nichts besitzt als eine fast verfallene Hütte mit einigen abgenutzten Netzen an der Wand, die mein Vater meiner Mutter und meine Mutter mir als elendes Erbteil hinterlassen hat? Seit ihrem Tod, seit einem Jahr also, Ferdinand, bedenke doch, lebe ich fast von der öffentlichen Mildtätigkeit! Manchmal tust du, als ob ich dir nützlich wäre, um das Recht zu haben, deinen Fang mit mir zu teilen, und ich nehm's an, Ferdinand, weil du der Sohn von meines Vaters Bruder bist, weil wir zusammen aufgewachsen sind, und vor allem, weil es dich betrüben würde, wenn ich dich zurückwiese. Aber ich fühl's wohl, Ferdinand, daß die Fische, die ich verkaufen gehe und für deren Ertrag ich den Hanf kaufe, den ich spinne, ich fühle wohl, Ferdinand, daß sie eine milde Gabe sind.«

»Was macht das alles, Mercedes? Arm und alleinstehend, wie du bist, gefällst du mir besser als die Tochter des stolzesten Reeders oder des reichsten Bankiers von Marseille! Was braucht denn unsereiner? Eine ehrbare Frau und eine gute Haushälterin. Und wo fände ich beides besser als in dir?«

»Ferdinand«, antwortete Mercedes, den Kopf schüttelnd, »man wird eine schlechte Hausfrau und kann nicht dafür bürgen, eine ehrbare Frau zu bleiben, wenn man jemand anders als seinen Gatten liebt. Begnüge dich mit meiner Freundschaft, denn, ich wiederhole dir's, weiter kann ich dir nichts versprechen, und ich verspreche nur, was ich sicher bin, geben zu können.«

»Ja, ich verstehe«, sagte Ferdinand; »du trägst dein Elend geduldig, hast aber Furcht vor dem meinen. Nun sieh, Mercedes, von dir geliebt, werde ich das Glück versuchen; du wirst mir Glück bringen, und ich werde reich werden. Ich kann meine Fischerei vergrößern,

kann als Angestellter bei einem Kaufmann eintreten, kann selbst Kaufmann werden!«

»Das alles kannst du nicht, Ferdinand; du bist Soldat, und wenn du bei den Kataloniern bleiben darfst, so nur deshalb, weil kein Krieg ist. Bleib also Fischer; gib dich keinen Träumen hin, die dir die Wirklichkeit nur noch schrecklicher erscheinen lassen würden, und begnüge dich mit meiner Freundschaft, da ich dir nichts anderes geben kann.«

»Gut, du hast recht, Mercedes, ich werde Seemann werden; statt der Tracht unserer Väter, die du geringschätzt, werde ich einen lakkierten Hut, ein gestreiftes Hemd und eine blaue Weste mit Ankern auf den Knöpfen tragen. Muß man nicht so gekleidet sein, um dir zu gefallen?«

»Was willst du damit sagen?« fragte Mercedes mit stolzem Blick. »Ich verstehe dich nicht.«

»Ich will damit sagen, Mercedes, daß du nur so hart und grausam gegen mich bist, weil du auf jemand wartest, der so gekleidet ist. Aber der, auf den du wartest, ist vielleicht unbeständig, und wenn er's nicht ist, so ist's das Meer.«

»Ferdinand«, rief Mercedes, »ich hielt dich für gut, aber ich habe mich getäuscht! Nun wohl, ja, ich verstelle mich nicht, ich erwarte und liebe den, von dem du sprichst, und wenn er nicht zurückkommt, so werde ich eher glauben, daß er gestorben, als daß er mir untreu geworden ist.«

Der junge Katalonier machte eine wütende Gebärde.

»Ich verstehe dich, Ferdinand; du willst ihm die Schuld dafür beimessen, daß ich dich nicht liebe; willst dein katalonisches Messer mit seinem Dolche kreuzen! Wozu würde dir das dienen? Meine Freundschaft zu verlieren, wenn du besiegt wirst, oder meine Freundschaft sich in Haß verwandeln zu sehen, wenn du Sieger bist! Glaub's mir, Streit mit einem Manne zu suchen, ist ein schlechtes Mittel, um derjenigen zu gefallen, die diesen Mann liebt. Nein, Ferdinand, du wirst dich nicht so von deinen schlechten Gedanken hinreißen las-

sen. Da du mich nicht zur Frau haben kannst, wirst du dich damit begnügen, mich zur Freundin und Schwester zu haben; und übrigens«, fügte sie unruhig und mit Tränen in den Augen hinzu, »warte, warte, Ferdinand: du hast soeben gesagt, das Meer sei treulos, und es sind schon vier Monate her, daß er fort ist; seit vier Monaten habe ich viele Stürme gezählt!«

Ferdinand blieb unbewegt, während Mercedes die Tränen über die Wangen liefen. Er hätte für jede dieser Tränen sein Blut gegeben; aber diese Tränen flossen für einen andern.

Er stand auf, schritt durch die Hütte, kam zurück und blieb finstern Auges und mit krampfhaft geballten Händen vor Mercedes stehen.

»Höre, Mercedes«, sagte er, »noch einmal: Ist es dein letztes Wort?«

»Ich liebe Edmund Dantès«, antwortete das junge Mädchen ruhig und bestimmt, »und keiner als Edmund wird mein Mann werden.«

»Und du wirst ihn immer lieben?«

»Solange ich lebe.«

Ferdinand ließ den Kopf sinken wie ein Verzweifelter und stieß einen Seufzer aus, der einem Stöhnen glich; dann plötzlich rief er, den Kopf erhebend:

»Wenn er aber tot ist?«

»Wenn er tot ist, werde ich sterben.«

»Aber wenn er dich vergißt?«

»Mercedes!« rief eine freudige Stimme draußen. »Mercedes!«

»Oh!« rief das junge Mädchen, vor Freude aufspringend, »da siehst du, daß er mich nicht vergessen hat. Da ist er!«

Sie stürzte zur Tür, riß sie auf und rief:

»Hier, Edmund, hier bin ich!«

Ferdinand fuhr bleich und zitternd zurück und sank auf einen Stuhl.

Edmund und Mercedes lagen sich in den Armen. Der Sonnenschein, der durch die Tür eindrang, umhüllte sie mit einer Lichtflut. In den ersten Augenblicken sahen sie nichts von dem, was sie umgab; ein unendliches Glücksgefühl trennte sie von der Welt, und sie sprachen zueinander nur in jenen abgerissenen Worten, die der Ausdruck einer unendlichen Freude sind und fast den Äußerungen des Schmerzes gleichen.

Plötzlich gewahrte Edmund das finstere Gesicht Ferdinands, das ihm bleich und drohend aus dem Schatten entgegenstarrte; mit einer Bewegung, von der er sich selbst keine Rechenschaft gab, faßte der junge Katalonier mit der Hand nach dem Messer in seinem Gürtel.

»Oh«, sagte Dantès, seinerseits die Stirn runzelnd, »ich hatte nicht bemerkt, daß wir zu dritt sind.« Dann, sich an Mercedes wendend, fragte er: »Wer ist der Herr?«

»Der Herr wird dein bester Freund sein, Dantès, denn er ist mein Freund; es ist mein Vetter, mein Bruder, es ist Ferdinand, das heißt, derjenige Mann, den ich nach dir, Edmund, auf der Welt am meisten liebe. Erkennst du ihn nicht wieder?«

»O doch«, entgegnete Edmund, und ohne Mercedes loszulassen, deren Hand er fest in der seinen hielt, reichte er mit einer herzlichen Bewegung die andere Hand dem Katalonier.

Aber Ferdinand blieb stumm und unbeweglich wie eine Bildsäule.

Da ließ Edmund seinen forschenden Blick von der bewegten und zitternden Mercedes auf den finsternen und drohenden Ferdinand gleiten. Der Zorn stieg ihm zu Kopfe.

»Das wußte ich nicht, als ich zu dir eilte, Mercedes, daß ich einen Feind hier finden würde.«

»Einen Feind!« rief Mercedes mit einem Blick des Zornes auf ihren Vetter; »einen Feind, sagst du, bei mir, Edmund! Wenn ich das glaubte, würde ich dich beim Arm nehmen und mit dir nach Marseille gehen, um dieses Haus nie wieder zu betreten.«

Das Auge Ferdinands blitzte.

»Und wenn dir ein Unglück zustieße, mein Edmund«, fuhr sie fort und zeigte damit ihrem Vetter, daß sie seine finsternen Gedanken erraten hatte, »würde ich auf das Kap Morgion steigen und mich mit dem Kopf voran auf die Felsen stürzen.«

Ferdinand erblaßte.

»Aber du täuschst dich, Edmund«, sprach sie weiter, »du hast hier keinen Feind; hier ist nur Ferdinand, mein Bruder, der dir die Hand drücken wird wie einem guten Freunde.«

Und bei diesen Worten richtete das junge Mädchen ihren gebietenden Blick auf den Katalonier, der sich, als ob er unter einem Zauber stände, langsam Edmund näherte und ihm die Hand reichte.

Sein Haß hatte sich an der Gewalt, die dieses Mädchen über ihn hatte, gebrochen wie eine Welle am Gestade.

Aber kaum hatte er die Hand Edmunds berührt, so fühlte er, daß er das Äußerste getan hatte, was er zu tun vermochte, und er stürzte aus dem Haus.

»Oh«, rief er, wie ein Wahnsinniger laufend und sein Haar zerwühlend, »wer wird mich von diesem Menschen befreien? Oh, ich Unglücklicher!«

»He, Katalonier! He, Ferdinand! Wohin willst du?« rief eine Stimme.

Der junge Mann blieb plötzlich stehn, blickte sich um und sah Caderousse mit Danglars in einer Laube am Tisch sitzen.

»Heda!« sagte Caderousse, »warum kommst du nicht? Hast du es so eilig, daß du keine Zeit hast, Freunden guten Tag zu sagen?«

»Besonders wenn sie noch eine fast volle Flasche vor sich haben«, fügte Danglars hinzu.

Ferdinand sah die beiden mit verstörtem Ausdruck an und erwiderte nichts.

»Er scheint ganz außer sich zu sein«, bemerkte Danglars, indem er Caderousse mit dem Knie anstieß. »Sollten wir uns getäuscht haben, und Dantès triumphiert am Ende doch?«

»Na, das muß sich zeigen«, entgegnete Caderousse und wandte sich wieder an den jungen Mann: »Nun, Katalonier, willst du kommen?«

Ferdinand wischte sich den Schweiß, der ihm von der Stirn rann, und trat langsam unter die Laube, deren Schatten und Frische ihn etwas zu beruhigen schienen.

»Guten Tag«, sagte er, »habt ihr mich gerufen?«

Und er fiel mehr, als daß er sich setzte, auf eine der Bänke, welche den Tisch umgaben.

»Ich habe dich angerufen, weil du wie ein Besessener ranntest und ich Angst hatte, daß du dich ins Meer stürzen wolltest«, erwiderte Caderousse lachend. »Teufel auch, man hat seine Freunde nicht nur, um ihnen ein Glas Wein anzubieten, sondern auch, um sie zu hindern, ein Dutzend Liter Wasser zu schlucken.«

Ferdinand stieß ein Stöhnen aus, das einem Schluchzen glich, und ließ den Kopf auf seine auf den Tisch gelegten Hände sinken.

»Na, soll ich dir was sagen, Ferdinand«, nahm Caderousse wieder das Wort, »du siehst aus wie ein aus dem Felde geschlagener Liebhaber.« Und er begleitete diesen Scherz mit einem lauten Lachen.

»Pah«, erwiderte Danglars, »ein Bursche, der so aussieht, ist nicht danach gemacht, um unglücklich in der Liebe zu sein. Du spaßest, Caderousse.«

»Nein«, entgegnete dieser, »höre doch, wie er seufzt. Nun, Ferdinand, die Nase in die Höh' und antworte uns. Es ist nicht lebenswürdig, Freunden, die sich nach unserem Befinden erkundigen, nichts zu antworten.«

»Mein Befinden ist gut«, gab Ferdinand zurück, indem er die Fäuste ballte, aber den Kopf nicht erhob.

»Ah, siehst du, Danglars«, meinte Caderousse, indem er seinem Freunde zuzwinkerte, »die Sache ist die: Unser guter Ferdinand, ein braver Katalonier und einer der besten Fischer von Marseille, ist in eine Schöne namens Mercedes verliebt; leider aber scheint die Schöne ihrerseits in den Ersten Offizier des ›Pharao‹ verliebt zu

sein, und da der ›Pharao‹ heute in den Hafen eingelaufen ist ... so, verstehst du?«

»Nein, ich verstehe nicht«, antwortete Danglars.

»Der arme Ferdinand wird den Abschied bekommen haben«, fuhr Caderousse fort.

»Nun, und?« fragte Ferdinand, den Kopf erhebend und Caderousse ansehend wie jemand, der einen sucht, an dem er seinen Zorn auslassen kann. »Mercedes hängt doch von niemand ab, nicht wahr? Und es steht ihr frei, zu lieben, wen sie will.«

»Wenn du die Sache so nimmst«, entgegnete Caderousse, »so ist das was anderes! Ich hielt dich für einen Katalonier, und man hat mir gesagt, die Katalonier seien nicht die Leute, die sich durch einen Nebenbuhler aus dem Feld schlagen lassen; man hat sogar hinzugesetzt, der Ferdinand sei besonders schrecklich in seiner Rache.«

Ferdinand lächelte mitleidig.

»Ein Verliebter ist nie schrecklich«, sagte er.

»Der arme Kerl!« nahm Danglars wieder das Wort, indem er sich stellte, als ob er den jungen Mann aus tiefstem Herzen beklagte. »Was willst du? Er war nicht darauf gefaßt, Dantès so plötzlich wiederkommen zu sehen; hielt ihn vielleicht für tot, untreu oder was weiß ich! Dergleichen Sachen treffen um so empfindlicher, wenn sie einem plötzlich über den Kopf kommen.«

»Na, auf alle Fälle«, rief Caderousse, bei dem der Wein seine Wirkung auszuüben anfang, »auf alle Fälle ist Ferdinand nicht der einzige, dem die glückliche Ankunft Dantès' in Marseille in die Quere kommt; nicht wahr, Danglars?«

»Nein, da hast du recht, und ich möchte fast sagen, daß ihm das Unglück bringen wird.«

»Einerlei aber«, entgegnete Caderousse, indem er Ferdinand einschenkte und sein eigenes Glas zum achten oder zehnten Male füllte, während Danglars das seine kaum berührt hatte, »einerlei, inzwischen heiratet er Mercedes, die schöne Mercedes; zu dem Zweck ist er wenigstens zurückgekommen.«

Währenddessen musterte Danglars mit scharfem Blick den jungen Mann, auf dessen Herz die Worte Caderousses wie geschmolzenes Blei fielen.

»Und wann ist die Hochzeit?« fragte er.

»Oh, die ist noch nicht gefeiert!« murmelte Ferdinand.

»Nein, aber sie wird gefeiert werden«, entgegnete Caderousse, »so wahrhaftig, wie Dantès Kapitän des ›Pharao‹ wird, nicht wahr, Danglars?«

Danglars erbebt bei diesem unerwarteten Hieb und wandte sich gegen Caderousse, dessen Gesicht er musterte, um zu sehen, ob der Schlag mit Vorbedacht geführt sei; aber er las auf diesem durch die Trunkenheit schon fast blöden Gesicht nichts als Neid.

»Na«, sagte er, die Gläser füllend, »trinken wir also auf das Wohl des Kapitäns Edmund Dantès, des Gemahls der schönen Katalonierin!«

Caderousse führte sein Glas mit schwerer Hand an den Mund und goß es in einem Zuge hinunter. Ferdinand nahm das seine und zerschmetterte es auf der Erde.

»He, he, he!« rief Caderousse. »Was ist denn das da hinten auf dem Hügel, dort, in der Richtung vom Katalonierdorf? Schau doch, Ferdinand, du kannst besser sehen als ich; ich glaube, mein Blick fängt an, unsicher zu werden, und du weißt, der Wein ist ein Schalk. Man möchte sagen, ein Liebespäpchen, Arm in Arm und Hand in Hand. Gott verzeih mir! Sie haben keine Ahnung, daß wir sie sehen, und da, da küssen sie sich!«

Danglars beobachtete die Pein Ferdinands, dessen Gesicht sich verzog.

»Kennen Sie das Paar, Herr Ferdinand?« fragte er.

»Ja«, antwortete dieser mit dumpfer Stimme, »es ist Herr Edmund und Fräulein Mercedes.«

»Ei, sieh an!« rief Caderousse, »ich erkannte sie nicht. Heda, Dantès! Heda, schönes Fräulein! Kommt doch einmal her und sagt

uns, wann Hochzeit ist, Herr Ferdinand hier ist eigensinnig und will es uns nicht sagen.«

»Willst du den Mund halten!« sagte Danglars, indem er tat, als ob er Caderousse, der sich mit der Hartnäckigkeit des Trunkenen aus der Laube beugte, zurückhalten wollte. »Versuch lieber, dich auf den Beinen zu halten, und laß das Pärchen in Frieden. Da, sieh Herrn Ferdinand an und nimm dir ein Beispiel an ihm; der ist vernünftig.«

Vielleicht war Ferdinand, von Danglars aufs äußerste gereizt, im Begriff loszustürzen, denn er war aufgestanden, und sein Körper schien sich zu spannen, als ob er sich auf seinen Nebenbuhler werfen wollte; aber Mercedes, lachend und aufrecht, hob ihren schönen Kopf und ließ ihren hellen Blick strahlen. Da erinnerte sich Ferdinand ihrer Drohung zu sterben, wenn Edmund stürbe, und er sank entmutigt auf seinen Sitz zurück.

Danglars betrachtete nacheinander die beiden Männer, der eine durch die Trunkenheit vertiert, der andere durch die Liebe gebändigt.

»Es ist nichts anzufangen mit diesen Tröpfen«, murmelte er, »und ich fürchte sehr, ich habe es hier mit einem Trunkenbold und einem Feigling zu tun; der Neidische da betrinkt sich in Wein, während er sich in Galle berauschen sollte, und der große Einfaltspinsel, dem man die Geliebte vor der Nase weggeschnappt hat, setzt sich hin und flennt und klagt wie ein Kind. Und doch hat das flammende Augen wie diese Spanier, Sizilianer und Kalabreser, die sich so gut zu rächen wissen; das hat Fäuste, die einem Ochsen den Kopf zerschmetterten könnten. Das Schicksal meint es entschieden gut mit Edmund, er heiratet das schöne Mädchen, wird Kapitän und macht uns eine lange Nase, wenn«, und dabei spielte ein fahles Lächeln um Danglars' Lippen, »wenn ich mich nicht ins Mittel lege.«

»Heda!« fuhr Caderousse, der sich, die Hände auf den Tisch stützend, halb erhoben hatte, zu schreien fort. »Heda, Edmund! Siehst

du denn deine Freunde nicht, oder bist du schon zu stolz, um mit ihnen zu sprechen?»

»Nein, mein lieber Caderousse«, antwortete Dantès, »ich bin nicht stolz, aber glücklich, und das Glück macht, glaube ich, noch blinder als der Stolz.«

»Na, diese Erklärung läßt sich hören«, entgegnete Caderousse. »Ei, guten Tag, Frau Dantès.«

Mercedes grüßte ernst.

»So heiße ich noch nicht«, sagte sie, »und in meiner Heimat glaubt man, daß es Unglück bringt, wenn ein Mädchen vor der Hochzeit mit dem Namen ihres Bräutigams genannt wird; nennen Sie mich also bitte Mercedes.«

»Man muß es dem braven Caderousse verzeihen«, bemerkte Dantès, »sein Irrtum ist so groß nicht.«

»Also wird die Hochzeit bald stattfinden, Herr Dantès?« fragte Danglars, die beiden jungen Leute begrüßend.

»Sobald wie möglich, Herr Danglars; heute werden alle Förmlichkeiten bei Papa Dantès erledigt, und morgen oder spätestens übermorgen findet das Verlobungsmahl hier in der ›Réserve‹ statt. Die Freunde werden hoffentlich dabeisein; das heißt, daß Sie eingeladen sind, Herr Danglars, und Sie auch, Caderousse.«

»Und Ferdinand«, fragte Caderousse mit einem hinterhältigen Lachen, »ist Ferdinand auch von der Partie?«

»Der Bruder meiner Frau ist mein Bruder«, sagte Edmund, »und Mercedes und ich würden es sehr bedauern, wenn er sich in einem solchen Augenblick ausschließen wollte.«

Ferdinand öffnete den Mund, um zu antworten, aber die Stimme erstarb ihm in der Kehle; er konnte kein Wort hervorbringen.

»Heute die Formalitäten, morgen oder übermorgen die Verlobung ... Teufel, Sie haben's eilig, Herr Kapitän!«

»Danglars«, entgegnete Edmund lächelnd, »ich muß Ihnen dasselbe sagen, was Mercedes eben zu Caderousse sagte: Geben Sie

mir nicht den Titel, der mir noch nicht zukommt; es würde mir Unglück bringen.«

»Verzeihung«, gab Danglars zurück; »ich sage also einfach, daß Sie's sehr eilig haben. Teufel, wir haben Zeit! Der ›Pharao‹ wird vor einem Vierteljahr nicht wieder in See gehen.«

»Man hat es immer eilig mit dem Glück, Herr Danglars, denn wenn man lange gelitten hat, wird es einem schwer, ans Glück zu glauben. Aber es ist nicht bloß meinetwegen, daß ich Eile habe; ich muß nach Paris.«

»So, wirklich, nach Paris? Und ist's das erstemal, daß Sie dorthin reisen?«

»Jawohl.«

»Sie haben dort Geschäfte?«

»Nicht für mich; ich muß einen letzten Auftrag unseres armen Kapitäns erfüllen. Sie wissen, Danglars, das ist etwas Heiliges. Übrigens seien Sie unbesorgt, ich werde nicht länger fortbleiben, als zur Hin- und Rückreise nötig ist.«

»Ja, ja, ich verstehe«, antwortete Danglars laut; ganz leise aber fügte er hinzu: »Nach Paris! Jedenfalls um den Brief, den ihm der Großmarschall gegeben hat, an seine Adresse zu besorgen! Ha! Dieser Brief bringt mich auf eine Idee, eine glänzende Idee! O Freund Dantès, noch stehst du im Register des ›Pharao‹ nicht unter Nummer eins.«

»Glückliche Reise!« rief er Edmund nach, der sich schon entfernte.

»Danke«, antwortete Edmund, sich umsehend, mit freundschaftlicher Handbewegung.

Dann setzten die beiden Liebenden ruhig und heiter ihren Weg fort.

DIE VERSCHWÖRUNG

Danglars blickte Edmund und Mercedes nach, bis die beiden Liebenden an einer Ecke des Forts Saint-Nicolas verschwunden waren.

Als er sich dann umwandte, sah er, daß Ferdinand bleich und zitternd auf seinen Sitz zurückgesunken war, während Caderousse ein Trinklied lallte.

»Nun, mein lieber Herr«, sagte Danglars zu Ferdinand, »diese Heirat, scheint's, ist nicht nach jedermanns Geschmack.«

»Sie bringt mich zur Verzweiflung«, antwortete Ferdinand.

»Sie lieben also Mercedes?«

»Ich bete sie an!«

»Seit langem?«

»Seit wir uns kennen; ich habe sie immer geliebt.«

»Und da sitzen Sie hier und raufen sich die Haare, statt auf etwas zu sinnen, was Ihnen helfen könnte. Zum Teufel, ich glaubte, Leute Ihrer Nation handelten anders.«

»Was soll ich denn tun?« fragte Ferdinand.

»Weiß ich das? Ist es meine Sache? Ich bin doch nicht in Fräulein Mercedes verliebt, sondern Sie. Suchet, so werdet ihr finden, sagt das Evangelium.«

»Gefunden hatte ich schon was.«

»Was denn?«

»Ich wollte den Mann erdolchen, aber die Frau sagt, sie würde sich das Leben nehmen, wenn ihrem Bräutigam ein Unglück zustieße.«

»Pah! Das sagt man, tut's aber nicht.«

»Sie kennen Mercedes nicht; sie würde ihre Drohung wahrmachen.«

»Dummkopf!« murmelte Danglars. »Was schadet's, ob sie sich das Leben nimmt oder nicht, wenn nur Dantès nicht Kapitän wird.«

»Und ehe Mercedes stirbt«, fuhr Ferdinand mit dem Ton unerschütterlicher Entschlossenheit fort, »würde ich selbst sterben.«

»Das ist die wahre Liebe!« lallte Caderousse mit weinseliger Stimme. »Oder ich verstehe mich nicht mehr darauf!«

»Hören Sie«, begann Danglars wieder, »Sie scheinen mir ein netter Kerl zu sein, und ich möchte Sie aus der Verlegenheit ziehen, aber ...«

»Ja«, warf Caderousse ein, »laß hören.«

»Lieber Freund«, entgegnete Danglars, »du bist zu dreiviertel betrunken; mach deine Flasche leer, dann bist du's ganz. Trink und mische dich nicht in das, was wir tun; dazu muß man einen klaren Kopf haben.«

»Ich betrunken?« rief Caderousse. »Rede doch nicht; von deinen Pullen, die nicht größer sind als Parfümfläschchen, könnte ich noch vier trinken! Vater Pamphile, Wein her!« Und um seinen Worten Nachdruck zu geben, schlug Caderousse mit seinem Glas auf den Tisch.

»Sie meinten also?« fragte Ferdinand, mit Spannung auf die Fortsetzung der unterbrochenen Rede wartend.

»Was meinte ich? Ich erinnere mich nicht mehr. Dieser Trunkenbold Caderousse hat mich ganz aus dem Text gebracht.«

»Trunkenbold, ganz wie du willst; das ist immer noch besser, als wenn man sich vor dem Wein fürchtet, weil man schlechte Gedanken hat, die einem entschlüpfen könnten.« Und Caderousse begann sein Trinklied weiterzusingen.

»Sie sagten«, fing Ferdinand wieder an, »Sie möchten mich aus der Verlegenheit ziehen; aber, meinten Sie ...«

»Ja, aber, meinte ich ... damit Ihnen geholfen werde, genügt es, daß Dantès Ihre Geliebte nicht heiratet, und die Heirat kann, wie mir scheint, sehr leicht verhindert werden, ohne daß Dantès ums Leben kommt.«

»Nur der Tod wird sie trennen«, warf Ferdinand ein.

»Du räsonierst wie eine Auster, lieber Freund«, mischte sich Caderousse wieder ein; »dieser Danglars ist ein pffiffiger, mit allen Hunden gehetzter, geriebener Kopf und wird dir beweisen, daß du unrecht hast. Beweise, Danglars; ich habe für dich gutgesagt. Sag ihm, daß es nicht nötig ist, daß Dantès stirbt, was übrigens schade wäre. Ein guter Kerl, der Dantès! Dein Wohl, Dantès!«

Ferdinand stand ungeduldig auf.

»Lassen Sie ihn reden«, sagte Danglars, den jungen Mann zurückhaltend, »und übrigens, so betrunken er ist, er hat nicht so unrecht. Die Trennung ist für die Liebenden so gut wie der Tod. Angenommen, es befänden sich zwischen Edmund und Mercedes die Mauern eines Gefängnisses, so wären sie ebenso getrennt wie durch einen Grabstein.«

»Ja, aber man kommt aus dem Gefängnis wieder heraus«, fiel Caderousse, der den Rest seiner Vernunft aufwandte, um der Unterhaltung zu folgen, erneut ein. »Und wenn man wieder heraus ist und Edmund Dantès heißt, so rächt man sich.«

»Was liegt daran!« murmelte Ferdinand.

»Und weshalb sollte man übrigens Dantès einstecken?« fuhr Caderousse fort. »Er hat weder gestohlen noch einen umgebracht.«

»Halt den Mund«, entgegnete Danglars.

»Ich will den Mund nicht halten«, rief Caderousse. »Ich will wissen, weshalb man Dantès einstecken sollte. Ich liebe Dantès. Dein Wohl, Dantès!«

Und er goß wieder ein Glas hinunter. Danglars beobachtete an den matten Augen des Schneiders, wie dessen Trunkenheit fortschritt. Dann wandte er sich an Ferdinand.

»Nun, verstehen Sie, daß es nicht nötig ist, ihm ans Leben zu gehen?«

»Ja, gewiß – wenn man, wie Sie sagen, ein Mittel hätte, ihn festnehmen zu lassen. Aber haben Sie dieses Mittel?«

»Wenn man sich ordentlich bemühte«, entgegnete Danglars, »ließe es sich finden. Aber«, fuhr er fort, »in was, zum Teufel, mische ich mich da ein! Geht's mich etwas an?«

»Ob es Sie etwas angeht, weiß ich nicht«, sagte Ferdinand, ihn am Arm fassend, »was ich aber weiß, ist, daß Sie einen besonderen Grund haben, Dantès zu hassen. Wer selbst haßt, täuscht sich nicht in den Gefühlen anderer.«

»Ich einen Grund, Dantès zu hassen? Durchaus nicht, auf Ehre! Ich habe gesehen, daß Sie unglücklich sind, und Ihr Unglück hat mein Mitgefühl erregt, weiter nichts; wenn Sie aber glauben, daß ich selbst ein Interesse an der Sache hätte, dann adieu, lieber Freund, helfen Sie sich selbst, so gut Sie können.«

Und Danglars tat, als ob er aufstehen wollte.

»Nein«, sagte Ferdinand, ihn zurückhaltend, »bleiben Sie! Mir ist's ja schließlich einerlei, ob Sie etwas gegen Dantès haben oder nicht; ich hasse ihn, das sage ich offen heraus. Finden Sie das Mittel, und ich führ's aus, vorausgesetzt, daß es nicht sein Leben kostet, denn Mercedes hat gesagt, sie würde sich töten, wenn Dantès stürbe.«

Caderousse, der den Kopf hatte auf den Tisch sinken lassen, hob ihn wieder und rief, Ferdinand und Danglars mit schweren, blöden Augen ansehend: »Dantès töten! Wer spricht hier davon, Dantès zu töten? Er soll nicht umgebracht werden; er ist mein Freund; er hat heute morgen sein Geld mit mir teilen wollen, wie ich meines mit ihm geteilt habe; ich will nicht, daß Dantès getötet wird.«

»Schafskopf! Wer spricht denn davon, ihn zu töten?« sagte Danglars.
»Es handelt sich nur um einen Scherz. Trink auf sein Wohl«, fügte er,
das Glas Caderousses füllend, hinzu, »und laß uns in Ruhe.«

»Ja, ja, auf Dantès' Wohl!« sagte Caderousse, indem er sein Glas
leerte, »auf sein Wohl ... auf sein Wohl ... da!«

»Aber das Mittel ... das Mittel?« fragte Ferdinand.

»Sie haben's also noch nicht?«

»Nein, Sie haben's übernommen, es zu finden.«

»Allerdings«, meinte Danglars, »die Franzosen sind den Spaniern
insofern überlegen, als diese grübeln, während die Franzosen erfin-
den.«

»Dann erfinden Sie doch«, gab Ferdinand ungeduldig zurück.

»Kellner«, rief Danglars, »eine Feder, Tinte und Papier!«

»Eine Feder, Tinte und Papier!« murmelte Ferdinand.

»Jawohl, ich bin Rechnungsführer. Feder, Tinte und Papier sind
mein Handwerkszeug, und ohne das kann ich nichts anfangen.«

»Eine Feder, Tinte und Papier!« rief nun seinerseits Ferdinand.

»Dort auf dem Tisch finden Sie das Gewünschte«, sagte der
Kellner.

»Dann geben Sie's uns.«

Der Kellner stellte Feder, Tinte und Papier auf den Tisch in der
Laube.

»Wenn man bedenkt«, sagte Caderousse, indem er seine Hand
auf das Papier fallen ließ, »daß man damit einen Menschen siche-
rer töten kann, als wenn man ihm im Walde versteckt auflauert!
Ich habe stets vor einer Feder, einer Flasche Tinte und einem Blatt
Papier größere Angst gehabt als vor Säbel und Pistole.«

»Der Kerl ist noch nicht so betrunken, wie er aussieht«, bemerkte
Danglars. »Schenken Sie ihm doch ein, Ferdinand.«

Ferdinand schenkte das Glas Caderousses voll, und dieser nahm
die Hand vom Papier und griff nach seinem Glase.

Der Katalonier beobachtete diese Bewegung, bis Caderousse, dem das Glas fast den Rest gab, dasselbe wieder auf den Tisch stellte oder vielmehr fallen ließ.

»Nun denn?« fragte der Katalonier.

»Nun, ich meinte also«, sagte Danglars, »daß, wenn jemand nach einer Reise, wie sie Dantès gemacht hat und auf welcher er Neapel und die Insel Elba berührt hat, wenn jemand, sage ich, ihn dem Staatsanwalt als bonapartistischen Agenten anzeigte ...«

»Ich werde ihn anzeigen«, sagte der junge Mann lebhaft.

»Ja; aber dann läßt man Sie Ihre Erklärung unterschreiben, man stellt Sie dem gegenüber, den Sie angezeigt haben; ich liefere Ihnen freilich das Material, um Ihre Anklage zu begründen, aber Dantès kann nicht ewig im Gefängnis bleiben; eines Tages, über kurz oder lang, wird er herauskommen, und dann wehe dem, der ihn hineingebracht hat!«

»Oh, ich wünschte weiter nichts, als daß er mit mir Streit suchte!« rief Ferdinand.

»Ja, und Mercedes? Mercedes, die Sie hassen wird, wenn Sie das Unglück hätten, ihrem vielgeliebten Edmund nur die Haut zu ritzen!«

»Ja, das ist freilich wahr«, bemerkte Ferdinand.

»Nein«, fuhr Danglars fort, »wenn man sich so etwas vornähme, sehen Sie, so wär's viel besser, man nähme einfach diese Feder, wie ich es jetzt tue, tauchte sie ein und schriebe mit der linken Hand, damit die Handschrift nicht erkannt würde, eine folgendermaßen abgefaßte kleine Anzeige ...«

Und Danglars schrieb mit der linken Hand in einer Schrift, die mit seiner gewöhnlichen nicht die geringste Ähnlichkeit hatte, folgende Zeilen, die er Ferdinand übergab und die dieser halblaut überlas:

»Der Herr Königliche Staatsanwalt wird von einem Freunde des Thrones und der Religion darauf aufmerksam gemacht, daß ein gewisser Edmund Dantès, Erster Offizier des Schiffes ›Pharao‹, welches, von Smyrna kommend, nach Berührung von Neapel und Porto Ferrajo heute morgen hier eingelaufen ist, von Murat einen Brief an den Usurpator und von dem Usurpator einen Brief an das bonapartistische Komitee in Paris erhalten hat. Der Beweis seines Verbrechens wird sich bei seiner Verhaftung ergeben, denn man wird besagten Brief entweder bei ihm, in der Wohnung seines Vaters oder in seiner Kajüte an Bord des ›Pharao‹ finden.«

»Da sehen Sie«, fuhr Danglars fort, »so würde Ihre Rache Sinn und Verstand haben, denn sie könnte in keiner Weise auf Sie zurückfallen, und die Sache würde sich von selbst machen; man braucht jetzt nur noch diesen Brief zu falten und darauf zu schreiben: An den Königlichen Staatsanwalt. Das wäre die ganze Geschichte.«

Und Danglars schrieb wie zum Scherz die Adresse.

»Ja, das wäre die ganze Geschichte«, rief Caderousse, welcher, seinen letzten Rest von Vernunft anstrengend, der Vorlesung gefolgt war und instinktmäßig begriff, welches Unheil eine derartige Anzeige anrichten konnte; »ja, das wäre die ganze Geschichte, aber es wäre eine Niederträchtigkeit.« Und er streckte den Arm nach dem Brief aus.

»Das Ganze ist ja auch nur ein Scherz«, sagte Danglars, wobei er den Brief aus der Reichweite des Trunkenen schob, »und ich wäre der erste, der es bedauerte, wenn Dantès, diesem braven Dantès, etwas zustieße. Da sieh ...«

Er nahm den Brief, zerknitterte ihn und warf ihn in einen Winkel der Laube.

»Ja, Dantès ist mein Freund, und ich will nicht, daß ihm ein Leid geschieht!« rief Caderousse.

»Ei, wer zum Kuckuck denkt denn daran, ihm ein Leid zuzufügen!« entgegnete Danglars, indem er aufstand, den jungen Mann,

der sitzen geblieben war, ansah und fortwährend Seitenblicke nach dem fortgeschleuderten Papier warf.

»Dann Wein her!« rief Caderousse. »Ich will auf das Wohl Edmunds und der schönen Mercedes trinken.«

»Du hast schon zuviel getrunken«, sagte Danglars, »und wenn du fortfährst, wirst du hierbleiben müssen, da du dich nicht mehr auf den Beinen halten kannst.«

»Ich«, schrie Caderousse, in seiner Trunkenheit prahlend, »ich mich nicht mehr auf den Beinen halten können! Ich wette, daß ich noch, ohne zu schwanken, auf den Kirchturm steige.«

»Gut denn«, antwortete Danglars, »ich halte, aber für morgen; heute ist's Zeit, nach Hause zu gehen. Gib mir den Arm und laß uns gehen.«

»Gehen wir«, stimmte Caderousse zu, »aber ich brauche dazu deinen Arm nicht. Kommst du mit nach Marseille, Ferdinand?«

»Nein«, antwortete dieser, »ich kehre ins Katalonierdorf zurück.«

»Sei nicht so dumm, komm mit nach Marseille, komm!«

»Ich habe in Marseille nichts zu tun und will nicht dahin.«

»Wenn du nicht willst, dann laß es. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Komm, Danglars, laß den Herrn wieder ins Katalonierdorf gehen, da er's will.«

Danglars machte sich den augenblicklichen guten Willen Caderousses zunutze und zog den Betrunkenen auf die Straße. Caderousse taumelte, sich an Danglars klammernd, neben dem Rechnungsführer her.

Nach zwanzig Schritten blickte Danglars sich um und gewahrte, wie Ferdinand sich auf das Papier stürzte und es in die Tasche steckte. Darauf sah er den jungen Mann aus der Laube eilen.

»Nanu, was macht er denn?« rief Caderousse. »Er hat uns was vorgelegen, er geht ja gar nicht ins Katalonierdorf, sondern nach der Stadt. Heda, Ferdinand, du irrst dich, mein Junge!«

»Nein, du siehst nicht ordentlich«, entgegnete Danglars; »er geht geradeswegs nach Hause.«

»Wahrhaftig, ich hätte darauf geschworen, daß er sich nach rechts wendete. Der verflixte Wein!«

»So«, murmelte Danglars, »jetzt, denke ich, wird sich die Sache ganz von selbst machen.«

DAS VERLOBUNGSM AHL

Rein und glänzend ging die Sonne am andern Morgen auf, und ihre ersten Strahlen übergossen mit Purpurglut die Kämme der schäumenden Wellen.

Das Mahl war im ersten Stock der »Réserve«, mit deren Laube wir schon Bekanntschaft gemacht haben, angerichtet worden, und obgleich es erst für Mittag angesagt war, war doch schon um elf Uhr der sich draußen vor dem Saal hinziehende Balkon mit ungeduldig Hin- und Hergehenden erfüllt. Es waren Seeleute des »Pharao« und einige Soldaten, Freunde von Dantès. Alle hatten ihre besten Kleider angelegt.

Unter den Anwesenden ging das Gerücht, daß die Reeder des »Pharao« an dem Fest ihres Ersten Offiziers teilnehmen würden; aber das war eine so große Ehre für Dantès, daß niemand daran zu glauben wagte.

Danglars indessen, der mit Caderousse ankam, bestätigte die Nachricht. Er hatte Herrn Morrel am Morgen gesehen, und der hatte ihm gesagt, daß er zum Festmahl kommen würde.

In der Tat trat bald nach ihnen Herr Morrel in den Saal und wurde von den Matrosen des »Pharao« mit einstimmigem Hurra empfangen. Die Anwesenheit des Reeders war für sie die Bestätigung des Gerüchts, daß Dantès zum Kapitän ernannt werden sollte, und da Dantès an Bord sehr beliebt war, dankten die braven Seeleute auf diese Weise ihrem Reeder dafür, daß seine Wahl diesmal zufällig mit ihren Wünschen übereinstimmte. Gleich nach Herrn Morrels

Ankunft wurden Danglars und Caderousse nach dem Bräutigam gesandt, um ihn von der Anwesenheit des Reeders zu unterrichten.

Danglars und Caderousse eilten fort, hatten aber noch keine hundert Schritte gemacht, als sie schon den kleinen Zug herankommen sahen.

Dieser Zug bestand aus vier jungen Mädchen, Freundinnen Mercedes' und Katalonierinnen wie sie, welche die Braut, die an Edmunds Arm daherschritt, begleiteten. Neben der Zukünftigen ging Vater Dantès, und hinter ihnen kam Ferdinand, auf dessen Gesicht ein böses Lächeln stand.

Weder Mercedes noch Edmund gewahrten dieses böse Lächeln. Die beiden waren so glücklich, daß sie nur sich allein sahen.

Danglars und Caderousse entledigten sich ihrer Botschaft und schüttelten dann Edmund kräftig und freundschaftlich die Hand. Danach trat Danglars an die Seite Ferdinands und Caderousse an die des Vaters von Dantès.

Caderousse hatte die Aussicht auf ein gutes Mahl wieder vollständig mit Dantès versöhnt; es war ihm von dem, was sich tags zuvor ereignet hatte, nur eine unbestimmte Erinnerung geblieben.

Danglars musterte den enttäuschten Liebhaber mit scharfem Blick. Ferdinand ging hinter den zukünftigen Eheleuten, vollständig von Mercedes vergessen, die in der reizenden Selbstsucht der Liebe nur Augen für ihren Edmund hatte. Er wurde abwechselnd bleich und rot; von Zeit zu Zeit sah er in die Richtung, wo Marseille lag, und dann überlief ihn unwillkürlich ein nervöses Zittern; er schien irgendein großes Ereignis vorherzusehen.

Dantès trug die Uniform der Handelsmarine, welche die Mitte hält zwischen der Militäruniform und dem Zivilanzug, und die Freude, die ihm aus den Augen leuchtete, hob seine männliche Schönheit noch.

Mercedes war schön wie eine Griechin von Cypren oder Chios, mit tiefschwarzen Augen und korallenroten Lippen; sie kam daher mit dem freien Schritt der Andalusierinnen, lächelte und sah ihre

Umgebung offen an, und ihr Lächeln und ihr Blick sagten so freimütig, wie es Worte nicht deutlicher hätten ausdrücken können: Wenn ihr meine Freunde seid, so freut euch mit mir, denn ich bin glücklich!

Sobald das Brautpaar mit seiner Begleitung von der »Réserve« aus wahrgenommen wurde, ging Morrel – gefolgt von den Matrosen und Soldaten, denen er das Dantès bereits gemachte Versprechen, daß er Nachfolger des Kapitäns Leclère werden sollte, wiederholt hatte – dem kleinen Zuge entgegen. Edmund ließ seine Braut los und legte ihren Arm in den des Herrn Morrel, und so begab sich, mit Herrn Morrel und der Braut an der Spitze, der Zug in den Saal.

»Vater«, sagte Mercedes, vor der Mitte des Tisches im Saale haltmachend, »du zu meiner Rechten, bitte, und zu meiner Linken soll der sitzen, der mein Bruder gewesen ist«, fügte sie mit einer Freundlichkeit hinzu, die ihrem Vetter wie ein Dolchstoß ins Herz drang. Seine Lippen wurden bleich, und unter der gebräunten Farbe seines männlichen Gesichts konnte man sehen, wie das Blut aus seinen Wangen wich.

Währenddessen hatte Dantès Herrn Morrel zu seiner Rechten und Danglars zu seiner Linken Platz nehmen lassen; dann forderte er mit einladender Geste jeden auf, sich nach Belieben hinzusetzen.

Die Schüsseln mit den landesüblichen Leckerbissen kreisten.

»Eine schöne Stille!« bemerkte der Greis, indem er ein Glas topasfarbenen Wein, den Vater Pamphile soeben kredenzt hatte, langsam austrank. »Sind denn wirklich dreißig Leute hier, die lustig sein wollen?«

»Oh, ein Ehemann ist nicht immer lustig«, entgegnete Caderousse.

»Ja, wirklich, ich bin in diesem Augenblicke zu glücklich, um lustig zu sein«, sagte Dantès. »Wenn Sie's so meinen, so haben Sie recht, Nachbar. Die Freude hat manchmal eine sonderbare Wirkung, sie bedrückt wie der Schmerz.«

»Sie fürchten doch nichts?« fragte Ferdinand. »Mir scheint, daß alles nach Ihren Wünschen geht.«

»Und gerade das beunruhigt mich«, erwiderte Dantès; »mich dünkt, der Mensch ist nicht dazu gemacht, um so leicht glücklich zu sein. Das Glück ist jenen Schlössern auf den verzauberten Inseln gleich, deren Tore von Drachen bewacht werden. Man muß kämpfen, um es zu erobern, und ich weiß wirklich nicht, womit ich das Glück, der Gatte Mercedes' zu sein, verdient habe.«

»Der Gatte, der Gatte«, entgegnete Caderousse lachend, »soweit sind wir noch nicht, Herr Kapitän; versuch's nur mal, den Gatten zu spielen, und du wirst schon sehen, wie du empfangen wirst!«

Mercedes errötete.

Ferdinand rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und wischte sich von Zeit zu Zeit den Schweiß von der Stirn.

»Nun, Nachbar Caderousse«, sagte Dantès; »es lohnt nicht die Mühe, mich wegen solcher Kleinigkeiten Lügen zu strafen. Mercedes ist allerdings noch nicht meine Frau (er zog seine Uhr), in anderthalb Stunden wird sie's aber sein.«

Alle ließen einen Ruf der Überraschung hören, mit Ausnahme von Dantès' Vater, dessen breites Lächeln seine noch schönen Zähne zeigte. Mercedes lächelte ebenfalls und errötete nicht mehr. Ferdinand umkrampfte den Griff seines Messers.

»In anderthalb Stunden?« fragte Danglars erbleichend. »Wie denn das?«

»Ja, meine Freunde«, antwortete Dantès, »durch den Einfluß des Herrn Morrel, des Mannes, dem ich nächst meinem Vater das meiste auf der Welt verdanke, sind alle Schwierigkeiten beseitigt. Wir haben die Aufgebote gekauft, und halb drei Uhr erwartet uns der Bürgermeister von Marseille im Rathause. Da es nun eben ein Viertel nach eins geschlagen hat, so irre ich mich wohl nicht so sehr, wenn ich sage, daß Mercedes in anderthalb Stunden Frau Dantès sein wird.«

Ferdinand schloß die Augen, es brannte ihm wie Feuer auf den Lidern; er stützte sich auf den Tisch, um nicht vom Stuhle zu sinken; trotz seiner Anstrengungen konnte er ein dumpfes Stöhnen nicht unterdrücken, das sich in dem Lärm des Lachens und der Glückwünsche der Versammlung verlor.

»Das heißt doch schneidig handeln, ohne die Zeit zu verlieren!« sagte Vater Dantès. »Gestern morgen angekommen, heute um drei Uhr verheiratet! So 'n Seemann fackelt nicht lange.«

»Aber die anderen Formalitäten«, warf Danglars schüchtern ein, »der Kontrakt, die Eintragungen ...?«

»Der Kontrakt«, sagte Dantès lachend, »der Kontrakt ist fix und fertig: Mercedes hat nichts, ich auch nicht. Wir heiraten mit Gütergemeinschaft. Das ist bald geschrieben und wird nicht viel kosten.«

Dieser Scherz wurde von der Versammlung mit fröhlichem Beifall aufgenommen.

»Also feiern wir hier nicht eine Verlobung, sondern halten regelrecht ein Hochzeitsmahl?« fragte Danglars.

»Nein«, entgegnete Dantès, »Sie sollen um nichts kommen, seien Sie unbesorgt. Morgen früh reise ich nach Paris. Vier Tage hin, vier Tage zurück, einen Tag zur gewissenhaften Erledigung des Auftrags, mit dem ich betraut bin, und am ersten März bin ich zurück, am zweiten ist dann das richtige Hochzeitsmahl.«

Diese Aussicht auf eine neue Festlichkeit erhöhte die heitere Stimmung dermaßen, daß Dantès' Vater sich jetzt vergeblich bemühte, seinen Wunsch für das Glück der Verlobten anzubringen.

Dantès erriet den Gedanken seines Vaters und beantwortete ihn mit einem liebevollen Lächeln. Mercedes hatte schon mehrmals nach der Kuckucksuhr im Saal gesehen und machte Edmund ein Zeichen.

Um den Tisch herum herrschte lärmende Fröhlichkeit. Diejenigen, welche mit ihrem Platz nicht zufrieden gewesen, hatten sich andere Nachbarn gesucht; alle sprachen zu gleicher Zeit.

Die Blässe Ferdinands war auf die Wangen Danglars' übergegangen. Ferdinand selbst glich jetzt einem Verdammten im Feuer. Er hatte sich als einer der ersten erhoben und ging im Saal auf und ab, sich bemügend, sein Ohr von dem Lärm der Lieder und dem Klingen der Gläser abzuwenden.

Caderousse näherte sich ihm in dem Augenblick, da Danglars, den er zu fliehen schien, in einer Ecke des Saales zu ihm trat.

»Wahrhaftig«, sagte Caderousse, dem das Benehmen Dantès' und besonders der gute Wein den letzten Rest von Haß, den das unerwartete Glück des jungen Mannes in seiner Seele hatte aufkeimen lassen, genommen hatte, »wahrhaftig, Dantès ist ein netter Kerl, und wenn ich ihn bei seiner Braut sitzen sehe, sage ich zu mir, daß es schade gewesen wäre, ihm den schlechten Streich zu spielen, den ihr gestern plantet.«

»Du hast ja auch gesehen, daß die Sache nichts weiter auf sich hatte«, antwortete Danglars'. »Der arme Herr Ferdinand hier war so fassungslos, daß er mich zuerst dauerte; da er sich aber mit der Sache abgefunden hat und selbst den ersten Brautführer seines Nebenbuhlers macht, ist kein Wort weiter zu verlieren.«

Caderousse sah Ferdinand an, der wieder leichenblaß war.

»Das Opfer ist um so größer«, fuhr Danglars fort, »als das Mädchen in Wirklichkeit schön ist. Zum Kuckuck, ein Glückspilz, mein zukünftiger Kapitän; ich möchte nur zwölf Stunden Dantès heißen.«

»Wollen wir aufbrechen?« fragte die liebliche Stimme Mercedes'. »Es schlägt zwei Uhr, und wir werden um ein Viertel nach zwei erwartet.«

»Ja, ja, wir wollen aufbrechen«, sagte Dantès, indem er sich lebhaft erhob.

Alle stimmten zu.

In diesem Augenblick bemerkte Danglars, wie Ferdinand, der auf dem Fensterbrett saß und den er nicht aus den Augen verlor, verstört aufblickte, sich krampfhaft erhob und wieder an das

Fensterkreuz zurücksank. In demselben Augenblick fast hörte man von der Treppe her ein wirres Geräusch von schweren Tritten und Stimmen, untermischt mit Waffengeklirr, das trotz des Lärms im Saal die Aufmerksamkeit der Versammelten erweckte, so daß sofort eine unruhige Stille entstand.

Das Geräusch näherte sich, drei Schläge ertönten an der Tür; alle sahen einander erstaunt an.

»Im Namen des Gesetzes!« rief es draußen. Niemand antwortete.

Sofort öffnete sich die Tür, und ein Kommissar, angetan mit einer Schärpe, trat, gefolgt von einem Unteroffizier und vier bewaffneten Soldaten, in den Saal.

Schrecken folgte auf die Unruhe.

»Was gibt es?« fragte der Reeder den Kommissar, der ihm bekannt war. »Hier liegt jedenfalls ein Irrtum vor, mein Herr.«

»Wenn ein Irrtum vorliegt, Herr Morrel«, antwortete der Kommissar, »so seien Sie versichert, daß er sofort wiedergutmacht werden wird. Vorläufig bin ich Überbringer eines Haftbefehls, und ich muß meine Pflicht erfüllen, wenn es auch mit Bedauern geschieht. Wer von den Herren ist Edmund Dantès?«

Aller Blicke richteten sich auf den jungen Mann, der sehr erregt, aber seine Würde bewahrend, einen Schritt vortrat und sagte:

»Der bin ich, mein Herr; was wünschen Sie von mir?«

»Edmund Dantès«, erwiderte der Kommissar, »im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!«

»Sie mich verhaften ...«, sagte Edmund, leicht erblassend. »Aber warum mich verhaften?«

»Ich weiß es nicht, mein Herr, aber Ihr erstes Verhör wird Sie darüber aufklären.«

Herr Morrel erkannte, daß sich unter diesen Umständen nichts machen ließ.

Der Greis aber stürzte auf den Beamten zu und bat und beschwor ihn; aber Tränen und Bitten vermochten nichts. Die Verzweiflung

des Greises war jedoch so groß, daß der Kommissar davon gerührt wurde.

»Beruhigen Sie sich«, sagte er; »vielleicht hat Ihr Sohn einige Formalitäten in bezug auf die Zoll- und Sanitätsvorschriften vernachlässigt, und sobald man von ihm die gewünschte Aufklärung erhalten hat, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach wieder in Freiheit gesetzt werden.«

»Oho! Was bedeutet das?« wandte sich Caderousse stirnrunzelnd an Danglars, der den Überraschten spielte.

»Weiß ich es?« gab Danglars zurück. »Mir geht's wie dir, ich begreife nichts von alledem, was vorgeht.«

Caderousses Augen suchten Ferdinand; er war verschwunden.

Die ganze Szene vom Tage vorher stand plötzlich mit erschreckender Klarheit vor ihm; die Katastrophe schien den Schleier, den die Trunkenheit über sein Gedächtnis geworfen hatte, zerrissen zu haben.

»Oho!« sagte er mit heiserer Stimme. »Wäre das die Folge des Scherzes, von dem ihr gestern sprach, Danglars? Dann wehe dem, der ihn ausgeführt hat, denn es wäre ein sehr übler Scherz.«

»Durchaus nicht!« rief Danglars. »Du weißt doch sehr gut, daß ich das Papier zerrissen habe.«

»Zerrissen hast du's nicht«, antwortete Caderousse, »sondern nur in die Ecke geworfen.«

»Sei still, du hast nichts gesehen, du warst ja betrunken.«

»Wo ist Ferdinand?« fragte Caderousse.

»Weiß ich das?« erwiderte Danglars. »Wahrscheinlich hat er irgendwo zu tun; doch anstatt uns darum zu kümmern, laß uns lieber dem armen Dantès beistehen.«

Dantès hatte während dieser Unterhaltung allen Freunden die Hand gedrückt und sich als Gefangener gestellt.

»Seid ruhig«, sagte er, »der Irrtum wird sich aufklären, und wahrscheinlich komme ich gar nicht einmal bis zum Gefängnis.«

»O gewiß nicht, dafür werde ich bürgen«, bemerkte Danglars, der in diesem Augenblick auf die Gruppe zutrat.

Dantès folgte, von den Soldaten umgeben, dem Polizeikommissar die Treppe hinab. Ein Wagen mit geöffnetem Schlage hielt vor der Tür; er stieg ein, zwei Soldaten und der Kommissar stiegen nach ihm ein, der Schlag fiel zu, und der Wagen fuhr nach Marseille davon.

»Leb wohl, Dantès! Leb wohl, Edmund!« rief Mercedes ihm vom Balkon aus nach.

Der Gefangene hörte diesen letzten Schrei, der sich wie ein Schluchzen dem zerrissenen Herzen seiner Braut entrang; er steckte den Kopf aus dem Schlag und rief: »Auf Wiedersehen, Mercedes!« Dann verschwand er um eine Ecke des Forts Saint-Nicolas.

»Wartet hier auf mich«, sagte der Reeder: »ich fahre mit dem ersten Wagen, den ich treffe, nach Marseille und bringe euch Nachricht.«

»Gehen Sie!« riefen alle. »Gehen Sie und kommen Sie schnell wieder!«

Nach diesem doppelten Aufbruch herrschte unter den Zurückgebliebenen einen Augenblick lang eine schreckliche Bestürzung.

Der Greis und Mercedes blieben einige Zeit, jeder in seinen eigenen Schmerz versunken; endlich aber begegneten sich ihre Augen, sie erkannten sich als zwei Unglückliche, die derselbe Schlag getroffen hat, und warfen sich einander in die Arme.

Während dieser Zeit trat Ferdinand wieder in den Saal, goß sich ein Glas Wasser ein, trank es aus und setzte sich auf einen Stuhl.

Der Zufall wollte es, daß Mercedes, als die Arme des Greises sie losließen, auf einen danebenstehenden Stuhl sank.

Ferdinand machte eine instinktive Bewegung und fuhr mit seinem Stuhl zurück.

»Er ist's«, sagte Caderousse, der den Katalonier nicht aus dem Auge gelassen hatte, zu Danglars.

»Ich glaube nicht«, antwortete Danglars; »er war zu dumm; auf jeden Fall möge der Schlag auf den zurückfallen, der ihn geführt hat.«

»Du sprichst nicht von dem, der dazu geraten hat«, sagte Caderousse.

»Na, wahrhaftig, wenn man für alles, was man so daherredet, verantwortlich sein sollte!«

»Ja, wenn das, was man so daherredet, Unheil stiftet.«

Unterdessen erörterten die Anwesenden in verschiedenen Gruppen die plötzliche Verhaftung Dantès'.

»Und Sie, Danglars«, fragte eine Stimme, »was halten Sie von diesem Ereignis?«

»Ich?« entgegnete Danglars. »Ich glaube, er wird einige Ballen verbotener Waren mitgebracht haben.«

»Das müßten Sie dann doch wissen, Danglars, Sie waren doch der Rechnungsführer.«

»Das wohl, aber der Rechnungsführer kennt nur die Ladung, welche ihm deklariert wird. Ich weiß nur, daß wir Baumwolle geladen haben, daß wir unsere Ladung in Alexandrien vom Hause Pastret und in Smyrna vom Hause Pascal empfangen haben; mehr kann ich nicht sagen.«

»Oho, da fällt mir ein«, murmelte der Vater, sich an diesen Strohalm klammernd, »daß er mir gestern gesagt hat, er habe eine Kiste Kaffee und eine Kiste Tabak für mich.«

»Sehen Sie«, rief Danglars, »das ist's. In unserer Abwesenheit wird die Zollbehörde dem ›Pharao‹ einen Besuch abgestattet und die Bescherung entdeckt haben.«

Mercedes glaubte überhaupt nichts von alledem. Ihr bis dahin zurückgepreßter Schmerz machte sich plötzlich in Schluchzen Luft.

»Nun, nun, nur Mut!« redete Vater Dantès ihr zu, ohne selbst zu wissen, was er sagte.

»Mut!« wiederholte Danglars.

»Mut!« versuchte Ferdinand zu murmeln, aber seine Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen.

»Ein Wagen, ein Wagen!« rief einer der Teilnehmer, welcher als Posten auf dem Balkon geblieben war. »Ah, es ist Herr Morrel! Mut, Mut! Jedenfalls bringt er gute Nachrichten.«

Mercedes und der alte Vater eilten dem Reeder entgegen, den sie an der Tür trafen. Herr Morrel war sehr bleich.

»Nun?« riefen sie wie aus einem Munde.

»Ach, meine Freunde«, antwortete der Reeder, den Kopf schüttelnd, »die Sache ist ernster, als wir glaubten!«

»Oh, Herr Morrel«, rief Mercedes, »er ist unschuldig!«

»Ich glaube es«, entgegnete Herr Morrel, »aber man beschuldigt ihn.«

»Wessen?« fragte der alte Dantès.

»Ein bonapartistischer Agent zu sein.«

Das war damals in Frankreich eine entsetzliche Anklage.

Mercedes stieß einen Schrei aus; der Greis sank auf einen Stuhl.

»Aha«, sagte Caderousse leise, »du hast mich belogen, Danglars! Das, was ein Scherz sein sollte, ist also bitterer Ernst geworden. Aber ich will diesen Greis und dieses junge Mädchen nicht vor Gram sterben lassen und ihnen alles sagen.«

»Schweig, Unglücksmensch!« rief Danglars, indem er Caderousse bei der Hand faßte, »sonst stehe ich nicht für dich selbst. Wer sagt dir, daß Dantès nicht wirklich schuldig ist? Das Schiff hat an der Insel Elba angelegt, er ist an Land gestiegen und einen ganzen Tag in Porto Ferrajo geblieben. Fände man bei ihm einen Brief, der ihn kompromittierte, so würden alle, die ihm beigestanden haben, für seine Mitschuldigen gelten.«

Caderousse begriff mit dem schnellen Instinkt des Egoismus das Begründete dieses Einwurfs; er sah Danglars mit Augen voll Furcht und Schmerz an und sagte leise:

»Warten wir denn ab.«

»Ja, warten wir's ab«, stimmte Danglars zu, »wenn er unschuldig ist, wird man ihn freilassen; ist er schuldig, so ist es unnütz, sich eines Verschwörers wegen bloßzustellen.«

»Dann laß uns gehen, ich kann nicht länger hier bleiben.«

»Ja, komm«, sagte Danglars, erfreut, jemand zu haben, der gleichzeitig mit ihm ging, »komm und laß sie sich helfen, so gut sie können.«

Sie entfernten sich. Ferdinand, der wieder die Stütze des jungen Mädchens geworden war, nahm Mercedes an der Hand und führte sie ins Katalonierdorf zurück; Dantès' Freunde brachten den fast ohnmächtigen Greis nach seiner Wohnung in den Allées de Meilhan.

Bald verbreitete sich das Gerücht, daß Dantès als bonapartistischer Agent verhaftet worden sei, in der ganzen Stadt.

»Hätten Sie das geglaubt, mein lieber Danglars?« fragte Herr Morrel, als er seinen Rechnungsführer und Caderousse einholte; er eilte nach der Stadt zurück, um etwas Genaueres über Edmund vom Zweiten Staatsanwalt, Herrn von Villefort, den er kannte, zu erfahren. »Hätten Sie das geglaubt?«

»Je nun, Herr Morrel«, antwortete Danglars, »ich sagte Ihnen schon, daß Dantès ohne ersichtlichen Grund an der Insel Elba angelegt hat, und Sie wissen, mir ist dieser Aufenthalt verdächtig erschienen.«

»Haben Sie anderen von Ihrem Verdacht Mitteilung gemacht?«

»Ich würde mich gehütet haben«, antwortete Danglars leise, »Sie wissen, daß man Sie wegen Ihres Onkels, des Herrn Policar Morrel, der unter dem andern gedient hat und aus seinen Gedanken kein Geheimnis macht, beargwöhnt, daß Sie mit Napoleon sympathisieren. Ich hätte befürchten müssen, Edmund und in der Folge auch Ihnen zu schaden; es gibt Dinge, die ein Untergebener die Pflicht hat, seinem Reeder zu sagen, aber anderen gegenüber streng geheimzuhalten.«

»Ganz recht, Danglars, ganz recht, Sie sind ein braver Kerl; ich hatte auch schon an Sie gedacht, für den Fall, daß der arme Dantès Kapitän des ›Pharao‹ geworden wäre.«

»Wieso, Herr Morrel?«

»Ja, ich hatte Dantès gefragt, was er von Ihnen halte und ob er irgend etwas dagegen hätte, daß Sie auf Ihrem Posten blieben; denn ich weiß nicht weshalb, aber ich hatte zu bemerken geglaubt, daß eine gewisse Kälte zwischen Ihnen herrschte.«

»Und was hat er Ihnen geantwortet?«

»Daß er in der Tat glaube, Ihnen einmal – die Umstände hat er mir nicht gesagt – unrecht getan zu haben, daß aber jeder, welcher das Vertrauen des Reeders genösse, auch das seine besäße.«

»Der Heuchler!« murmelte Danglars.

»Der arme Dantès!« sagte Caderousse. »Er war wirklich ein prächtiger Junge.«

»Ja«, bemerkte Herr Morrel, »aber vorläufig ist der ›Pharao‹ ohne Kapitän.«

»Oh«, meinte Danglars, »wir können vor einem Vierteljahr nicht wieder in See stechen, und bis dahin ist Dantès hoffentlich wieder frei.«

»Ohne Zweifel, aber bis dahin?«

»Nun, bis dahin bin ich ja da, Herr Morrel«, sagte Danglars. »Sie wissen, daß ich ein Schiff ebensogut zu führen verstehe wie ein Kapitän; Sie werden sogar einen Vorteil haben, wenn Sie sich meiner bedienen, denn Sie brauchen dann, wenn Edmund die Freiheit erhält, niemand zu entlassen; er nimmt dann einfach seine Stelle wieder ein und ich die meine.«

»Ich danke Ihnen, Danglars«, entgegnete der Reeder; »so regelt sich in der Tat alles vortrefflich. Übernehmen Sie also das Kommando, ich bevollmächtige Sie dazu, und überwachen Sie das Löschen; was auch den Personen zustoßen möge, die Geschäfte dürfen nun einmal nicht darunter leiden.«

»Seien Sie unbesorgt, Herr Morrel; aber wird man den braven Edmund nicht wenigstens sehen können?«

»Das werde ich Ihnen sogleich sagen, Danglars; ich will versuchen, mit Herrn von Villefort zu sprechen und mich bei ihm zugunsten des Gefangenen verwenden. Ich weiß wohl, daß er ein wütender

Royalist ist, aber immerhin, trotz Royalist und Staatsanwalt, er ist auch ein Mensch, und ich halte ihn nicht für schlecht.«

»Nein«, meinte Danglars, »aber er soll ehrgeizig sein, und ehrgeizige Leute sind selten gut.«

»Nun, wir werden ja sehen«, sagte Herr Morrel mit einem Seufzer.
»Gehen Sie an Bord, ich werde Sie dort treffen.«

Er verließ die beiden Freunde, um zum Justizpalast zu gehen.

»Du siehst«, sagte Danglars zu Caderousse, »welche Wendung die Geschichte nimmt. Hast du noch Lust, dich für Dantès zu verwenden?«

»Nein, gewiß nicht; aber es ist doch ein entsetzlicher Scherz, der solche Folgen hat.«

»Nun, wer hat ihn denn ausgeführt? Du doch nicht und ich auch nicht, nicht wahr, sondern Ferdinand. Du weißt doch, daß ich das Papier in die Ecke geworfen habe; ich glaubte sogar, ich hätte es zerrissen.«

»Nein, nein«, antwortete Caderousse. »Da bin ich ganz sicher; ich sehe es noch in der Ecke der Laube, zerknittert und zusammengerollt, und möchte sogar, es läge noch da.«

»Na, sieh her: Ferdinand hat es jedenfalls aufgegriffen, hat es abgeschrieben oder abschreiben lassen, vielleicht hat er sich auch nicht einmal die Mühe genommen, ja, mein Gott, vielleicht hat er meinen eigenen Brief abgeschickt! Zum Glück hatte ich meine Handschrift verstellt.«

»Wußtest du denn aber, daß Dantès ein Verschwörer ist?«

»Ich? Davon wußte ich nicht das geringste; ich habe, wie gesagt, einen Scherz machen wollen, weiter nichts. Wie's scheint, habe ich, wie der Hanswurst, im Scherze die Wahrheit gesagt.«

»Einerlei«, sagte Caderousse, »ich würde viel drum geben, wenn die ganze Geschichte nicht passiert wäre, oder wenigstens, wenn ich mit ihr nichts zu tun hätte. Du wirst sehen, sie wird uns Unglück bringen, Danglars!«

»Wenn sie Unglück bringen soll, so doch nur dem Schuldigen, und der eigentlich Schuldige ist Ferdinand und nicht wir. Was soll uns denn passieren? Wir brauchen uns nur still zu verhalten und nichts von alledem verlauten zu lassen, so wird das Gewitter an uns vorübergehen.«

»Amen!« sagte Caderousse, indem er Danglars ein Zeichen des Abschieds machte und sich nach den Allées de Meilhan wandte; er schüttelte den Kopf und sprach mit sich selbst, wie es Leute zu tun pflegen, die sehr mit etwas beschäftigt sind.

»So«, sagte Danglars, »die Dinge nehmen die Wendung, wie ich sie vorhergesehen habe; jetzt bin ich Kapitän, und wenn dieses Schaf von Caderousse das Maul halten kann, werde ich's auch bleiben. Wäre nur noch der Fall, daß die Justiz Dantès laufen ließe. Aber«, setzte er mit einem Lächeln hinzu, »die Justiz ist die Justiz, sie wird schon das Ihre tun.«

Und damit sprang er in ein Boot und gab dem Führer den Befehl, ihn zur »Pharao« zu rudern, wo er den Reeder erwarten wollte.

DER ZWEITE STAATSANWALT

In der Rue du Grand-Cours, gegenüber der Fontäne der Medusen, wurde in einem der alten aristokratischen Häuser an demselben Tag und um dieselbe Stunde gleichfalls ein Verlobungsfest gefeiert.

Nur waren die Festgäste hier nicht aus dem Volke, Matrosen und Soldaten, sondern sie gehörten der ersten Gesellschaft der Stadt an.

Es waren ehemalige Beamte, die unter dem Usurpator ihr Amt niedergelegt hatten, alte Offiziere, die desertiert und unter die Fahnen Condés übergetreten waren, sowie junge Leute, die von ihrer Familie in dem Haß gegen Napoleon erzogen wurden.

Man saß bei Tische, und in dem Gespräch lebten alle politischen Leidenschaften der Gegenwart auf.

Der Kaiser, der nun auf der Insel Elba lebte, wurde hier wie ein Mann behandelt, der Frankreich und den Thron für immer verloren hatte. Die Beamten erwähnten seine politischen Mißgriffe; die Offiziere sprachen von Moskau und Leipzig, die Frauen über seine Scheidung von Josephine. Es schien dieser fröhlichen Gesellschaft, daß sie aus einem bösen Traum erwacht sei und daß das Leben jetzt erst für sie beginne.

Ein mit dem Kreuz des heiligen Ludwig geschmückter alter Herr erhob sich und brachte ein Hoch auf die Gesundheit des Königs Ludwig XVIII. aus; es war der Marquis von Saint-Méran. Sein Trinkspruch rief allgemeine Begeisterung hervor, die Gläser wur-

den hochgehoben, die Damen nahmen ihre Sträuße und streuten die Blumen über das Tischtuch.

»Alle diese Revolutionäre, die, die uns vertrieben haben und die wir unsererseits ruhig in unseren alten Schlössern konspirieren lassen, die sie unter der Schreckensherrschaft für ein Butterbrot gekauft haben«, sagte die Marquise von Saint-Méran, eine Dame mit trockenen Augen, schmalen Lippen, von aristokratischer Erscheinung und trotz ihrer fünfzig Jahre noch elegant, »wenn sie hier wären, sie würden zugeben, daß die wahre Ergebnisheit auf unserer Seite war, da wir treu an der zusammenbrechenden Monarchie hingen und unser Vermögen verloren, während sie im Gegenteil die aufgehende Sonne begrüßten und ihr Glück machten; sie würden zugeben, daß unser König in Wahrheit Ludwig der Vielgeliebte ist, während ihr Usurpator nie etwas anderes gewesen ist als Napoleon der Verfluchte. Nicht wahr, von Villefort?«

»Sie sagten, Frau Marquise ...? Verzeihen Sie, ich war nicht bei der Unterhaltung.«

»Ei, lassen Sie doch diese Kinder, Marquise«, sagte der alte Herr, der den Trinkspruch ausgebracht hatte; »diese Kinder stehen im Begriff, sich zu heiraten, und haben natürlich von etwas anderm zu sprechen als von Politik.«

»Verzeihen Sie, liebe Mutter«, sagte eine junge und schöne Dame mit blondem Haar, »ich gebe Ihnen Herrn von Villefort zurück, den ich auf einen Augenblick in Beschlag genommen hatte. Herr von Villefort, meine Mutter spricht mit Ihnen.«

»Ich bin bereit, der gnädigen Frau zu antworten, wenn sie ihre Frage, die ich nicht recht verstanden habe, wiederholen wollte«, erwiderte Herr von Villefort.

»Man verzeiht dir, René«, sagte die Marquise mit einem zärtlichen Lächeln, das man diesem trockenen Gesicht nicht zugetraut hätte; »man verzeiht dir ... Ich sagte also, Villefort, daß die Bonapartisten weder unsere Überzeugung noch unseren Enthusiasmus, noch unsere Ergebnisheit hätten.«

»Oh, gnädige Frau, sie haben wenigstens etwas, was alles das ersetzt: den Fanatismus. Napoleon ist der Mohammed des Abendlandes; er ist für alle diese gewöhnlichen, aber im höchsten Grade ehrgeizigen Menschen aus dem Volke nicht nur ein Gesetzgeber und Meister, sondern auch ein Sinnbild, das Sinnbild der Gleichheit.«

»Der Gleichheit!« rief die Marquise. »Napoleon das Sinnbild der Gleichheit! Und was wollen Sie denn mit Herrn von Robespierre machen? Mir scheint, Sie haben ihm seinen Platz genommen, um ihn dem Korse zu geben; ich dünkte aber, wir hätten an einer Usurpation gerade genug.«

»Nein, gnädige Frau«, antwortete Villefort, »ich lasse jeden auf seinem Piedestal: Robespierre auf dem Platze Ludwigs XVI., auf seinem Schafott, Napoleon auf dem Vendômeplatz auf seiner Säule; nur hat der eine die Gleichheit gemacht, welche erniedrigt, der andere die, welche erhebt; der eine hat die Könige bis zur Guillotine erniedrigt, der andere das Volk bis zum Thron erhoben. Das soll nicht heißen«, fügte Villefort lachend hinzu, »daß beide nicht infame Revolutionäre und die Tage, an denen beide abtreten mußten, nicht zwei glückliche Tage für Frankreich wären, würdig, in gleicher Weise von den Freunden der Ordnung und der Monarchie gefeiert zu werden; aber es erklärt auch, weshalb Napoleon, wenn er auch gefallen ist, um sich hoffentlich nie wieder zu erheben, seine begeisterten Anhänger bewahrt hat; hatte doch Cromwell, der nicht halb das war, was Napoleon gewesen ist, auch die seinen!«

»Wissen Sie, Villefort, daß das, was Sie da sagen, auf eine Meile nach Revolution riecht? Aber ich verzeihe Ihnen; man kann nicht Sohn eines Girondisten sein, ohne daß einem etwas anhaften bleibt.«

Eine tiefe Röte überzog Villeforts Stirn.

»Mein Vater war allerdings Girondist, gnädige Frau«, sagte er, »aber mein Vater hat nicht für den Tod des Königs gestimmt, mein Vater war geächtet von derselben Schreckensherrschaft, die Sie ächtete,

und es hat nicht viel daran gefehlt, daß er seinen Kopf auf dasselbe Schafott legte, auf dem der Kopf Ihres Vaters gefallen ist.«

»Ja«, sagte die Marquise, ohne daß diese blutige Erinnerung die geringste Veränderung in ihren Zügen bewirkte; »nur hätten sie dasselbe für gänzlich entgegengesetzte Prinzipien bestiegen, und der Beweis dafür ist, daß meine ganze Familie dem Königshaus treu geblieben ist, während Ihr Vater sich beeilt hat, sich auf die Seite der neuen Regierung zu schlagen, und daß, nachdem der Bürger Noirtier Girondist gewesen, der Graf Noirtier Senator geworden ist.«

»Liebe Mutter«, sagte Renée, »du weißt doch, daß von diesen häßlichen Erinnerungen nicht mehr gesprochen werden sollte.«

»Gnädige Frau«, antwortete Villefort, »ich schließe mich dem Fräulein von Saint-Méran an und bitte demütigst um Vergessen der Vergangenheit. Wozu über Dinge reden, die selbst dem Willen Gottes entzogen sind? Gott kann die Zukunft ändern, aber nicht die Vergangenheit. Wir Menschen können, wenn nicht sie ableugnen, so wenigstens einen Schleier darüber werfen. Nun wohl, ich habe mich nicht nur von den Ansichten, sondern auch von dem Namen meines Vaters getrennt. Mein Vater war oder ist vielleicht jetzt noch Bonapartist und nennt sich Noirtier; ich bin Royalist und nenne mich Villefort. Lassen Sie in dem alten Stamme einen Rest revolutionären Saftes sterben und sehen Sie, gnädige Frau, nur den Sprößling, der von diesem Stamme aufschießt, ohne sich ganz davon ablösen zu können, ich möchte fast sagen, ohne sich ganz von ihm loslösen zu wollen.«

»Bravo, Villefort«, rief der Marquis, »gut geantwortet! Auch ich habe der Marquise immer Vergessen der Vergangenheit gepredigt, ohne daß ich es je von ihr erlangen konnte; Sie werden hoffentlich glücklicher sein.«

»Nun wohl denn«, sagte die Marquise, »wir wollen die Vergangenheit vergessen; seien Sie aber wenigstens in Zukunft unbeugsam, Villefort. Vergessen Sie nicht, daß wir uns bei Seiner Majestät für Sie verbürgt haben und daß Seine Majestät auf unsere Empfehlung ge-

ruht haben, vergessen zu wollen« – sie reichte ihm die Hand –, »wie ich auf Ihre Bitte vergesse. Nur wenn Ihnen irgendein Verschwörer in die Hände fällt, so denken Sie daran, daß man um so mehr auf Sie aufpaßt, als man weiß, daß Sie aus einer Familie sind, die vielleicht mit diesen Verschwörern in Verbindung steht.«

»Ach, gnädige Frau«, sagte Villefort, »mein Beruf und besonders die Zeit, in der wir leben, erheischen von mir, streng zu sein. Ich habe bereits einige politische Anklagen zu vertreten gehabt und habe in dieser Hinsicht meine Proben abgelegt. Leider sind wir noch nicht am Ende.«

»Glauben Sie?« fragte die Marquise.

»Ich fürchte es. Napoleon ist auf der Insel Elba Frankreich sehr nahe; seine Anwesenheit fast im Angesicht unserer Küste erhält die Hoffnungen seiner Anhänger lebendig. Marseille ist voll von Offizieren auf Halbsold, die täglich unter nichtigen Vorwänden mit den Royalisten Streit suchen; daher Duelle unter den höheren Klassen, daher Mord und Totschlag im Volke.«

»Ja«, sagte der Graf von Salvieux, ein alter Freund des Herrn von Saint-Méran und Kammerherr des Grafen von Artois, »ja, aber Sie wissen, daß die Heilige Allianz ihn umquartiert.«

»Ja, davon war die Rede bei unserer Abreise von Paris«, bemerkte Herr von Saint-Méran. »Und wohin schickt man ihn?«

»Nach St. Helena.«

»Nach St. Helena! Wo ist das?« fragte die Marquise.

»Eine zweitausend Meilen von hier entfernte Insel jenseits des Äquators«, antwortete der Graf.

»Fürwahr, es ist, wie Villefort sagt, eine große Torheit, daß man solch einen Menschen zwischen Korsika, wo er geboren ist, und Neapel läßt, wo noch sein Schwager regiert, und im Angesicht dieses Italiens, aus dem er ein Königreich für seinen Sohn hat machen wollen.«

»Leider«, sagte Villefort, »haben wir diese Verträge von 1814, und man kann Napoleon nicht anrühren, ohne diese Verträge zu verletzen.«

»Nun, dann wird man sie eben verletzen!« rief Herr von Salvieux. »Hat er es so genau genommen, als er den unglücklichen Herzog von Enghien hat erschießen lassen?«

»Ja«, sagte die Marquise, »die Heilige Allianz muß Europa von Napoleon befreien, und Villefort befreit Marseille von seinen Parteilgängern. Der König regiert entweder, oder er regiert nicht; wenn er regiert, so muß seine Regierung stark und seine Diener müssen unbeugsam sein; auf die Weise wird das Böse verhütet.«

»Leider, gnädige Frau«, antwortete Villefort lächelnd, »kommt der Staatsanwalt immer erst dann, wenn das Böse bereits geschehen ist.«

»Dann ist es an ihm, es wiedergutzumachen.«

»Ich könnte Ihnen wieder sagen, gnädige Frau, daß wir das Böse nicht gutmachen, sondern daß wir es bloß rächen.«

»Oh, Herr von Villefort«, sagte ein hübsches junges Mädchen, die Tochter des Grafen von Salvieux und Freundin des Fräuleins von Saint-Méran, »sehen Sie doch zu, daß Sie einen schönen Prozeß bekommen, während wir in Marseille sind. Ich war noch nie bei einer Schwurgerichtsverhandlung, und es soll sehr interessant sein.«

»Sehr interessant, in der Tat, gnädiges Fräulein«, antwortete der Zweite Staatsanwalt, »denn statt einer erdichteten Tragödie haben Sie ein wirkliches Drama, statt gespielter Schmerzen echte. Der Mann, den man da sieht, kehrt, wenn der Vorhang gefallen ist, nicht nach Hause zurück, um zu Abend zu essen, sich ruhig schlafen zu legen und morgen wieder anzufangen, sondern sein Weg geht ins Gefängnis, wo der Henker auf ihn wartet. Sie sehen, daß es für Menschen, die Aufregungen suchen, kein Schauspiel gibt, das diesem gleichkäme. Seien Sie ruhig, gnädiges Fräulein, wenn die Gelegenheit sich bietet, werde ich es Ihnen verschaffen.«

»Er macht uns beben ... und er lacht!« sagte Renée, die ganz blaß geworden war.

»Nun, sehen Sie, es ist ein Duell ... Ich habe schon fünf- oder sechsmal die Todesstrafe gegen politische oder andere Angeklagte beantragt ... Nun wohl, wer weiß, wie viele Dolche in diesem Augenblick im Dunkel geschliffen werden oder schon gegen mich gerichtet sind?«

»O Gott!« rief Renée, die immer ernster wurde. »Sprechen Sie denn im Ernst, Herr von Villefort?«

»Im vollen Ernst«, erwiderte der junge Beamte lächelnd. »Und diese schönen Prozesse, welche das gnädige Fräulein wünscht, um ihre Neugier, und welche ich wünsche, um meinen Ehrgeiz zu befriedigen, werden die Lage nur noch verschlimmern. Alle diese Soldaten Napoleons, die es gewöhnt sind, blindlings den Feind anzugreifen – glauben Sie, daß die erst nachdenken, wenn sie eine Patrone abschießen oder mit dem Bajonett drauflosgehn? Nun wohl, glauben Sie, daß sie mehr überlegen werden, wenn es sich darum handelt, einen Mann zu töten, den sie für ihren persönlichen Feind halten, als wenn sie einen Russen, Österreicher oder Ungarn töten sollen, den sie nie gesehen haben? Übrigens, sehen Sie, ist das nötig; ohne das hätte unser Handwerk keine Entschuldigung. Ich selbst fühle mich, wenn ich im Auge des Angeklagten den Haß leuchten sehe, ermutigt, meine Kräfte wachsen; es ist nicht mehr ein Prozeß, sondern ein Kampf; ich kämpfe gegen ihn, er wehrt sich gegen mich, ich verdoppele meine Ausfälle, und der Kampf endet, wie alle Kämpfe, mit einem Sieg oder einer Niederlage. Das ist Plädieren! Die Gefahr macht die Beredsamkeit. Ein Angeklagter, der mir nach meiner Replik zulächeln würde, würde mich glauben machen, daß ich schlecht gesprochen hätte. Denken Sie sich das Gefühl des Stolzes, das ein von der Schuld des Angeklagten überzeugter Staatsanwalt empfindet, wenn er den Schuldigen erblassen und unter dem Gewicht der Beweise und der niederschmetternden

Wirkung seiner Beredsamkeit sich beugen sieht! Dieser Kopf neigt sich, er wird fallen ...«

Renée stieß einen leichten Schrei aus.

»Das nennt man sprechen«, bemerkte einer der Anwesenden.

»Das ist ein Mann, wie wir ihn in Zeiten wie die unsern brauchen!« äußerte ein zweiter.

»In Ihrem letzten Prozeß waren Sie prachtvoll, mein lieber Villefort«, sagte ein dritter. »Sie wissen, dieser Mensch, der seinen Vater ermordet hatte; Sie haben ihn buchstäblich getötet, ehe der Henker ihn nur berührt hat.«

»Oh, bei Vatermördern ist das etwas anderes«, meinte Renée, »für solche Menschen gibt es keine zu große Strafe; aber bei den unglücklichen politischen Angeklagten ...!«

»Das ist schlimmer, Renée, denn der König ist der Vater des Volkes, und den König stürzen oder töten wollen, heißt, den Vater von zwei- und dreißig Millionen Menschen töten wollen.«

»Oh, einerlei, Herr von Villefort«, antwortete Renée, »versprechen Sie mir, gegen diejenigen, die ich Ihnen empfehlen werde, nachsichtig zu sein?«

»Seien Sie beruhigt«, sagte Villefort mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, »wir werden meine Anträge zusammen machen.«

»Liebes Kind«, riet die Marquise, »kümmere dich um deine Kolibris, deine Schoßhunde und deinen Putz, und laß deinen künftigen Gemahl sein Geschäft besorgen. Heute ruhen die Waffen, und der Talar steht in Ansehen.«

»Ich glaube, ich möchte lieber, Sie wären Arzt«, begann Renée wieder; »der Würgeengel, wenn er auch ein Engel ist, hat mich immer sehr erschreckt.«

»Gute Renée!« murmelte Villefort, das junge Mädchen mit einem Blick voll Liebe umfassend.

»Liebe Tochter«, sagte der Marquis, »Herr von Villefort wird der moralische und politische Arzt dieser Provinz sein; glaube mir, das ist eine schöne Rolle, die er da zu spielen hat.«

»Und das wird ein Mittel sein, diejenige, die sein Vater gespielt hat, vergessen zu machen«, fing die unverbesserliche Marquise wieder an.

»Gnädige Frau«, entgegnete Villefort mit einem melancholischen Lächeln, »ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu sagen, daß mein Vater, wie ich wenigstens hoffe, die Irrtümer seiner Vergangenheit abgeschworen hat und ein eifriger Freund der Religion und Ordnung geworden ist, ein besserer Royalist vielleicht als ich selbst, denn er wäre es mit Reue, und ich bin es nur mit Leidenschaft.«

Nach dieser wohlgesetzten Redewendung blickte Villefort die Anwesenden an, wie er im Gerichtssaal die Zuhörer angesehen haben würde, um sich von der Wirkung seiner Beredsamkeit zu überzeugen.

»Sehen Sie, mein lieber Villefort«, sagte der Graf von Salvieux, »gerade das habe ich vorgestern in den Tuileries dem Minister des königlichen Hauses geantwortet, der mich wegen dieser seltsamen Verbindung zwischen dem Sohn eines Girondisten und der Tochter eines Offiziers der Armee Condés befragte, und der Minister hat sehr gut verstanden. Dieses Fusionssystem ist das Ludwigs XVIII. Der König, der, ohne daß wir es ahnten, unsere Unterhaltung mit angehört hatte, unterbrach uns denn auch, indem er sagte: ›Villefort ...‹ Beachten Sie, daß der König den Namen Noirtier nicht aussprach, vielmehr einen Nachdruck auf den Namen Villefort legte! ›Villefort, sagte also der König, ›wird eine gute Laufbahn vor sich haben; er ist ein schon reifer junger Mann und mir ergeben. Ich habe mit Vergnügen gesehen, daß der Marquis und die Marquise von Saint-Méran ihn zum Schwiegersohn erwählt haben, und hätte ihnen die Verbindung geraten, wenn sie mich nicht zuerst um die Erlaubnis dazu gebeten hätten.«

»Das hat der König gesagt?« rief Villefort entzückt.

»Ich berichte Ihnen seine eigenen Worte, und wenn der Marquis freimütig sein will, so wird er gestehen, daß das, was ich Ihnen eben erzählte, völlig mit dem übereinstimmt, was der König ihm selbst ge-

sagt hat, als er mit ihm vor einem halben Jahr von einem Heiratsplan zwischen seiner Tochter und Ihnen gesprochen hat.«

»Das ist wahr«, bestätigte der Marquis.

»Oh, dann verdanke ich diesem würdigen Fürsten also alles. Dafür will ich auch alles, was in meinen Kräften steht, tun, um ihm zu dienen!«

»Sehen Sie«, sagte die Marquise, »so mag ich Sie leiden. Jetzt soll nur ein Verschwörer kommen, er wird gebührend empfangen werden.«

»Und ich, liebe Mutter«, antwortete Renée, »bitte Gott, daß er Sie nicht erhöere und daß er Herrn von Villefort nur kleine Diebe, unbedeutende Bankerotteure und furchtsame Gauner sende; dann werde ich ruhig schlafen.«

»Das ist«, sagte Villefort lachend, »als ob Sie einem Doktor nur Migränen, Masern und Wespenstiche wünschten, alles Dinge, die nur die Haut verletzen. Wenn Sie mich als Staatsanwalt sehen wollen, so wünschen Sie mir im Gegenteil jene schrecklichen Krankheiten, deren Kur dem Arzt Ehre macht.«

Und als ob der Zufall nur auf die Äußerung dieses Wunsches gewartet hätte, damit er erfüllt würde, trat in diesem Augenblick ein Kammerdiener ein und sagte Villefort einige Worte ins Ohr. Villefort verließ mit einer Entschuldigung den Tisch und kam nach einigen Augenblicken mit freudigem, lächelndem Gesicht zurück.

Renée betrachtete ihn voll Liebe, denn so gesehen war er mit seinen blauen Augen, seiner matten Gesichtsfarbe und dem schwarzen Backenbart, der sein Gesicht umrahmte, in der Tat ein eleganter und schöner junger Mann. Die ganze Seele des jungen Mädchens schien auch an seinen Lippen zu hängen in der Erwartung, daß er den Grund seines plötzlichen Verschwindens erklären würde.

»Sehen Sie«, sagte Villefort, »Sie hatten eben, gnädiges Fräulein, den Ehrgeiz, einen Arzt zum Gatten haben zu wollen; ich habe wenigstens mit den Schülern Äskulaps das gemein, daß die gegenwärtig

tige Stunde nie mir gehört und daß man mich selbst an Ihrer Seite, selbst bei meinem Verlobungsmahle stört.«

»Und aus welchem Grunde stört man Sie?« fragte das junge Mädchen mit leichter Unruhe.

»Ach, wegen eines Kranken, der nach dem, was man mir sagt, in den letzten Zügen liegt; diesmal ist der Fall ernst, und die Krankheit führt aufs Schafott.«

»O Gott!« rief Renée erbleichend.

»Wirklich?« rief die ganze Versammlung wie aus einem Munde.

»Man scheint ganz einfach ein kleines bonapartistisches Komplott entdeckt zu haben.«

»Ist's möglich?« rief die Marquise.

»Hier ist die Anzeige.«

Und Villefort las:

»Der Herr Königliche Staatsanwalt wird von einem Freunde des Thrones und der Religion darauf aufmerksam gemacht, daß ein gewisser Edmund Dantès, Erster Offizier des Schiffes ›Pharao‹, welches, von Smyrna kommend, nach Berührung von Neapel und Porto Ferrajo heute morgen hier eingelaufen ist, von Murat einen Brief an den Usurpator und von dem Usurpator einen Brief an das bonapartistische Komitee in Paris erhalten hat.

Der Beweis seines Verbrechens wird sich bei seiner Verhaftung ergeben, denn man wird besagten Brief entweder bei ihm, in der Wohnung seines Vaters oder in seiner Kajüte an Bord des ›Pharao‹ finden.«

»Aber dieser Brief, der übrigens nur anonym ist«, sagte Renée, »ist doch an den Staatsanwalt und nicht an Sie gerichtet.«

»Ja, aber der Staatsanwalt ist abwesend; in seiner Abwesenheit ist das Schriftstück an seinen Sekretär gekommen, der Auftrag hatte, die Briefe zu öffnen; er hat also diesen geöffnet, nach mir geschickt und, da man mich nicht traf, den Befehl zur Verhaftung gegeben.«

»Also ist der Verbrecher verhaftet?« fragte die Marquise.

»Das heißt der Angeklagte«, warf Renée ein.

»Jawohl, gnädige Frau«, antwortete Villefort, »und, wie ich die Ehre hatte, eben zu Fräulein Renée zu sagen, wenn man den fraglichen Brief findet, so ist der Kranke sehr krank.«

»Und wo ist der Unglückliche?« fragte Renée.

»Er ist in meiner Wohnung.«

»Gehen Sie, mein Freund«, sagte der Marquis, »lassen Sie sich von Ihrer Pflicht nicht bei uns zurückhalten, wenn der Dienst des Königs Sie anderswo hinruft.«

»O Herr von Villefort«, bat Renée, die Hände faltend, »seien Sie nachsichtig; es ist Ihr Verlobungstag!«

Villefort ging um den Tisch herum und sagte, sich auf die Lehne des Stuhles stützend, auf dem das Mädchen saß:

»Um Ihnen Kummer zu ersparen, werde ich tun, was ich kann, teure Renée; aber wenn die Beweise stimmen, wenn die Beschuldigung wahr ist, muß dieses bonapartistische Unkraut ausgerottet werden.«

Renée zitterte bei dem Wort; denn das Unkraut, welches ausgerottet werden sollte, war ein Mensch.

»Pah«, sagte die Marquise, »hören Sie doch nicht auf dieses kleine Mädchen, Villefort; sie wird sich daran gewöhnen.«

Und die Marquise hielt Villefort eine trockene Hand hin, die er küßte, wobei seine Augen zu Renée sagten: *Ihre* Hand küsse ich oder möchte ich wenigstens in diesem Augenblicke küssen!

»Traurige Vorzeichen!« sagte Renée leise.

»Wahrhaftig, Renée«, meinte die Marquise, »du bist entsetzlich kindisch; ich bitte dich, was kann das Schicksal des Staates mit deiner Gefühlsphantasterei und Sentimentalität zu tun haben?«

»O Mutter!« flüsterte das junge Mädchen.

»Gnade für die schlechte Royalistin, Frau Marquise«, sagte Villefort; »ich verspreche Ihnen, meine Pflicht als Staatsanwalt gewissenhaft zu erfüllen, das heißt, furchtbar streng zu sein.«

Zu gleicher Zeit aber warf er verstohlen einen Blick auf seine Braut, und dieser Blick sagte: Seien Sie ruhig, Renée, um Ihrer Liebe willen werde ich nachsichtig sein!

Renée beantwortete diesen Blick mit ihrem holdesten Lächeln, und Villefort ging mit einem Herzen voller Freude.

DAS VERHÖR

Kaum hatte Villefort den Speisesaal verlassen, so legte er seine heitere Maske ab, um die Miene eines Mannes anzunehmen, der zu dem hohen Amt berufen ist, über Leben und Tod seiner Mitmenschen zu entscheiden. Aber trotz der Beweglichkeit seines Gesichtsausdrucks, die der Zweite Staatsanwalt, wie es sich für einen geschickten Schauspieler gehört, mehr als einmal vor seinem Spiegel geübt hatte, war es diesmal eine Arbeit für ihn, ein strenges und finsternes Gesicht zu machen; denn, abgesehen von der Erinnerung an die politische Stellung seines Vaters, die, wenn er sich nicht vollständig davon lossagte, seine Zukunft scheitern machen konnte, war Gérard von Villefort in diesem Augenblick so glücklich, wie ein Mensch es sein kann: Von Haus aus vermögend, nahm er mit siebenundzwanzig Jahren eine hohe Beamtenstellung ein; er heiratete ein junges und schönes Mädchen, das er liebte – nicht leidenschaftlich, sondern mit Vernunft, wie ein Staatsanwalt lieben kann –, und diese Heirat war von dem größten Vorteil für ihn, denn Fräulein von Saint-Méran gehörte einer der besten Familien an, und abgesehen von dem Einfluß ihrer Eltern bei Hofe, der, da sie keine anderen Kinder hatten, ausschließlich für ihren Schwiegersohn verwendet werden konnte, brachte die Braut ihrem Gatten eine Mitgift von fünfzigtausend Talern in die Ehe mit hinein, die sich dereinst noch um ein Erbteil von einer halben Million vermehren würden.

An der Tür traf er den Polizeikommissar, der auf ihn wartete. Der Anblick dieses Mannes in Schwarz versetzte ihn sofort aus dem drit-

ten Himmel wieder mitten auf unsere alltägliche Erde; er setzte ein ernstes Gesicht auf und sagte, an den Justizbeamten herantretend:

»Da bin ich, mein Herr; ich habe den Brief gelesen, und Sie haben gut daran getan, den Mann zu verhaften. Jetzt berichten Sie mir über ihn und die Verschwörung alles, was Sie in Erfahrung gebracht haben.«

»Über die Verschwörung, Herr von Villefort, wissen wir noch nichts; sämtliche bei dem Mann beschlagnahmten Papiere sind in ein Paket gepackt und versiegelt auf Ihren Schreibtisch gelegt worden. Was den Beschuldigten betrifft, so ist es, wie Sie aus dem Brief ersehen haben, ein gewisser Edmund Dantès, Erster Offizier an Bord des Dreimasters ›Pharao‹, der Baumwolle aus Alexandria und Smyrna zu transportieren pflegt und dem Hause Morrel und Sohn in Marseille gehört.«

»Hatte er, ehe er in die Handelsmarine trat, in der Kriegsmarine gedient?«

»O nein, Herr von Villefort; es ist ein ganz junger Mann.«

»Wie alt?«

»Höchstens neunzehn oder zwanzig Jahre.«

Sie waren in diesem Augenblick an der Ecke der Rue des Conseils angekommen, wo ein Mann, der auf sie gewartet zu haben schien, an sie herantrat. Es war Herr Morrel.

»Ah, Herr von Villefort!« rief der Reeder. »Ich freue mich sehr, Sie zu treffen. Denken Sie sich, daß man das seltsamste und unerhörteste Versehen begangen hat: Der Erste Offizier meines Schiffes, Edmund Dantès, ist soeben verhaftet worden.«

»Ich weiß es, mein Herr«, antwortete Villefort, »und ich will ihn gerade verhören.«

»Oh, Herr von Villefort«, fuhr der Reeder fort, »Sie kennen den Beschuldigten nicht, ich aber kenne ihn. Er ist der ruhigste, rechtschaffenste Mensch auf der Welt, und ich möchte fast sagen, der Mann, der von der ganzen Handelsmarine sein Fach am besten ver-

steht. Oh, Herr von Villefort, ich empfehle Ihnen den jungen Mann aufrichtig und von ganzem Herzen.«

Villefort gehörte, wie man hat sehen können, der adligen Partei der Stadt an und Morrel der Volkspartei; erstere war streng royalistisch, letztere stand im Verdacht des geheimen Bonapartismus. Villefort sah Morrel geringschätzig an und antwortete kühl:

»Sie wissen, mein Herr, daß man im Privatleben ruhig, rechtschaffen in seinen geschäftlichen Angelegenheiten, geschickt in seinem Fach und trotzdem ein großer Verbrecher sein kann, politisch gesprochen. Sie wissen es, nicht wahr, mein Herr?«

Der Beamte legte besonderen Nachdruck auf die letzten Worte, als ob er sie auf den Reeder selbst anwenden wollte, während sein forschender Blick bis in die Tiefe des Herzens dieses Mannes dringen zu wollen schien, der so kühn war, sich für einen andern zu verwenden, obwohl er wissen mußte, daß er selbst der Nachsicht bedurfte.

Morrel errötete, denn er fühlte in bezug auf politische Ansichten sein Gewissen nicht ganz rein, und zudem hatte die Mitteilung Dantès' über seine Begegnung mit dem Großmarschall und die Worte, welche der Kaiser gesprochen hatte, ihn etwas beunruhigt. Trotzdem fügte er im Ton der wärmsten Teilnahme hinzu:

»Ich bitte Sie inständig, Herr von Villefort, seien Sie gerecht, wie Sie es sein müssen, gut, wie Sie es immer sind, und geben Sie uns schnell den armen Dantès wieder.«

Das »geben Sie uns« klang revolutionär an das Ohr des Zweiten Staatsanwalts.

Ei, ei! sagte er zu sich. Geben Sie uns ... Sollte dieser Dantès irgendeinem Bunde der Carbonari angehören, weil sein Beschützer so unwillkürlich in der Mehrzahl spricht? Sagte nicht der Kommissar, daß er ihn in einem Wirtshaus in einer zahlreichen Gesellschaft verhaftet habe? Es wird wohl eine Versammlung von Verschwörern gewesen sein.

Laut antwortete er dann:

»Mein Herr, Sie können vollständig ruhig sein und werden nicht umsonst an meine Gerechtigkeit appelliert haben, wenn der Verhaftete unschuldig ist; ist er dagegen schuldig – wir leben in einer bewegten Zeit, mein Herr, in der Strafflosigkeit ein verhängnisvolles Beispiel wäre –, ich werde also gezwungen sein, meine Pflicht zu tun.«

Sie waren jetzt vor der Wohnung des Zweiten Staatsanwalts angekommen, die neben dem Justizpalast lag. Der Staatsanwalt trat majestätisch ein, nachdem er sich von dem unglücklichen Reeder mit eisiger Höflichkeit verabschiedet hatte. Herr Morrel blieb wie versteinert auf der Stelle stehen, wo Villefort ihn verlassen hatte.

Das Vorzimmer war voll von Gendarmen und Polizeibeamten, in deren Mitte, mit haßerfüllten Blicken bewacht, ruhig und unbeweglich der Gefangene stand.

Villefort durchschritt das Vorzimmer, warf einen Seitenblick auf Dantès, und nachdem er von einem Beamten ein Paket Papiere empfangen hatte, verschwand er, indem er befahl:

»Man führe den Gefangenen vor.«

So rasch der Blick gewesen war, so hatte er doch für Villefort genügt, um sich eine Vorstellung von dem Manne zu machen, den er verhören wollte. Er erkannte die Intelligenz in dieser breiten und freien Stirn, den Mut in diesen festen Augen und den zusammengezogenen Brauen und die Freimütigkeit in diesen vollen, halbgeöffneten Lippen, die eine doppelte Reihe elfenbeinweißer Zähne sehen ließen.

Der erste Eindruck war also für Dantès günstig gewesen, aber Villefort wollte sich nicht durch den ersten Eindruck leiten lassen. Er legte vor dem Spiegel sein Gesicht für die großen Tage an und setzte sich finster und drohend an seinen Schreibtisch.

Einen Augenblick darauf trat Dantès ein.

Der junge Mann war noch immer bleich, aber er wirkte ruhig und lächelte. Er grüßte den Staatsanwalt mit ungezwungener Höflichkeit

und suchte dann mit den Augen einen Sitz, als ob er sich im Salon des Reeders befände.

Dann aber begegnete er dem glanzlosen Blick Villeforts, jenem den Richtern eigentümlichen Blick, der nicht verraten soll, welche Gedanken dahinter liegen, und er erkannte, daß er vor dem finsternen Bilde der Justiz stand.

»Wer sind Sie und wie heißen Sie?« fragte Villefort, indem er in den Papieren blätterte, die ihm der Beamte übergeben hatte.

»Ich heiße Edmund Dantès«, antwortete der junge Mann mit ruhiger und klangvoller Stimme, »und bin Erster Offizier an Bord des Schiffes ›Pharao‹, das den Herren Morrel und Sohn gehört.«

»Ihr Alter?«

»Neunzehn Jahre«, antwortete Dantès.

»Was machten Sie in dem Augenblick, als Sie verhaftet wurden?«

»Ich feierte meine Verlobung«, antwortete Dantès mit leicht bewegter Stimme.

»Sie feierten Ihre Verlobung?« wiederholte der Staatsanwalt, unwillkürlich zusammenzuckend.

»Jawohl, mein Herr, ich bin im Begriff, ein Mädchen zu heiraten, das ich seit drei Jahren liebe.«

So wenig gefühlvoll Villefort auch gewöhnlich war, so wurde er doch von diesem Zusammentreffen erschüttert, und die bewegte Stimme Dantès', der mitten in seinem Glück überrascht worden war, regte eine sympathische Saite in seiner Seele an: Auch er verheiratete sich, auch er war glücklich, und man hatte sein Glück gestört, damit er die Freude eines Mannes zerstöre, der, wie er, schon an der Pforte des Glückes stand.

Die philosophische Erörterung dieses merkwürdigen Zusammentreffens, dachte er, wird bei meiner Rückkehr in den Salon des Herrn von Saint-Méran großen Effekt machen. Und er legte sich schon, während Dantès weitere Fragen erwartete, die Rede zurecht, die er halten wollte.

Als er damit fertig war, lächelte er über ihre Wirkung und wandte sich wieder zu Dantès.

»Fahren Sie fort, mein Herr«, sagte er.

»Womit soll ich fortfahren?«

»Die Justiz aufzuklären.«

»Möge die Justiz mir sagen, über welchen Punkt sie aufgeklärt sein will, so werde ich ihr sagen, was ich weiß; nur«, fügte er seinerseits mit einem Lächeln hinzu, »mache ich Sie im voraus darauf aufmerksam, daß ich nicht viel weiß.«

»Haben Sie unter dem Usurpator gedient?«

»Ich sollte gerade in die Kriegsmarine eingestellt werden, als er fiel.«

»Sie sollen übertriebene politische Ansichten haben«, sagte Villefort, obgleich ihm nichts dergleichen gesagt war.

»Ich, politische Ansichten, mein Herr? Oh, ich schäme mich fast, es zu sagen, aber ich habe nie gehabt, was man eine Ansicht nennt. Ich bin kaum neunzehn Jahre alt, weiß nichts, bin nicht bestimmt, irgendeine Rolle zu spielen; das wenige, was ich bin und sein werde, wenn man mir den Platz, den mein Ehrgeiz erstrebt, bewilligt, werde ich Herrn Morrel zu verdanken haben. Mich bewegen nur drei Gefühle: ich liebe meinen Vater, achte Herrn Morrel und bete meine Braut an. Das ist alles, was ich der Justiz sagen kann; Sie sehen, daß es nicht sehr interessant für sie ist.«

Während Dantès sprach, betrachtete Villefort sein ruhiges und offenes Gesicht, und die Worte Renées, die, ohne den Angeschuldigten zu kennen, ihn um Nachsicht für diesen gebeten hatte, fielen ihm wieder ein. Der Staatsanwalt war genügend mit Verbrechern vertraut, um nicht aus jedem Worte Dantès' dessen Unschuld herauszuhören.

Wahrhaftig, sagte sich Villefort, das ist ein netter Kerl! Es wird mir nicht schwer werden, Renées ersten Wunsch zu erfüllen. Das wird mir einen freundlichen Empfang bei ihr sichern!

Und bei dieser süßen Hoffnung klärte sich das Gesicht Villeforts auf.

»Sind Sie sich bewußt, Feinde zu haben?« fragte er Dantès, der jede Bewegung seines Gesichts beobachtet hatte.

»Ich, Feinde?« sagte Dantès. »Ich habe das Glück, zu wenig zu sein, als daß meine Stellung mir welche gemacht hätte. Ich bin vielleicht ein wenig aufbrausend, aber ich habe mich stets bemüht, meinen Untergebenen freundlich entgegenzukommen. Ich habe zehn oder zwölf Matrosen unter meinem Befehl, man frage sie, und sie werden sagen, daß sie mich lieben und respektieren, nicht wie einen Vater, dazu bin ich zu jung, sondern wie einen älteren Bruder.«

»Aber vielleicht haben Sie Neider. Sie sollen mit neunzehn Jahren Kapitän werden, was ein hoher Posten in Ihrem Stande ist; Sie wollen ein hübsches Mädchen heiraten, das Sie liebt, was in allen Ständen ein seltenes Glück ist; diese beiden Vorzüge, die Ihnen das Schicksal gewährt, haben Ihnen Neider schaffen können.«

»Ja, Sie haben recht. Sie müssen die Menschen besser kennen als ich, und es ist möglich, aber wenn diese Neider unter meinen Freunden sein sollten, so will ich, das gestehe ich Ihnen, sie lieber nicht kennenlernen, um sie nicht hassen zu müssen.«

»Sie haben unrecht. Man muß immer soviel wie möglich klar um sich sehen, und Sie scheinen mir wirklich ein anständiger junger Mann zu sein, so daß ich bei Ihnen von den gewöhnlichen Regeln der Justiz abweichen und Ihnen helfen will, Licht in die Sache zu bringen, indem ich Ihnen die Anzeige mitteile, die Sie vor mich gebracht hat. Hier ist sie; kennen Sie die Handschrift?«

Und Villefort zog den Brief aus der Tasche und hielt ihn Dantès hin. Dantès las; seine Stirn wurde finster, und er sagte:

»Nein, mein Herr, diese Schrift kenne ich nicht, sie ist verstellt. Auf alle Fälle ist es eine geschickte Hand, die es geschrieben hat. Ich bin sehr glücklich«, fügte er hinzu, indem er Villefort dankbar ansah, »es mit einem Mann wie Sie zu tun zu haben, denn mein Neider ist in der Tat ein wirklicher Feind.«

Und aus dem Blitz, der in den Augen des jungen Mannes aufleuchtete, konnte Villefort die ganze unter der Ruhe verborgene Tatkraft erkennen.

»Und jetzt«, sagte der Staatsanwalt, »antworten Sie mir freimütig, nicht wie ein Angeklagter seinem Richter, sondern wie ein Mann, der sich in einer schwierigen Lage befindet, einem andern antwortet, der sich für ihn interessiert: Was ist an dieser anonymen Beschuldigung Wahres?«

Und Villefort warf voll Ekel den Brief, den ihm Dantès zurückgegeben hatte, auf den Schreibtisch.

»Alles und nichts, mein Herr, und was ich Ihnen sagen werde, ist die reine Wahrheit, bei meiner Seemannslehre, bei meiner Liebe zu Mercedes, bei dem Leben meines Vaters.«

»Sprechen Sie«, sagte Villefort laut, und für sich fügte er hinzu: Wenn Renée mich sehen könnte, würde sie hoffentlich mit mir zufrieden sein und mich nicht mehr einen Kopfabstecher nennen!

»Als wir Neapel verließen, wurde der Kapitän Leclère von einem Nervenfieber befallen; da wir keinen Arzt an Bord hatten und er an keinem Punkte der Küste anlegen wollte, da ihm daran lag, so schnell wie möglich nach der Insel Elba zu kommen, so verschlimmerte sich seine Krankheit immer mehr. Gegen Ende des dritten Tages, als er den Tod nahen fühlte, rief er mich zu sich.

»Mein lieber Dantès«, sagte er zu mir, »schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, daß Sie tun wollen, was ich Ihnen sagen werde; es handelt sich um die höchsten Interessen.«

»Ich schwöre es Ihnen, Kapitän«, antwortete ich.

»Gut denn; nach meinem Tode fällt das Kommando des Schiffes Ihnen als Erstem Offizier zu; fahren Sie nach der Insel Elba und steigen Sie im Hafen von Porto Ferrajo an Land, fragen Sie nach dem Großmarschall und übergeben Sie diesen Brief. Vielleicht wird man Ihnen einen anderen Brief übergeben und Sie mit einer Mission betrauen. Diese Mission, die mir vorbehalten war, werden Sie an meiner Stelle ausführen, Dantès, und alle Ehre wird für Sie sein.«

›Ich werde es tun, Kapitän, aber vielleicht kommt man nicht so leicht, wie Sie denken, zu dem Großmarschall.«

›Hier ist ein Ring, den Sie ihm zustellen lassen werden und der alle Schwierigkeiten beseitigen wird.«

Und dabei übergab er mir einen Ring. Es war Zeit; zwei Stunden darauf packte ihn das Delirium, und am folgenden Tag war er tot.«

›Und was taten Sie darauf?« fragte Villefort.

›Was ich tun mußte, was jeder andere an meiner Stelle getan hätte; die Bitten eines Sterbenden sind unter allen Umständen heilig, aber bei uns Seeleuten sind die Bitten eines Vorgesetzten Befehle, die man erfüllen muß. Ich segelte also nach der Insel Elba, wo ich am folgenden Tag ankam; ich hieß alle Mann an Bord bleiben und stieg allein an Land. Wie ich vorhergesehen hatte, machte man mir Schwierigkeiten, mich zu dem Großmarschall zu führen; ich schickte ihm aber den Ring, der mir als Erkennungszeichen dienen sollte, und alle Türen öffneten sich vor mir. Er empfing mich, befragte mich nach den näheren Umständen des Todes des unglücklichen Leclère und, wie dieser vermutet hatte, übergab mir einen Brief, den er mich beauftragte, persönlich nach Paris zu bringen. Ich versprach es ihm, denn damit erfüllte ich den letzten Willen meines Kapitäns. Ich landete, ordnete schnell alle Angelegenheiten an Bord und eilte dann zu meiner Braut. Dank Herrn Morrel wurden die kirchlichen Formalitäten rasch erledigt; das Verlobungsmahl fand statt; in einer Stunde wollte ich mich verheiraten und gedachte, morgen nach Paris zu reisen, als ich auf diese Anzeige hin, die Sie jetzt ebensosehr wie ich zu verachten scheinen, verhaftet wurde.«

›Ja, ja«, sagte Villefort, »alles dies scheint mir die Wahrheit zu sein, und wenn Sie schuldig sind, so sind Sie nur der Unklugheit schuldig, die ja noch durch die Befehle Ihres Kapitäns gerechtfertigt wird. Geben Sie mir den Brief, den man Ihnen auf der Insel Elba anvertraut hat, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie sich auf die

erste Vorladung stellen werden, und kehren Sie zu Ihren Freunden zurück.«

»Also bin ich frei, mein Herr!« rief Dantès in höchster Freude.

»Ja, nur geben Sie mir diesen Brief.«

»Er muß da vor Ihnen sein, denn man hat ihn mir mit meinen anderen Papieren abgenommen, und ich erkenne einige davon in diesem Paket.«

»Warten Sie«, sagte der Staatsanwalt zu Dantès, der seinen Hut und seine Handschuhe nahm, »warten Sie. An wen ist er denn adressiert?«

»An Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron zu Paris.«

Villefort war wie vom Blitz getroffen; er sank in seinen Fauteuil zurück, aus dem er gleich darauf hochfuhr, schnell in den bei Dantès beschlagnahmten Papieren blätterte und den verhängnisvollen Brief hervorzog, auf den er einen Blick voll unaussprechlichen Entsetzens warf.

»Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron Nummer 13«, murmelte er erbleichend.

»Ja, mein Herr«, antwortete Dantès erstaunt, »kennen Sie ihn?«

»Nein«, erwiderte Villefort lebhaft, »ein treuer Diener des Königs kennt die Verschwörer nicht.«

»Es handelt sich also um eine Verschwörung?« fragte Dantès, den, nachdem er sich frei gewähnt hatte, ein größerer Schrecken als zuerst zu ergreifen begann. »Auf alle Fälle, mein Herr, war ich, wie ich Ihnen gesagt habe, in vollständiger Unkenntnis über den Inhalt der Botschaft, deren Träger ich war.«

»Ja«, sagte Villefort mit dumpfer Stimme; »aber Sie kennen den Namen desjenigen, an den der Brief adressiert ist.«

»Um ihm den Brief zu eigenen Händen zu übergeben, mußte ich den Namen doch wissen.«

»Und Sie haben diesen Brief niemandem gezeigt?« fragte Villefort, indem er das Schreiben las und immer bleicher wurde.

»Niemandem, mein Herr, auf Ehre!«

»Kein Mensch weiß, daß Sie der Überbringer eines von der Insel Elba kommenden und an Herrn Noirtier adressierten Briefes sind?«

»Kein Mensch, außer demjenigen, der ihn mir übergeben hat.«

»Das ist zuviel, das ist schon zuviel!« murmelte Villefort.

Die Stirn Villeforts verfinsterte sich immer mehr, je weiter er las; seine weißen Lippen, seine zitternden Hände, seine brennenden Augen erweckten in der Seele Dantès' die schmerzlichsten Befürchtungen.

Nachdem er den Brief durchgelesen hatte, ließ Villefort den Kopf in die Hände sinken und blieb einen Augenblick wie niedergeschmettert sitzen.

»Mein Gott! Was ist denn?« fragte Dantès scheu.

Villefort antwortete nicht; aber nach einigen Augenblicken richtete er sein bleiches und entstelltes Gesicht auf und las den Brief zum zweitenmal.

»Und Sie sagen, Sie wissen nicht, was dieser Brief enthält?« fragte er wieder.

»Auf Ehre, ich weiß es nicht«, antwortete Dantès. »Aber was haben Sie denn, mein Gott! Sie werden ohnmächtig. Soll ich klingeln, soll ich jemand rufen?«

»Nein«, sagte Villefort, sich lebhaft erhebend, »rühren Sie sich nicht von der Stelle, sagen Sie kein Wort; an mir ist es, hier Befehle zu geben, und nicht an Ihnen.«

»Mein Herr«, entgegnete Dantès verletzt, »ich wollte Ihnen nur zu Hilfe kommen.«

»Ich brauche nichts; eine vorübergehende Unpäßlichkeit, nichts weiter; beschäftigen Sie sich mit sich und nicht mit mir, antworten Sie.«

Dantès erwartete das Verhör, das diese Aufforderung ankündigte, aber vergeblich. Villefort sank wieder in seinen Sessel, fuhr mit einer eisigen Hand über seine schweißbedeckte Stirn und begann zum drittenmal den Brief zu lesen.

Oh, wenn er weiß, was dieser Brief enthält, und wenn er je erfährt, daß Noirtier der Vater Villeforts ist, sagte er zu sich, so bin ich verloren, auf ewig verloren!

Von Zeit zu Zeit betrachtete er Edmund, als ob sein Blick jene unsichtbare Scheidewand hätte durchdringen können, welche die Geheimnisse, die der Mund bewahrt, im Herzen verschließt.

»Oh, es ist alles klar!« fuhr er plötzlich auf.

»Aber um Gottes willen, mein Herr!« rief der unglückliche junge Mann. »Wenn Sie an mir zweifeln, wenn Sie mich beargwöhnen, so fragen Sie mich; ich bin bereit, Ihnen zu antworten.«

Villefort nahm sich gewaltsam zusammen und sagte in einem Ton, der sicher klingen sollte:

»Mein Herr, aus Ihrem Verhör ergeben sich die schwersten Beweise gegen Sie; es steht nicht mehr bei mir, Ihnen, wie ich zuerst gehofft hatte, sofort die Freiheit wiederzugeben; ich muß, ehe ich diese Maßregel ergreifen kann, erst mit dem Untersuchungsrichter Rücksprache nehmen. Inzwischen haben Sie gesehen, in welcher Weise ich mit Ihnen verfahren bin.«

»O ja, mein Herr«, antwortete Dantès, »und ich danke Ihnen, denn Sie haben mich mehr als Freund denn als Richter behandelt.«

»Ich werde Sie noch einige Zeit als Gefangenen behalten, so kurze Zeit wie irgend möglich; der Hauptbeweis, der gegen Sie existiert, ist dieser Brief, und Sie sehen ...«

Villefort trat an den Kamin, warf den Brief ins Feuer und blieb stehen, bis er in Asche verwandelt war.

»Und Sie sehen«, fuhr er fort, »ich vernichte ihn.«

»Oh«, rief Dantès, »Sie sind mehr als die Gerechtigkeit, Sie sind die Güte selbst!«

»Aber hören Sie«, fuhr Villefort fort, »nach solch einer Handlungsweise erkennen Sie wohl, daß Sie zu mir Vertrauen haben können, nicht wahr?«

»Befehlen Sie, mein Herr, und ich werde Ihren Befehlen folgen.«

»Nein«, sagte Villefort, an den jungen Mann herantretend, »es sind keine Befehle, die ich Ihnen geben will; Sie begreifen, es sind Ratschläge.«

»Sprechen Sie, und ich werde ihnen wie Befehlen folgen.«

»Ich werde Sie bis zum Abend hier im Justizpalast behalten; vielleicht kommt ein anderer, um Sie zu verhören; sagen Sie alles, was Sie mir gesagt haben, aber kein Wort von diesem Brief.«

»Ich verspreche es Ihnen, mein Herr.«

Es schien, als ob Villefort der Bittende und der Angeklagte der Richter wäre.

»Sie verstehen«, sagte er, einen Blick auf die Asche werfend, die noch die Form des Papiers bewahrt hatte, »jetzt ist dieser Brief vernichtet. Sie und ich allein wissen, daß er existiert hat; leugnen Sie ihn also ab, wenn man ihn erwähnt, verleugnen Sie ihn dreist, und Sie werden gerettet sein.«

»Ich werde leugnen, seien Sie ruhig, mein Herr«, antwortete Dantès.

»Gut«, sagte Villefort und griff nach dem Glockenzug, aber plötzlich hielt er inne und fragte:

»Es war der einzige Brief, den Sie hatten?«

»Der einzige.«

»Schwören Sie es.«

Dantès erhob die Hand.

»Ich schwöre es«, sagte er.

Villefort schellte.

Der Polizeikommissar trat ein.

Villefort trat an den Beamten heran und sagte ihm einige Worte ins Ohr; der Kommissar antwortete nur mit einem Kopfnicken.

»Folgen Sie dem Herrn«, sagte Villefort zu Dantès.

Dantès verneigte sich, warf Villefort einen dankbaren Blick zu und ging. Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, so verließen Villefort die Kräfte, und er sank fast ohnmächtig in einen Fauteuil.

Nach einem Augenblick murmelte er dann:

»O mein Gott, woran hängt Leben und Glück ...! Wäre der Staatsanwalt in Marseille gewesen, wäre der Untersuchungsrichter statt meiner gerufen worden, ich wäre verloren, dieses verwünschte Papier stürzte mich in den Abgrund. O Vater, Vater, wirst du denn immer meinem Glück in dieser Welt ein Hindernis sein, und muß ich ewig mit deiner Vergangenheit kämpfen?«

Plötzlich schien ihm ein unerwarteter Einfall durch die Seele zu gehen. Sein Gesicht hellte sich auf, ein Lächeln spielte um seinen krampfhaft verzogenen Mund, seine verstörten Augen schienen sich auf einen Gedanken zu richten.

»Das ist's«, sagte er, »dieser Brief, der mich verderben konnte, wird vielleicht mein Glück machen. Auf, Villefort, ans Werk!«

Und nachdem er sich vergewissert hatte, daß der Angeschuldigte nicht mehr im Vorzimmer war, verließ er die Wohnung und schlug raschen Schritts den Weg nach dem Hause seiner Braut ein.

DAS SCHLOSS IF

Während der Polizeikommissar das Vorzimmer durchschritt, gab er zwei Gendarmen ein Zeichen, worauf diese Dantès in ihre Mitte nahmen; eine Tür, welche die Wohnung des Staatsanwalts mit dem Justizpalast verband, öffnete sich, und eine Zeitlang ging es einen jener großen finsternen Korridore entlang, welche diejenigen, die sie durchschreiten, erschauern machen, selbst wenn sie keinen Grund zu zittern haben.

Wie die Wohnung Villeforts mit dem Justizpalast in Verbindung stand, so stand dieser wieder mit dem Gefängnis in Verbindung.

Nach vielen Wendungen in dem Korridor, den sie entlangschritten, sah Dantès eine Tür mit einem eisernen Riegel sich öffnen; der Kommissar tat mit einem eisernen Klopfer drei Schläge, die in Dantès widerhallten, als ob sie gegen sein Herz geschlagen würden; die Tür öffnete sich, und die beiden Gendarmen schoben ihren Gefangenen, der noch zögerte, leicht vorwärts. Dantès überschritt die furchtbare Schwelle, und die Tür schloß sich geräuschvoll hinter ihm. Er atmete eine andere Luft, eine übel riechende schwere Luft. Er war im Gefängnis.

Man führte ihn in ein vergittertes und verriegeltes, aber ziemlich reinliches Zimmer; der Anblick seiner Wohnung flöste ihm deshalb keine zu große Furcht ein, zudem klangen ihm die Worte des Staatsanwalts, in deren Ton Dantès so große Teilnahme zu erkennen geglaubt hatte, wie ein süßes Versprechen der Hoffnung im Ohre nach.

Es war vier Uhr, als Dantès in sein Zimmer geführt wurde. Es war der erste März, und bald brach die Dunkelheit herein.

In dem Maße, wie der Gesichtssinn ihm versagte, schärfte sich das Gehör; bei dem geringsten Geräusch, das zu ihm drang, erhob er sich lebhaft und tat einen Schritt gegen die Tür, überzeugt, daß man käme, um ihn in Freiheit zu setzen; aber das Geräusch entfernte sich bald wieder und erstarb in einer anderen Richtung, und Dantès sank auf seinen Schemel zurück.

Endlich gegen zehn Uhr abends, als Dantès schon die Hoffnung aufzugeben begann, ließ sich wieder ein Geräusch vernehmen. In der Tat ertönten Schritte im Korridor und machten vor seiner Tür halt; ein Schlüssel drehte sich im Schloß, die Riegel kreischten, und die massive Eichentür öffnete sich und ließ plötzlich das blendende Licht zweier Fackeln in das finstere Zimmer fallen. Bei dem Licht dieser Fackeln sah Dantès die Säbel und Karabiner von vier Gendarmen blitzen.

Er war zwei Schritte vorgetreten, blieb aber unbeweglich auf der Stelle stehen, als er diese verstärkte Bewachung erblickte.

»Kommen Sie, um mich zu holen?« fragte Dantès.

»Jawohl«, antwortete einer der Gendarmen.

»Im Auftrag des Herrn Zweiten Staatsanwalts?«

»Ich glaube.«

»Gut«, sagte Dantès, »ich bin bereit, Ihnen zu folgen.«

Die Überzeugung, daß man ihn auf Anordnung des Herrn von Villefort holte, nahm dem unglücklichen jungen Mann jede Furcht; er trat also ruhigen Gemüts und freien Schrittes vor und stellte sich von selbst in die Mitte seiner Begleiter.

Ein Wagen hielt auf der Straße vor der Tür; auf dem Bock saßen der Kutscher und neben ihm ein Gefreiter.

»Ist denn der Wagen für mich da?« fragte Dantès.

»Für Sie«, antwortete einer der Gendarmen, »steigen Sie ein.«

Dantès wollte einige Einwendungen machen, aber der Schlag öffnete sich, und er fühlte, daß man ihn vorwärts schob; er hatte we-

der die Möglichkeit noch die Absicht, Widerstand zu leisten, und befand sich im nächsten Augenblick auf dem Rücksitz des Wagens, von zwei schwerbewaffneten Gendarmen postiert; die beiden andern nahmen auf dem Vordersitz Platz, und der schwere Wagen setzte sich mit unheimlichem Geräusch in Bewegung.

Der Gefangene spähte durch die Öffnungen; sie waren vergittert; er hatte nur das Gefängnis gewechselt; der einzige Unterschied war, daß dieses sich bewegte und ihn einem unbekanntem Ziel zuführte. Durch die Gitterstäbe, die so dicht nebeneinander angebracht waren, daß man kaum die Hand durchstecken konnte, erkannte er indessen, daß sie zum Kai hinunterfuhren.

Bald sah er durch die Gitterstäbe die Lichter der Hafenvachen glänzen.

Der Wagen hielt, der Gefreite stieg ab und ging nach der Wache; ein Dutzend Soldaten traten heraus und stellten sich, eine Gasse bildend, auf. Dantès sah im Lichte der Kailaternen ihre Gewehre blitzen.

Sollten alle diese Soldaten meinetwegen aufgeboten sein? fragte er sich.

Der Gefreite schloß die Tür des Wagens auf, die beiden Gendarmen vom Vordersitz stiegen zuerst aus, dann ließ man Dantès aussteigen, und darauf folgten die, welche an seiner Seite gesessen hatten. Man marschierte auf ein Boot zu, das ein Matrose des Zollamts an einer Kette am Kai hielt. Die Soldaten sahen Dantès mit dem Ausdruck blöder Neugier vorbeigehen. Gleich darauf saß er im hinteren Teil des Fahrzeugs, wieder zwischen den vier Gendarmen, während der Gefreite vorn blieb. Ein heftiger Stoß entfernte das Boot vom Ufer, vier Ruderer brachten es schnell vorwärts. Auf einen Ruf vom Boot aus sank die Kette, die den Hafen verschloß, und Dantès befand sich außerhalb des Hafens.

Die erste Empfindung des Gefangenen, als er sich im Freien befunden, war Freude gewesen. Freie Luft ist fast so viel wie Freiheit; er atmete sie mit vollen Zügen. Bald jedoch stieß er einen Seufzer

aus; er kam an jener »Réserve« vorbei, wo er noch an demselben Morgen so glücklich gewesen war, und durch zwei geöffnete erleuchtete Fenster drang das lustige Geräusch eines Balles bis zu ihm.

Dantès faltete die Hände, hob die Augen zum Himmel und betete.

Das Boot setzte seinen Weg fort; es hatte die Tête du Maure passiert, befand sich nun in Höhe der Anse du Pharo und war im Begriff, die Batterie zu passieren. Dies war ein für Dantès unverständliches Manöver.

»Aber wohin führen Sie mich denn?« fragte er einen der Gendarmen.

»Das werden Sie sogleich erfahren.«

»Aber ...«

»Es ist uns verboten, Ihnen irgendwelche Erklärung zu geben«, sagte der Mann.

Dantès war halb Soldat; Untergebene, denen es verboten ist zu antworten, zu fragen, schien ihm absurd, und er schwieg.

Die sonderbarsten Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Da man in solch einem Boote keine lange Reise machen konnte und in dem Teil der Bucht, in der sich das Boot befand, kein Schiff vor Anker lag, so dachte er, daß man ihn an einem entlegenen Punkt der Küste absetzen und ihm sagen würde, daß er frei sei. Er war nicht gefesselt; das erschien ihm von guter Vorbedeutung. Und hatte ihm der Staatsanwalt, der so gut zu ihm gewesen war, nicht gesagt, daß er nichts zu fürchten habe, wenn er nur nicht den verhängnisvollen Namen Noirtier ausspräche? Hatte Villefort nicht vor seinen Augen den gefährlichen Brief, den einzigen Beweis, den es gegen ihn gab, vernichtet?

Er wartete also ab, stumm und nachdenkend, und versuchte mit dem an die Dunkelheit gewöhnten Auge des Seemanns die Nacht zu durchdringen.

Man hatte die Insel Ratonneau mit ihrem Leuchtturm rechts liegenlassen und war, längs der Küste hinfahrend, auf der Höhe der

Katalonierbucht angelangt. Die Augen des Gefangenen spähten mit verdoppelter Anstrengung: Dort war Mercedes, und es war ihm, als ob er jeden Augenblick auf dem finsternen Ufer die unbestimmte Form einer weiblichen Gestalt sich abzeichnen sähe.

Sagte denn Mercedes nicht eine Ahnung, daß ihr Geliebter dreihundert Schritt von ihr vorbeifuhr?

Ein einziges Licht leuchtete im Katalonierdorf. Dantès konnte erkennen, daß das Licht aus dem Zimmer seiner Braut kam. Mercedes war die einzige, die in der ganzen Kolonie wachte. Wenn er laut rief, konnte er von seiner Braut gehört werden.

Eine falsche Scham hielt ihn zurück. Was würden diese Männer sagen, wenn sie ihn wie einen Besessenen schreien hörten?

Er blieb also stumm und hielt die Augen auf das Licht geheftet. Unterdessen setzte das Boot seinen Weg fort.

Das Licht verschwand hinter einer Anhöhe. Dantès wandte sich um und gewahrte, daß das Boot in die offene See steuerte.

Während er, in seine Gedanken versunken, nach dem Licht gesehen hatte, hatte man die Segel gehißt, und das Boot wurde jetzt vom Wind getrieben.

Obwohl es Dantès widerstrebte, neue Fragen an den Gendarmen zu richten, näherte er sich ihm und sagte, seine Hand ergreifend:

»Kamerad, bei Ihrem Gewissen und Ihrer Soldatenehre beschwöre ich Sie, haben Sie Mitleid mit mir und antworten Sie mir. Ich bin der Kapitän Dantès, ein guter und loyaler Franzose, obgleich man mich weiß nicht welchen Verrats beschuldigt. Wohin führen Sie mich? Sagen Sie es, und auf Seemannswort, ich werde mich in mein Schicksal ergeben.«

Der Gendarm kratzte sich hinterm Ohr und sah seinen Kameraden an. Dieser machte eine Bewegung, die ungefähr so viel sagte wie: Mir scheint, daß jetzt nichts Schlimmes mehr dabei ist. Der Gendarm wandte sich an Dantès.

»Sie sind Marseiller und Seemann«, sagte er, »und fragen mich, wohin wir fahren?«

»Ja, denn ich weiß es auf Ehre nicht.«

»Ahnen Sie es nicht?«

»Nicht im geringsten.«

»Das ist nicht möglich.«

»Ich schwöre es Ihnen bei dem Heiligsten, was ich auf der Welt habe. Antworten Sie mir doch!«

»Unsere Weisung ...«

»Die Weisung verbietet Ihnen nicht, mir mitzuteilen, was ich in zehn Minuten oder einer halben Stunde doch erfahren werde. Nur ersparen Sie mir bis dahin eine Ewigkeit der Ungewißheit. Ich bitte Sie darum, als ob Sie mein Freund wären; sehen Sie, ich will mich weder sträuben noch fliehen, was ich übrigens gar nicht kann. Wohin fahren wir?«

»Falls Sie nicht eine Binde vor den Augen haben, müßten Sie doch erraten, wohin wir fahren.«

»Nein.«

»Dann sehen Sie sich um.«

Dantès erhob sich, blickte nach dem Punkt, auf den das Boot zu fuhr, und sah zweihundert Meter vor sich den schwarzen schroffen Felsen aufsteigen, auf dem sich, wie mit dem Gestein verwachsen, das finstere Schloß If erhebt.

Der unvermutete Anblick dieses grauenvollen Gefängnisses, das seit dreihundert Jahren Marseille mit seinen Schrecken erfüllte, wirkte auf Dantès wie das Schafott auf den Verurteilten.

»O mein Gott!« rief er. »Das Schloß If! Was soll ich dort? Weshalb fahren wir dorthin?«

Der Gendarm lächelte.

»Aber man bringt mich doch nicht dahin, um mich einzusperren?« fuhr Dantès fort. »Das Schloß If ist ein Staatsgefängnis, nur zur Aufnahme großer politischer Verbrecher bestimmt. Ich habe nicht das geringste begangen. Sind denn auf dem Schlosse If Untersuchungsrichter oder sonstige Behörden?«

»Es gibt dort, glaube ich«, antwortete der Gendarm, »nur einen Gouverneur, Wärter, Soldaten und feste Mauern. Na, na, lieber Freund, tun Sie doch nicht so erstaunt, ich glaube beinahe, daß Sie sich für meine Gefälligkeit über mich lustig machen.«

Dantès drückte die Hand des Gendarmen, als ob er sie zerbrechen wollte.

»Sie behaupten also, daß man mich nach dem Schloß If bringt, um mich dort einzukerkern?«

»Das ist wahrscheinlich«, antwortete der Gendarm; »aber auf alle Fälle, Kamerad, brauchen Sie mir die Hand nicht zu zerquetschen.«

»Ohne weitere Untersuchung? Ohne weitere Formalität?« fragte der junge Mann.

»Die Formalitäten sind erfüllt, die Untersuchung hat stattgefunden.«

»Also trotz des Versprechens des Herrn von Villefort?«

»Ich weiß nicht, ob Herr von Villefort Ihnen ein Versprechen gemacht hat«, erwiderte der Gendarm, »aber was ich weiß, ist, daß wir nach dem Schloß If fahren! Nanu! Was machen Sie denn? Holla, Kamerad, zu Hilfe!«

Mit einer blitzartigen Bewegung, die jedoch das geübte Auge des Gendarmen zur rechten Zeit wahrgenommen, hatte Dantès sich ins Meer stürzen wollen; aber vier kräftige Fäuste hielten ihn in dem Augenblick zurück, da seine Füße sich von den Planken des Bootes lösten.

Er fiel auf den Boden des Bootes zurück, indem er vor Wut heulte.

»Gut!« rief der Gendarm, ihm ein Knie auf die Brust setzend. »So halten Sie also Ihr Seemannswort! Traue einer den zahmen Redensarten! Jetzt aber, lieber Freund, eine einzige Bewegung, und ich jage Ihnen eine Kugel in den Kopf. Gegen meine erste Weisung habe ich verstoßen, ich stehe Ihnen aber dafür, daß ich gegen die zweite nicht verstoßen werde.«

Und er richtete seinen Karabiner gegen Dantès, der die Mündung der Waffe an seiner Schläfe fühlte.

Einen Augenblick hatte er den Gedanken, diese verbotene Bewegung zu machen und so gewaltsam das unerwartete Unglück, das über ihn hereingebrochen war, zu enden. Aber eben, weil es so unerwartet war, sagte er sich, daß es nicht von Dauer sein könne; dann gedachte er auch der Versprechungen des Herrn von Villefort, und schließlich erschien ihm solch ein Tod auf dem Boden eines Bootes, von der Hand eines Gendarmen, zu häßlich.

Er stieß erneut ein Wutgeheul aus und begann an seinen Fingernägeln zu nagen.

Fast in demselben Augenblick erschütterte ein heftiger Anprall das Boot. Einer der Schiffer sprang auf den Felsen, den das Fahrzeug berührt hatte; ein Tau wickelte sich knirschend von einer Rolle ab, und Dantès erkannte, daß man jetzt anlegte.

Seine Wächter, die ihn an den Armen und am Rockkragen hielten, zwangen ihn, sich zu erheben und ans Land zu steigen, und zogen ihn nach den Stufen, welche zu der Zitadelle hinaufführten, während der Gefreite mit aufgepflanzttem Bajonett folgte.

Dantès leistete keinen Widerstand, der ohnehin vergeblich gewesen wäre; er war betäubt und taumelte wie ein Trunkener. Er sah wieder Soldaten, die sich auf der steilen Böschung aufstellten, fühlte Stufen, die ihn nötigten, den Fuß zu heben, und bemerkte, daß er durch eine Tür ging, die sich hinter ihm schloß, aber alles dies mechanisch, wie durch einen Nebel, ohne etwas Bestimmtes zu unterscheiden.

Man machte einen Augenblick halt, währenddessen er seine Gedanken zu sammeln suchte. Er sah sich um: Er befand sich in einem viereckigen, von hohen Mauern eingeschlossenen Hofe; man hörte den langsamen, regelmäßigen Schritt der Schildwachen, und jedesmal, wenn sie in den Bereich des Lichtes kamen, das von zwei oder drei Stellen im Innern des Schlosses auf den Hof fiel, sah man ihre Gewehrläufe blitzen.

Man wartete dort etwa zehn Minuten. Da Dantès nicht zu entfliehen vermochte, hatten die Gendarmen ihn losgelassen. Man schien auf Befehle zu warten, und diese Befehle kamen.

»Wo ist der Gefangene?« fragte eine Stimme.

»Hier ist er«, antworteten die Gendarmen.

»Er soll mir folgen; ich werde ihn in sein Quartier führen.«

»Los!« riefen die Gendarmen, indem sie Dantès fortstießen.

Der Gefangene folgte seinem Führer, der ihn in einen fast unterirdischen Raum führte, dessen kahle und schwitzende Wände von Tränendunst getränkt schienen. Eine auf einen Schemel gestellte kleine Lampe, deren Docht in einem stinkenden Fett schwamm, warf ihren Schein auf die Wände dieses entsetzlichen Ortes und zeigte Dantès seinen Führer, einen der unteren Kerkermeister, schlecht gekleidet und von gemeinem Gesichtsausdruck.

»Hier ist Ihr Zimmer für diese Nacht«, sagte der Mann; »es ist spät, und der Herr Gouverneur ist schon zu Bett. Morgen, wenn er aufgestanden ist und von den Sie betreffenden Anweisungen Kenntnis genommen hat, werden Sie vielleicht umquartiert. Inzwischen haben Sie hier Brot, in dem Krug dort ist Wasser und in jenem Winkel Stroh: das ist alles, was ein Gefangener wünschen kann. Gute Nacht!«

Und ehe Dantès daran gedacht hatte, den Mund zu öffnen, um zu antworten, ehe er bemerkt hatte, wo der Kerkermeister das Brot hingelegt, ehe er sich danach hatte umsehen können, wo der Wasserkrug und das Stroh war, hatte der Kerkermeister die Lampe genommen, die Tür hinter sich verschlossen und dem Gefangenen den matten Schein genommen, der ihm die tropfenden Wände seines Kerkers gezeigt hatte.

Er befand sich allein in der Finsternis und Stille, selbst so stumm und düster wie diese Gewölbe, deren eisige Kälte er auf seine brennende Stirn sich niederschlagen fühlte.

Als die ersten Strahlen des Tages wieder etwas Helle in das Kellerloch brachten, kam der Wärter mit dem Befehl zurück, den Gefan-

genen zu belassen, wo er wäre. Dantès hatte sich nicht vom Platze bewegt; eine eiserne Hand schien ihn an die Stelle genagelt zu haben, wo er am Abend vorher haltgemacht hatte. Unbeweglich, die vom Weinen geschwollenen Augen auf den Boden gerichtet, stand er da.

Er hatte so die ganze Nacht stehend verbracht, ohne nur einen einzigen Augenblick zu schlafen.

Der Wärter näherte sich ihm und ging um ihn herum; aber Dantès schien ihn nicht zu sehen.

Er klopfte ihm auf die Schulter; Dantès fuhr zusammen und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie denn nicht geschlafen?« fragte der Wärter.

»Ich weiß nicht«, antwortete Dantès.

Der Wärter betrachtete ihn voll Erstaunen.

»Haben Sie keinen Hunger?« fuhr er fort.

»Ich weiß nicht«, antwortete Dantès wiederum.

»Wünschen Sie etwas?«

»Ich möchte den Gouverneur sprechen.«

Der Wärter zuckte die Schultern und ging.

Dantès folgte ihm mit den Augen und streckte die Hände nach der geöffneten Tür aus; die Tür schloß sich wieder.

Seiner Brust entrang sich ein Schluchzen; die Tränen stürzten ihm aus den Augen; er warf sich mit der Stirn auf den Boden und betete lange, indem er sein Leben an seinem Geiste vorüberziehen ließ und sich fragte, welches Verbrechen er begangen habe, das eine so grausame Strafe verdiente.

So verging der Tag; kaum daß er einige Bissen Brot aß und einige Tropfen Wasser trank. Bald saß er mit seinen Gedanken beschäftigt, bald kreiste er wie ein wildes Tier in einem Käfig durch seinen Kerker.

Ein Gedanke besonders quälte ihn: daß er sich während der Überfahrt, wo er in Unkenntnis des Zieles so ruhig geblieben war, zehnmal hätte ins Wasser stürzen können. Einmal im Wasser, wäre

er dank seiner Geschicklichkeit im Tauchen seinen Wärtern sicher entronnen, er hätte den Strand gewinnen und sich auf einem spanischen oder italienischen Schiff ins Ausland begeben können, wohin er Mercedes und seinen Vater später hätte nachkommen lassen. Was den Lebensunterhalt betraf, so war er unbesorgt: Gute Seeleute waren überall selten; er sprach italienisch wie ein Toskaner, spanisch wie ein Kind Altkastiliens; er hätte frei und glücklich mit Mercedes und seinem Vater leben können. Und jetzt war er Gefangener, eingekerkert im Schloß If, diesem unzugänglichen Gefängnis, ohne zu wissen, was aus Mercedes wurde, und alles dies, weil er an das Wort Villeforts geglaubt hatte. Es war, um wahnsinnig zu werden, und Dantès wälzte sich wütend auf dem frischen Stroh, das ihm sein Wärter gebracht hatte.

Am folgenden Tag um dieselbe Stunde erschien der Wärter wieder.

»Nun«, fragte er, »sind Sie heute vernünftiger als gestern?«

Dantès antwortete nicht.

»Hören Sie«, sagte der Wärter, »wünschen Sie irgend etwas von mir, das ich für Sie tun kann? Sprechen Sie.«

»Ich wünsche den Gouverneur zu sprechen.«

»Wie?« knurrte der Wärter ungeduldig. »Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß dies unmöglich ist.«

»Warum unmöglich?«

»Weil es nach der Gefängnisordnung den Gefangenen nicht erlaubt ist, das zu verlangen.«

»Was ist denn hier erlaubt?« fragte Dantès.

»Bessere Nahrung gegen Bezahlung, ein Spaziergang und zuweilen Bücher.«

»Ich brauche keine Bücher, ich habe keine Lust spazierenzugehen und finde meine Nahrung gut; ich habe nur den einen Wunsch, den Gouverneur zu sehen.«

»Wenn Sie mich immer wieder mit derselben Geschichte langweilen, so werde ich Ihnen nichts mehr zu essen bringen«, sagte der Wärter.

»Nun, wenn du mir nichts mehr zu essen bringst, so werde ich einfach verhungern«, erwiderte Dantès.

Der Ton, in welchem Dantès dies sagte, bewies dem Wärter, daß sein Gefangener glücklich sein würde zu sterben. Da nun jeder Gefangene seinem Wärter täglich etwa zehn Sous einbrachte, fürchtete der Kerkermeister, daß er Dantès verlieren könnte, und er begann deshalb in milderem Tone:

»Hören Sie! Was Sie da verlangen, ist unmöglich. Verlangen Sie es also nicht mehr, denn es ist ohne Beispiel, daß der Gouverneur auf den Wunsch eines Gefangenen in dessen Zelle gekommen wäre; führen Sie sich gut, dann wird Ihnen gestattet spazierenzugehen, und es ist möglich, daß Sie dabei einmal dem Gouverneur begegnen. Dann können Sie ihn ja fragen, und wenn er Ihnen antworten will, so ist das seine Sache.«

»Aber«, fragte Dantès, »wie lange kann ich auf diesen Zufall warten?«

»Je nun«, entgegnete der Wärter, »einen Monat, ein Vierteljahr, ein halbes Jahr, ein Jahr vielleicht.«

»Das ist zu lange«, sagte Dantès; »ich will ihn sofort sehen.«

»Oh«, antwortete der Wärter, »verrennen Sie sich nicht so in einen einzigen unmöglichen Wunsch, sonst sind Sie vor Ablauf von vierzehn Tagen verrückt.«

»So, meinst du?«

»Ja, verrückt; so fängt der Irrsinn immer an; wir haben davon hier ein Beispiel. Der Abbé, der diese Zelle vor Ihnen bewohnte, hat dadurch den Verstand verloren, daß er dem Gouverneur fortwährend eine Million anbot, wenn er ihn freilassen wollte.«

»Und wie lange ist's her, daß er diese Zelle verlassen hat?«

»Zwei Jahre.«

»Er wurde freigelassen?«

»Nein, er wurde ins Verlies gebracht.«

»Höre«, sagte Dantès, »ich bin kein Abbé und bin nicht verrückt; vielleicht werde ich's, aber im Augenblick habe ich leider noch meinen vollen Verstand; ich will dir einen anderen Vorschlag machen. Eine Million biete ich dir nicht, denn ich kann sie dir nicht geben, aber ich biete dir hundert Taler, wenn du das nächstmal, da du nach Marseille kommst, zu den Kataloniern gehen und einem jungen Mädchen namens Mercedes einen Brief, nein, bloß zwei Zeilen übergeben willst.«

»Wenn ich diese zwei Zeilen überbrächte und wenn das entdeckt würde, so würde ich meine Stelle verlieren, die mir jährlich tausend Livres einträgt, ohne die Nebeneinnahmen und die Beköstigung mitzurechnen. Sie sehen also, daß ich ein großer Esel wäre, wenn ich tausend Livres um dreihundert aufs Spiel setzte.«

»So, dann höre und merke dir genau, was ich sage«, sprach Dantès. »Weigerst du dich, Mercedes zwei Zeilen zu überbringen oder sie wenigstens davon zu benachrichtigen, daß ich hier bin, so lauere ich dir eines Tages hinter der Tür versteckt auf und zerschmettere dir in dem Augenblick, da du hereinkommst, mit diesem Schemel den Schädel.«

»Was, Drohungen!« rief der Wärter, indem er einen Schritt zurücktrat und sich bereitmachte, einen Angriff abzuwehren. »Sie sind entschieden verdreht im Kopfe; der Abbé hat gradeso angefangen wie Sie, und in drei Tagen werden Sie wie der unrettbar toll sein; zum Glück gibt's Verliese im Schloß If.«

Dantès ergriff den Schemel und schwang ihn um den Kopf.

»Na, na«, rief der Wärter; »wenn Sie's absolut wollen, so soll's dem Gouverneur gemeldet werden.«

»Schön denn!« sagte Dantès, indem er seinen Schemel wieder hinstellte und sich darauf setzte, den Kopf gesenkt und mit wirren Augen, als ob er wirklich wahnsinnig würde.

Der Wärter ging und kam einen Augenblick darauf mit vier Soldaten und einem Korporal zurück.

»Auf Befehl des Gouverneurs«, sagte er, »führen Sie den Gefangenen ein Stockwerk tiefer.«

»Ins Verlies also?« fragte der Korporal.

»Ins Verlies; die Verrückten gehören zu den Verrückten!«

Die vier Soldaten bemächtigten sich Dantès', der in eine Art Erschlaffung fiel und ihnen ohne Widerstand folgte.

Man ließ ihn fünfzehn Stufen hinuntersteigen und öffnete die Tür einer Zelle, in die Dantès eintrat, indem er zu sich selbst sagte: »Er hat recht, die Verrückten gehören zu den Verrückten!«

Die Tür schloß sich wieder, und Dantès ging mit vorgehaltenen Händen vorwärts, bis er die Mauer fühlte; dann setzte er sich in einen Winkel und bewegte sich nicht mehr, während seine Augen, die sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnten, die Gegenstände zu unterscheiden begannen.

Der Wärter hatte recht; es fehlte wenig, daß Dantès wahnsinnig wurde.

DAS KLEINE KABINETT IN DEN TUILERIEN

Herr von Villefort kehrte in die Wohnung des Herrn von Saint-Méran, wo seine Verlobung gefeiert wurde, zurück, verabschiedete sich rasch von seiner Braut und den Gästen und trat sofort mit Extrapost eine Reise nach Paris an. Vorher hatte er sich von Herrn von Salvieux, dem Freund seines zukünftigen Schwiegervaters, einen Brief geben lassen, der ihm ohne weiteres Zutritt zum König verschaffen würde.

Wir verlassen Villefort auf dem Wege nach Paris, wo er in Folge der dreifachen Trinkgelder, die er gab, mit Windeseile dahinflog, und begeben uns durch zwei oder drei Säle in das kleine Kabinett der Tuileries, das das Lieblingskabinett Napoleons und Ludwigs XVIII. war. In diesem Kabinett saß König Ludwig XVIII. vor einem Tisch aus Nußbaumholz, den er von Hartwell mitgebracht hatte und ganz besonders liebte. Der Monarch hörte zerstreut einem etwa fünfzigjährigen Mann von vornehmem Äußeren zu. Dabei machte er Notizen in eine lateinische Ausgabe des Horaz.

»Sie sagen also?« sprach der König.

»Daß ich so unruhig bin, wie man es nur sein kann, Sire!«

»Wirklich? Sollten Sie im Traum sieben fette und sieben magere Kühe gesehen haben?«

»Nein, Sire! Denn das würde uns nur sieben fruchtbare und sieben unfruchtbare Jahre verkünden, und bei einem so vorsorglichen König, wie Eure Majestät sind, ist keine Hungersnot zu befürchten.«

»Um welche andere Geißel soll es sich denn handeln, lieber Blacas?«

»Sire, ich glaube, ja, ich habe alle Ursache zu glauben, daß sich im Süden ein Sturm zusammenzieht ...«

»Ei, mein lieber Graf«, entgegnete Ludwig XVIII., »ich denke, Sie sind schlecht unterrichtet, denn ich weiß im Gegenteil gewiß, daß dort sehr schönes Wetter ist.«

»Sire«, versetzte Blacas, »wenn doch Eure Majestät, nur um einen getreuen Diener zu beruhigen, zuverlässige Männer in die Landschaften Languedoc, Provence und Dauphiné schicken wollten, um über den Geist, der dort herrscht, Bericht zu erhalten. Eure Majestät können ganz ruhig sein in bezug auf den guten Geist, der in Frankreich herrscht, allein ich glaube, nicht ganz unrecht zu haben, wenn ich irgendeinen verzweifelten Versuch befürchte.«

»Von welcher Seite?«

»Von seiten Bonapartes oder zumindest von seiten seiner Partei.«

»Mein lieber Blacas«, sprach der König. »Sie stören mich mit ihren Besorgnissen in meiner Arbeit.«

»Sire! Ich möchte mit Eurer Majestät die Sicherheit teilen können.«

»Warten Sie, mein lieber Graf, warten Sie! Mir fällt eben eine sehr glückliche Anmerkung zu meiner Arbeit ein; warten Sie ein wenig, und dann fahren Sie fort.«

Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein, währenddessen Ludwig XVIII. mit einer Schrift, die er so winzig wie möglich machte, eine neue Notiz an den Rand des Horaz schrieb.

Als er fertig war, hob er den Kopf wieder mit der zufriedenen Miene eines Mannes, der eine Idee gehabt zu haben glaubt, wenn er die Idee eines anderen kommentiert hat, und sagte:

»Fahren Sie fort, mein lieber Graf! Ich höre.«

»Sire!« sprach Herr von Blacas. »Ich bin genötigt, Eurer Majestät zu sagen, daß es nicht grundlose Gerüchte und aus der Luft gegriffene Neuigkeiten sind, die mich ängstigen; ein wohlgesinnter Mann,

der mein ganzes Vertrauen genießt und dem ich die Überwachung des Südens anvertraut habe« – der Graf hielt inne, als er diese Worte sprach –, »ist soeben mit der Post gekommen und berichtet von einer großen Gefahr, die Eurer Majestät droht. Deshalb bin ich hierhergeeilt.«

Ludwig XVIII. fuhr fort, Notizen in seinen Horaz zu machen.

»Befehlen mir Eure Majestät, mich nicht länger bei diesem Gegenstand aufzuhalten?«

»Nein, mein lieber Graf! Doch strecken Sie die Hand aus, da unten zur Linken werden Sie den Bericht des Polizeiministers vom gestrigen Datum finden ... Aber halt! Da ist er ja selbst. – Nicht wahr, Sie sagen, der Polizeiminister?« unterbrach der König, sich an den Diener wendend, der soeben eingetreten war und den Polizeiminister gemeldet hatte. »Treten Sie ein, Baron, und erzählen Sie dem Grafen, was Sie Neues von Bonaparte wissen. Verhehlen Sie uns nichts von der Lage der Dinge, wie bedenklich sie auch sein mag. Sagen Sie, ist die Insel Elba ein Vulkan, und werden wir dort den Krieg voll Flammen und Schrecknissen ausbrechen sehen?«

»Haben Eure Majestät den gestrigen Bericht einzusehen geruht?« entgegnete der Minister.

»Ja, ja! Aber sagen Sie es dem Grafen selbst, der diesen Bericht nicht finden kann, was er enthält. Erzählen Sie ihm genau, was der Usurpator auf seiner Insel macht.«

»Mein Herr«, sprach der Baron zum Grafen, »alle getreuen Diener Seiner Majestät dürfen sich Glück wünschen über die günstigen Nachrichten, die uns von der Insel Elba zukommen. Bonaparte ...«

Der Minister blickte auf Ludwig XVIII., der eben wieder eine Bemerkung niederschrieb und nicht einmal den Kopf hob.

»Bonaparte«, fuhr der Baron fort, »langweilt sich zu Tode. Er bringt ganze Tage damit zu, daß er seinen Arbeitern in Porto Longone bei ihrer Beschäftigung zusieht. Noch mehr, wir können versichert sein, daß der Usurpator in kurzer Zeit ein Narr wird.«

»Ein Narr?«

»Ein Narr, den man in Banden halten muß. Sein Kopf wird schon schwach. Bald weint er heiße Tränen, bald lacht er aus voller Kehle; ein anderes Mal beschäftigt er sich stundenlang damit, vom Ufer aus Kieselsteine ins Wasser zu werfen, und wenn der Stein fünf- bis sechsmal aufgeprallt ist, scheint er so vergnügt, als hätte er ein zweites Marengo oder ein neues Austerlitz gewonnen. Sie werden zugeben, daß das Anzeichen von Narrheit sind.«

»Oder von Weisheit, Herr Baron, oder von Weisheit«, versetzte Ludwig XVIII. lächelnd. »Schon die großen Heerführer des Altertums ergötzten sich damit, daß sie Kieselsteine ins Meer warfen. Sehen Sie nach bei Plutarch im ›Leben des Scipio Africanus‹. Also, was denken Sie nun darüber, Blacas?« fragte der König, indem er einen Augenblick in seiner Beschäftigung innehielt.

»Sire, ich sage, daß entweder der Polizeiminister oder ich mich irre. Da sich aber der Polizeiminister unmöglich irren kann, da er die Sicherheit und die Ehre Eurer Majestät zu bewachen hat, so ist es wahrscheinlich, daß ich mich im Irrtum befinde. An Eurer Majestät Stelle aber würde ich die Person fragen, von der ich gesprochen habe, ja, ich bitte sie sogar inständig, Eure Majestät wollten ihr diese Ehre erweisen.«

»Recht gern, Graf, auf Ihre Empfehlung hin empfangen Sie ihn, wenn Sie wollen. Doch ich will ihn empfangen mit den Waffen in der Hand. Herr Minister, haben Sie noch einen neueren Bericht als diesen hier? Denn dieser datiert vom zwanzigsten Februar, und heute haben wir den dritten März.«

»Nein, Sire. Aber ich erwarte einen mit jeder Stunde. Ich ging schon frühzeitig aus, und vielleicht ist er während meiner Abwesenheit eingelaufen.«

»Gehen Sie auf die Präfektur; liegt dort einer, so bringen Sie ihn, ist keiner gekommen«, fuhr Ludwig XVIII. lächelnd fort, »wohlan, so machen Sie einen. Nicht wahr, so pflegt man es zu tun?«

»Oh, Sire!« entgegnete der Minister. »Gott sei's gedankt, in dieser Hinsicht ist es nicht nötig, etwas zu erdichten; jeden Tag überhäuft man unsere Amtszimmer mit ellenlangen Anzeigen, die von einer Menge armer Tröpfe herkommen, die sich eine kleine Erkenntlichkeit für die Dienste erhoffen, die sie nicht leisten, aber gern leisten möchten. Sie rechnen auf den Zufall und hoffen, daß irgendein unerwartetes Ereignis ihren Voraussagen eine Art Wirklichkeit verleihen werde.«

»Gut, nun gehen Sie, mein Herr«, sagte Ludwig XVIII., »und denken Sie daran, daß ich Sie erwarte.«

»Ich will nur gehen, um wiederzukommen, Sire, in zehn Minuten bin ich zurück.«

»Und ich, Sire«, sagte Blacas, »will meinen Gewährsmann holen, der von weither kommt, um Eurer Majestät eine wichtige Nachricht zu überbringen. Ich bitte, ihn gütig zu empfangen, geschähe es auch nur wegen Herrn von Salvieux, der ihn mir empfohlen hat.«

»Herr von Salvieux, der Kammerherr meines Bruders?«

»Derselbe.«

»Ja wirklich, ich erinnere mich, er ist in Marseille.«

»Von dort aus hat er mir geschrieben.«

»Spricht er ebenfalls von dieser Verschwörung?«

»Nein, aber er empfiehlt mir Herrn von Villefort und bittet mich, ihn bei Eurer Majestät einzuführen.«

»Herr von Villefort?« rief der König. »Warum haben Sie mir seinen Namen nicht sogleich genannt?« fuhr er fort, und eine Unruhe machte sich in seinem Angesicht bemerkbar.

»Sire, ich dachte, dieser Name wäre Eurer Majestät unbekannt.«

»Nein, o nein, mein lieber Blacas! Er ist ein ehrgeiziger Geist, gebildet und ernst. Ha, bei Gott! Sie kennen doch dem Namen nach seinen Vater – Noirtier?«

»Noirtier, den Girondisten? Noirtier, den Senator?«

»Ja, denselben.«

»Und Eure Majestät haben den Sohn eines solchen Mannes an gestellt?«

»Mein lieber Graf, ich habe Ihnen gesagt, daß Villefort ehrgeizig ist; um hochzukommen, wird Villefort alles, sogar seinen Vater opfern.«

»Ich darf ihn also eintreten lassen, Sire?«

»Im Augenblick, Graf; wo ist er denn?«

»Er wartet unten in meinem Wagen.«

Der Graf verließ eilig das Zimmer. Allein geblieben, wandte sich Ludwig XVIII. wieder seinem Horaz zu.

Herr von Blacas kehrte in kürzester Zeit mit Villefort zurück. Allein im Vorzimmer war er genötigt, die Autorität des Königs anzurufen; der staubbedeckte, ganz und gar nicht hoffähige Anzug Villeforts erregte das Bedenken des Zeremonienmeisters, der darüber ganz erstaunt war, daß sich der junge Mann vermesse, in solcher Kleidung vor dem König zu erscheinen. Allein der Graf behob alle diese Schwierigkeiten mit einem einzigen Wort: »Befehl Seiner Majestät!« Und Villefort wurde zum König geführt. Der König saß noch auf demselben Platz, wo ihn der Graf verlassen hatte. Als die Tür aufging, befand sich Villefort gerade dem König gegenüber; der junge Beamte blieb stehen.

»Treten Sie näher, Herr von Villefort«, sagte der König; »treten Sie näher.«

Villefort verbeugte sich, tat einige Schritte vorwärts und wartete, daß ihn der König anreden werde.

»Herr von Villefort«, fuhr Ludwig XVIII. fort, »der Graf Blacas behauptet, daß Sie uns etwas Wichtiges zu sagen hätten.«

»Sire, der Herr Graf hat recht, und ich hoffe, Eure Majestät werden es selber finden.«

»Fürs erste und vor allem, mein Herr, ist nach Ihrer Ansicht das Übel so groß, wie man mich glauben machen will?«

»Sire, ich glaube, die Sache ist dringend; allein bei der Eile, mit der ich reiste, ist noch Zeit einzugreifen, wie ich hoffe.«

»Sprechen Sie ausführlich, wenn's beliebt, mein Herr!« sagte der König, der jetzt ebenfalls anfang, unruhig zu werden. »Sprechen Sie, und vor allem der Reihe nach; ich liebe die Ordnung in allen Dingen.«

»Sire«, sagte Villefort, »ich werde Eurer Majestät einen getreuen Bericht erstatten; ich bitte jedoch, mich gnädigst zu entschuldigen, wenn ich etwa nicht ganz klar sein sollte; ich bin aufs tiefste erschüttert.«

Villefort überzeugte sich nach dieser Einleitung durch einen raschen Blick auf den König von dem Wohlwollen seines hohen Zuhörers. Dann fuhr er fort:

»Sire, ich bin so schnell wie möglich nach Paris gereist, um Eurer Majestät zu melden, daß ich in meinem Amtsbereich ein Komplott entdeckt habe, nicht eines jener gewöhnlichen und harmlosen, wie sie täglich unter den niedrigsten Klassen des Volkes und der Armee angezettelt werden, sondern eine wirkliche Verschwörung, einen Sturm, der nichts weniger als den Thron Eurer Majestät bedroht. Sire, der Usurpator rüstet drei Schiffe aus; er führt einen Plan im Schilde, der vielleicht wahnsinnig, aber auch ebenso furchtbar wie wahnsinnig ist. In dieser Stunde muß er die Insel Elba verlassen haben, um ich weiß nicht wohin zu fahren, aber gewiß, um eine Landung zu versuchen, sei es nun in Neapel, an der toskanischen Küste oder in Frankreich selbst. Eure Majestät wissen vielleicht nicht, daß der Beherrscher der Insel Elba Verbindungen mit Italien und Frankreich unterhalten hat.«

»Ja, mein Herr, ich weiß das«, sprach der König sehr bewegt, »und noch unlängst erhielt man Kunde, daß bonapartistische Zusammenkünfte in der Rue Saint-Jacques stattgefunden haben. Aber fahren Sie fort, ich bitte Sie! Wie sind diese Tatsachen Ihnen bekannt geworden?«

»Sire, aus einem Verhör, das ich in Marseille mit einem Menschen angestellt habe, den ich schon seit langer Zeit überwachen und am Tag meiner Abreise verhaften ließ. Dieser Mensch, ein unruhiger

Seemann und mir schon lange als Bonapartist verdächtig, war insgeheim auf der Insel Elba. Er sah dort den Großmarschall, der ihn mit einer mündlichen Botschaft an einen Bonapartisten in Paris beauftragte, dessen Namen ich nie aus ihm herausbringen konnte; aber diese Sendung hatte den Zweck, die Geister auf die Rückkehr vorzubereiten – ich bitte wohl zu bemerken, Sire, daß diese Worte dem Verhör entnommen sind –, auf eine Rückkehr, welche nicht lange mehr ausbleiben kann.«

»Wo ist dieser Mensch?« fragte Ludwig XVIII.

»Im Kerker, Sire!«

»Und die Sache erschien Ihnen wichtig?«

»So wichtig, Sire, daß ich, mitten in meiner eigenen Verlobungsfeier, alles verließ, Braut und Freunde, um schnell abzureisen und sowohl meine Besorgnisse als auch die Versicherung meiner Ergebenheit Eurer Majestät zu Füßen zu legen.«

»Ach richtig«, sagte der König, »bestand nicht ein Heiratsplan zwischen Ihnen und dem Fräulein von Saint-Méran?«

»Der Tochter eines der getreuesten Diener Eurer Majestät.«

»Ja, ja! Doch kommen wir wieder auf das Komplott zurück, Herr von Villefort!«

»Sire, ich fürchte, es ist mehr als ein Komplott, ich fürchte, es ist eine Verschwörung.«

»Eine Verschwörung in dieser Zeit«, entgegnete Ludwig XVIII. lächelnd, »ist eine Sache, die sich leicht anzetteln, aber schwer zu Ende führen läßt, schon darum, weil wir, gestern erst zum Thron unserer Ahnen gelangt, die Augen zugleich auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewandt halten. Meine Minister verdoppeln seit zehn Monaten ihre Aufmerksamkeit, um die Küsten des Mittelmeeres wohl zu bewachen. Wenn Bonaparte in Neapel landete, so wären die verbündeten Mächte auf den Beinen, ehe er noch Piombino erreichte; stiege er in Toscana an Land, so setzte er den Fuß nur auf feindlichen Boden; und landete er in Frankreich, so geschähe es mit einem Häuflein Menschen, und wir würden leicht

mit ihm fertig, da ihn das Volk haßt. Beruhigen Sie sich also, mein Herr, aber rechnen Sie deshalb nicht weniger auf unsere königliche Erkenntlichkeit.«

»Ah, da kommt der Polizeiminister!« rief der Graf von Blacas.

In diesem Moment erschien wirklich auf der Türschwelle der Polizeiminister, blaß, zitternd und mit irren Blicken. Villefort machte Miene, sich zu entfernen, doch Herr von Blacas hielt ihn zurück.

DER KORSE

Ludwig XVIII. stieß bei dem Anblick dieses verstörten Gesichts den Tisch, vor dem er saß, mit Heftigkeit zurück.

»Was haben Sie denn, Herr Baron?« rief er. »Sie sind ja ganz außer sich. Haben Sie etwas Schlimmes in Erfahrung gebracht?«

»Sire ...!« stammelte der Baron.

»Was gibt's?« fragte Ludwig XVIII.

»Ach, Sire, ein schreckliches Unglück! Ich bin untröstlich ...«

»Mein Herr!« rief Ludwig XVIII. »Ich befehle Ihnen zu sprechen, auf der Stelle!«

»Wohl, Sire! Der Usurpator hat die Insel Elba am sechsundzwanzigsten Februar verlassen und ist am ersten März gelandet.«

»Wo das? In Italien?« fragte der König lebhaft.

»In Frankreich, Sire! In einem kleinen Hafen bei Antibes, im Golf Juan.«

»Der Usurpator ist in Frankreich gelandet, bei Antibes, im Golf Juan, zweihundertundfünfzig Meilen von Paris entfernt, am ersten März, und Sie erfahren das erst heute, am dritten März? Was Sie mir da sagen, ist unmöglich, Sie sind falsch unterrichtet.«

»Ach, Sire, es ist nur zu wahr!«

Ludwig XVIII. machte eine Bewegung des Zornes und Schreckens und richtete sich hoch auf, als hätte ihn der unvermutete Schlag zugleich in das Herz und in das Gesicht getroffen.

»In Frankreich!« rief er. »Der Usurpator in Frankreich! Man hat also diesen Menschen nicht bewacht? Oder, wer weiß, man war einverstanden mit ihm?«

»Oh, Sire«, sagte der Graf von Blacas, »der Herr Polizeiminister ist nicht der Mann, den man des Verrats beschuldigen könnte. Sire, wir waren alle blind, und der Baron teilte die allgemeine Blindheit, das ist alles.«

»Aber ...«, sprach Villefort. Dann hielt er plötzlich inne. »Um Vergebung, Sire!« sagte er, sich verneigend. »Mein Eifer reißt mich fort, geruhen Eure Majestät, mir zu verzeihen.«

»Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie kühn«, sagte Ludwig XVIII., »Sie allein haben uns vor dem Unglück gewarnt, helfen Sie uns jetzt, ein Mittel dagegen zu finden.«

»Sire«, entgegnete Villefort, »der Usurpator ist im Süden verhaßt; falls er durch die südlichen Provinzen vorrückt, kann man leicht in der Provence und Languedoc einen Aufstand gegen ihn hervorrufen.«

»Ja, gewiß«, sagte der Minister; »aber wenn er über Gap und Sisteron vorrückt ...«

»Er rückt vor!« sprach Ludwig XVIII. »Er marschiert also gegen Paris?«

Der Polizeiminister schwieg betreten, was einem völligen Zugeständnis gleichkam.

»Und die Dauphiné, mein Herr?« fragte der König Villefort. »Glauben Sie, man könnte sie ebenfalls aufwiegeln?«

»Sire, es ist mir schmerzlich, Eurer Majestät eine grausame Wahrheit sagen zu müssen; allein der Geist, der in der Dauphiné herrscht, ist lange nicht so gut wie in der Provence und Languedoc. Sire, die Gebirgsbewohner sind Bonapartisten.«

»Siehe da«, sagte Ludwig XVIII., »er war also gut unterrichtet. Und wieviel Mann hat er?«

»Sire, das weiß ich nicht«, erwiderte der Polizeiminister.

»Wie, Sie wissen es nicht? Sie haben vergessen, sich über diesen Umstand zu erkundigen? Es ist wahr, daran liegt nicht viel!« fügte er mit einem Lächeln, das für den Minister vernichtend war, hinzu.

»Sire, die Depesche brachte bloß die Anzeige von der Landung und von dem Weg, den der Usurpator genommen hat.«

»Und wie gelangte die Depesche zu Ihnen?« fragte der König.

Der Minister senkte den Kopf, und eine tiefe Röte überzog seine Stirn.

»Durch den Telegrafen, Sire!«

Ludwig XVIII. machte einen Schritt vorwärts und kreuzte die Arme, wie es Napoleon immer getan hatte.

»Also«, sprach er, vor Zorn erblassend, »also sieben verbündete Heere haben diesen Mann gestürzt; ein Wunder des Himmels hat mich nach fünfundzwanzigjährigem Exil auf den Thron meiner Väter zurückgeführt; ich habe in diesen fünfundzwanzig Jahren die Menschen und die Dinge dieses mir verheißenen Frankreichs studiert, erforscht, zergliedert, damit endlich, am Ziel meiner Wünsche, eine Macht, die ich in meinen Händen hielt, sich gegen mich kehrt und mich zermalmt!«

»Sire, es ist ein Verhängnis«, sagte der Minister.

»Wenn man mich verraten hätte wie ihn«, rief der König, »ich hätte es noch ertragen; aber unterzugehen, weil die Leute meiner Umgebung, die mir alles verdanken, unfähig sind, die ohne mich nichts sind – Sie haben recht, das ist ein Verhängnis!«

Der Minister senkte den Kopf, ohne eine Erwiderung zu wagen.

»Fallen«, fuhr Ludwig XVIII. fort, »fallen und seinen Sturz durch den Telegrafen erfahren! Oh, lieber bestiege ich noch das Schafott meines Bruders, Ludwigs XVI., als daß ich die Stiege der Tuilerien hinabeilte, durch die Lächerlichkeit vertrieben! – Sie wissen nicht, was es in Frankreich bedeutet, sich lächerlich zu machen, und doch sollten Sie es wissen.«

»Sire! Sire!« stotterte der Minister. »Gnade!«

»Treten Sie näher, Herr von Villefort!« fuhr der König fort, sich an den jungen Mann wendend, der regungslos im Hintergrund verharrte und gespannt dem Gespräch gefolgt war, in dem es um das Schicksal eines Königreichs ging, »treten Sie näher und sagen Sie dem Herrn, daß man im voraus alles das wissen konnte, was er nicht wußte.«

»Sire, es war unmöglich, die Pläne zu erraten, welche dieser Mensch vor aller Welt verbarg!« stammelte der Minister.

»Unmöglich! Das ist ein großes Wort, mein Herr. Unmöglich für einen Minister, der eine Verwaltung, Bureaus, Agenten und fünfzehnhunderttausend Franken geheime Gelder hat, das zu erfahren, was sechzig Meilen von der Küste Frankreichs entfernt vor sich geht! Sehen Sie doch diesen Herrn hier, dem keines dieser Mittel zu Gebote stand! Sehen Sie, dieser Herr, ein einfacher Beamter, der mehr davon wußte als Sie mit Ihrer ganzen Polizei, er würde meine Krone gerettet haben, hätte er das Recht gehabt wie Sie, einen Telegraf zu leiten.«

Der Blick des Polizeiministers wandte sich mit einem Ausdruck des tiefsten Grolles auf Villefort, der das Haupt mit der Bescheidenheit des Triumphes senkte.

»Ich sage nichts gegen Sie, mein lieber Blacas«, fuhr Ludwig XVIII. fort, »denn wenn Sie auch nichts entdeckt haben, so waren Sie doch wenigstens stets wachsam. Ein anderer hätte vielleicht die Mitteilung des Herrn von Villefort für unbedeutend angesehen oder eigennützige Beweggründe hinter ihr gesucht.«

Diese Worte spielten auf das an, was der Minister eine Stunde früher mit soviel Zuversicht vorgebracht hatte. Villefort verstand die Anspielung des Königs. Ein anderer hätte sich wohl durch den Stolz auf das Lob des Königs hinreißen lassen; er hingegen fürchtete, sich den Polizeiminister zum Todfeind zu machen, obschon er fühlte, daß dieser unwiderruflich verloren war. Der Minister, der in der Fülle seiner Macht die geheimen Pläne Napoleons nicht zu erraten vermocht hatte, durchschaute doch jetzt im verzweifelten

Kampf um seine Stellung die Absichten Villeforts. Er brauchte nur Dantès zu befragen. Statt daß er also den Minister belastete, kam er ihm zu Hilfe.

»Sire«, sagte Villefort, »die Raschheit der Ereignisse muß Eurer Majestät beweisen, daß nur Gott allein es hätte hindern können. Was Eure Majestät als Verdienst meines Scharfsinns ansehen, ist nichts weiter als bloßer Zufall; ich nützte diesen Zufall als getreuer Diener, das ist alles, was ich getan habe. Ich bitte Eure Majestät, mich nicht höher einzuschätzen, als ich verdiene, um nicht später von mir enttäuscht zu werden.«

Der Minister dankte dem jungen Mann mit einem beredten Blick, und Villefort begriff, daß ihm sein Plan, einen Freund zu gewinnen, auf den er nötigenfalls rechnen könnte, gelungen war, ohne etwas von der Dankbarkeit des Königs zu verlieren.

»Es ist gut«, sagte der König, »und jetzt, meine Herren«, fuhr er fort, zu Herrn von Blacas und dem Polizeiminister gewendet, »bedarf ich Ihrer nicht mehr, und Sie können sich entfernen; was hier weiter zu tun ist, betrifft den Kriegsminister.«

»Glücklicherweise, Sire«, versetzte Herr von Blacas, »können wir auf die Armee rechnen. Eure Majestät wissen, wie ergeben sie, allen Berichten zufolge, Ihrer Regierung ist.«

»Reden Sie mir jetzt nicht von Berichten, Graf. Ich weiß, welches Vertrauen man in sie setzen kann. Doch weil wir eben von Berichten sprechen, Herr Baron, was haben Sie Neues gehört von dem Vorfall in der Rue Saint-Jacques?«

»Von dem Vorfall in der Rue Saint-Jacques?« rief Villefort unwillkürlich. Er faßte sich aber sogleich und sagte: »Vergebung, Sire! Meine Ergebenheit für Eure Majestät läßt mich die Regeln des Anstands vergessen.«

»Sprechen Sie und handeln Sie, mein Herr«, entgegnete Ludwig XVIII., »Sie haben sich heute das Recht erworben zu fragen.«

»Sire«, versetzte der Polizeiminister, »ich kam heute, um Eurer Majestät Neues über jenen Vorfall mitzuteilen, als die Aufmerksam-

keit Eurer Majestät durch die schreckliche Nachricht von der Landung Napoleons abgelenkt wurde. Nun haben diese Dinge für den König kein Interesse mehr.«

»Im Gegenteil, mein Herr«, sprach Ludwig XVIII. »Diese Angelegenheit scheint in unmittelbarer Beziehung zu derjenigen zu stehen, die uns beschäftigt, und der Tod des Generals Quesnel führt uns vielleicht auf den Weg, ein großes inneres Komplott zu entdecken.«

Villefort erbebte bei dem Namen des Generals Quesnel.

»Sire«, erwiderte der Polizeiminister, »in der Tat könnte alles glauben machen, daß der General sich nicht selbst das Leben genommen hat, wie man anfangs annahm, sondern daß er ermordet worden ist. – Der General kam eben, wie es scheint, aus einem bonapartistischen Klub, als er verschwand. Ein unbekannter Mann hatte ihn am Morgen aufgesucht und sich mit ihm in der Rue Saint-Jacques verabredet. Zum Unglück hat der Kammerdiener, der den General in dem Augenblick frisierete, als jener Unbekannte in das Kabinett trat, wohl verstanden, daß er die Rue Saint-Jacques nannte, aber nicht auch die Hausnummer behalten.«

Während der Polizeiminister dem König diese Mitteilungen machte, schien Villefort an seinen Lippen zu hängen. Er errötete und erblaßte abwechselnd. Der König wandte sich zu ihm:

»Nicht wahr, Herr von Villefort, Sie sind gleich mir der Meinung, daß der General Quesnel, den man für einen Anhänger des Usurpators halten konnte, der aber in der Tat ganz mir ergeben war, als Opfer eines bonapartistischen Anschlags fiel?«

»Es ist wahrscheinlich, Sire!« entgegnete Villefort. »Aber weiß man sonst nichts weiter?«

»Man ist dem Mann auf der Spur, der die Zusammenkunft veranlaßt hat.«

»Man ist ihm auf der Spur ...?« wiederholte Villefort.

»Ja, der Bediente hat seine Beschreibung gegeben: Es ist ein Mann von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, von bräunlicher Gesichtsfar-

be, mit schwarzen Augen, dicken Brauen und schwarzem Backenbart; er trug einen blauen zugeknöpften Überrock und in seinem Knopfloch die Rosette eines Offiziers der Ehrenlegion. Gestern traf man einen Menschen, dessen Aussehen genau mit der Beschreibung übereinstimmt, doch verlor man ihn an der Ecke der Rue de la Jussienne und der Rue Coq-Héron wieder aus den Augen.«

Villefort hatte sich auf eine Stuhllehne gestützt, denn während der Polizeiminister sprach, fühlte er seine Beine unter sich erlahmen; als er aber hörte, daß der Unbekannte den Nachstellungen entschlüpft war, erholte er sich wieder.

»Lassen Sie diesen Menschen suchen, mein Herr!« befahl der König dem Polizeiminister. »Denn wenn der General Quesnel, der uns in diesem Augenblick so nützlich gewesen wäre, das Opfer eines Meuchelmordes wurde, wie ich zu glauben geneigt bin, so will ich, daß die Täter, sie mögen Bonapartisten sein oder nicht, hart bestraft werden.«

Villefort hatte seine ganze Selbstbeherrschung vonnöten, um den Schrecken nicht zu verraten, den ihm dieser Auftrag des Königs an den Polizeichef einflößte.

»Es ist seltsam«, fuhr der König übelgelaunt fort, »die Polizei glaubt, alles gesagt zu haben, wenn sie berichtet: ›Ein Mord ist begangen worden‹, und alles getan zu haben, wenn sie beifügt: ›Man ist dem Schuldigen auf der Spur.«

»Sire, in diesem Punkte, hoffe ich, werden Eure Majestät befriedigt werden.«

»Gut, wir wollen sehen. Ich halte Sie nicht länger auf, Baron! Herr von Villefort, Sie müssen von der langen Reise erschöpft sein, pflegen Sie der Ruhe. Sie sind gewiß bei Ihrem Vater abgestiegen?«

Villefort fühlte einen leichten Schwindelanfall.

»Nein, Sire«, antwortete er, »ich bin im Hotel Madrid, Rue de Tournon, abgestiegen.«

»Aber Sie haben Herrn Noirtier gesehen?«

»Sire, ich ließ mich sogleich zu dem Herrn Grafen von Blacas führen.«

»Sie werden ihn doch wenigstens besuchen?«

»Ich denke nicht, Sire!«

»Ja, richtig«, versetzte Ludwig XVIII., auf eine Art lächelnd, die bewies, daß er diese Fragen nicht ohne Absicht getan hatte, »ich habe vergessen, daß Sie mit Herrn Noirtier auf gespanntem Fuße stehen und daß das ein neues Opfer ist, welches Sie der königlichen Sache bringen und wofür ich Sie schadlos halten muß.«

»Sire, die Gnade, die mir Eure Majestät erzeigen, ist eine Belohnung, die alle meine Wünsche so sehr übersteigt, daß ich den König um nichts mehr zu bitten habe.«

»Gleichviel, mein Herr, wir werden Ihrer nicht vergessen, seien Sie darüber beruhigt. Unterdessen« – der König löste das Kreuz der Ehrenlegion von seinem Rock und reichte es Villefort – »nehmen Sie dieses Kreuz.«

»Sire«, sagte Villefort, »Eure Majestät irren sich, dieses Kreuz ist das eines Offiziers.«

»Meiner Treu, Herr«, erwiderte Ludwig XVIII., »nehmen Sie es nur, wie es ist; ich habe nicht mehr Zeit, ein anderes zu verlangen. Blacas, Sie sorgen dafür, daß Villefort das Diplom ausgestellt wird.«

Villefort nahm das Kreuz und küßte es.

»Und nun«, fragte er, »mit welchen Befehlen werden mich Eure Majestät zu beehren geruhen?«

»Pflegen Sie der Ruhe, die Sie brauchen, und bedenken Sie, daß Sie mir in Paris nichts nützen, aber in Marseille die wertvollsten Dienste leisten können.«

»Sire«, entgegnete Villefort mit einer Verbeugung, »in einer Stunde werde ich Paris verlassen haben.«

»Gehen Sie, mein Herr«, sprach der König, »und sollte ich Sie vergessen – das Gedächtnis der Könige ist kurz –, so scheuen Sie sich ja nicht, mich daran zu erinnern. Herr Baron, geben Sie Befehl, daß man den Kriegsminister rufe. Blacas, Sie bleiben.«

»Ach, mein Herr«, sagte der Polizeiminister zu Villefort, als sie die Tuilerien verließen, »Sie fangen gut an, Ihr Glück wird bald gemacht sein.«

Wird es auch von Dauer sein? fragte sich Villefort, indem er sich von dem Minister, dessen Laufbahn zu Ende war, verabschiedete und mit den Augen einen Wagen suchte, um nach Hause zu fahren.

Zehn Minuten darauf war Villefort in seiner Wohnung. Er bestellte seine Pferde für zwei Stunden später und ließ sich sein Frühstück bringen. Als er sich eben zu Tisch setzen wollte, ertönte die Glocke, von einer festen Hand gezogen.

Der Kammerdiener ging hinaus, um aufzumachen, und Villefort hörte eine Stimme, die seinen Namen nannte.

Wer kann es denn schon wissen, daß ich hier bin? fragte sich der junge Mann.

In diesem Augenblick kehrte der Kammerdiener zurück.

»Nun«, fragte Villefort, »was gibt es denn? – Wer hat geläutet? Wer fragt nach mir?«

»Ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen will.«

»Und wie sieht dieser Fremde aus?«

»Es ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren.«

»Klein? Groß?«

»Ungefähr von der Gestalt des gnädigen Herrn.«

»Ist er blond oder dunkel?«

»Er ist braun, hat schwarze Haare, schwarze Augen, dicke Brauen und einen schwarzen Backenbart.«

»Und wie ist er gekleidet?« fragte Villefort lebhaft.

»Er trägt einen großen blauen Überrock, zugeknöpft von oben bis unten, mit dem Kreuz der Ehrenlegion.«

»Das ist er!« murmelte Villefort erblassend.

Der Mann, von dem die Rede war, erschien in diesem Augenblick auf der Türschwelle.

»Zum Teufel«, sagte er, »was sind das für Umstände? Ist es in Marseille Sitte, daß die Söhne ihre Väter im Vorzimmer warten lassen?«

»Mein Vater!« rief Villefort. »Ich habe mich also nicht geirrt; ich vermutete, daß Sie es wären!«

»Wenn du das vermutet hast«, entgegnete der Ankömmling, indem er seinen Stock in einen Winkel stellte und den Hut auf einen Sessel legte, »so erlaube ich mir, dir zu sagen, mein lieber Gérard, daß es von dir nicht liebenswürdig ist, mich so lange warten zu lassen.«

»Verlaß uns, Germain!« sagte Villefort.

Der Bediente ging sichtlich erstaunt.

VATER UND SOHN

Herr Noirtier sah dem Diener nach, bis die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte; dann ging er nach der Tür und öffnete sie wieder. Die Vorsicht war nicht unnütz, wie die Schnelligkeit bewies, mit welcher der Kammerdiener sich zurückzog. Herr Noirtier machte sich dann die Mühe, die Vorzimmertür selbst zu verschließen; ebenso verschloß er die Tür des Schlafzimmers, schob die Riegel vor und kam dann zurück und reichte Villefort, der das alles in größter Überraschung mit angesehen hatte, die Hand.

»Weißt du wohl, mein lieber Gérard«, sagte er zu dem jungen Mann, indem er ihn mit einem Lächeln ansah, dessen Ausdruck schwer zu bestimmen war, »daß es so scheint, als wärest du nicht sehr erfreut, mich zu sehen?«

»O doch, Vater«, entgegnete Villefort, »ich freue mich sehr; aber ich war so wenig auf Ihren Besuch gefaßt, daß er mich etwas verwirrt hat.«

»Nun, mein Lieber«, sagte Herr Noirtier, indem er sich setzte, »ich glaube, ich könnte dir dasselbe sagen. Du kündigst mir deine Verlobung in Marseille für den achtundzwanzigsten Februar an, und am dritten März bist du in Paris!«

»Wenn ich hier bin, Vater«, antwortete Gérard, an Herrn Noirtier herantretend, »so beklagen Sie sich nicht darüber, denn Ihretwegen bin ich hierhergekommen, und diese Reise wird Sie vielleicht retten.«

»So«, meinte Herr Noirtier, indem er sich nachlässig in dem Fauteuil ausstreckte. »So erzähle mir doch, Herr Beamter, das muß drollig sein.«

»Vater, Sie haben von einem bonapartistischen Klub gehört, der in der Rue Saint-Jacques seinen Sitz hat?«

»Nummer dreiundfünfzig? Jawohl, ich bin dort Vizepräsident.«

»Vater, Ihre Kaltblütigkeit macht mich zittern.«

»Warum denn, mein Lieber? Wenn man von der Bergpartei geächtet worden ist, auf einem Heuwagen aus Paris geflohen und von den Polizeispionen Robespierres in der Heide von Bordeaux gehetzt worden ist, so hat einen das an vieles gewöhnt. Fahre also fort. Was hat sich also in diesem Klub in der Rue Saint-Jacques zugetragen?«

»Es hat sich dort zugetragen, daß man den General Quesnel hinbestellt hat und daß der General, der um neun Uhr abends von Hause fortging, am übernächsten Tag aus der Seine gezogen worden ist.«

»Und wer hat dir diese schöne Geschichte erzählt?«

»Der König selbst, mein Herr.«

»Nun wohl, ich will dir für deine Geschichte eine andere erzählen«, fuhr Noirtier fort.

»Vater, ich glaube schon zu wissen, was Sie mir sagen werden.«

»Ah, du hast schon von der Landung Seiner Majestät des Kaisers gehört?«

»Still, Vater, ich bitte Sie, erstens um Ihretwillen und dann um meinerwillen. Ja, ich wußte diese Neuigkeit und wußte sie sogar eher als Sie, denn seit drei Tagen fahre ich, so schnell die Pferde nur laufen können, auf der Straße von Marseille nach Paris, um die Nachricht zu überbringen.«

»Seit drei Tagen! Bist du toll? Vor drei Tagen war der Kaiser noch nicht gelandet.«

»Einerlei, ich wußte um den Plan.«

»Und wie das?«

»Durch einen Brief, der von der Insel Elba an Sie adressiert war.«

»An mich?«

»An Sie, und den ich in der Tasche des Boten abgefangen habe. Wäre dieser Brief in andere Hände gefallen, so würden Sie jetzt vielleicht füsiliert, Vater.«

Der Vater schlug ein Gelächter an.

»Ha, ha, die Restauration scheint von dem Kaiserreich gelernt zu haben, schnell zu handeln ... Füsiliert, mein Lieber, halb so wild! Und der Brief, wo ist er? Ich kenne dich zu gut, um zu befürchten, daß du ihn hättest umherliegen lassen.«

»Ich habe ihn verbrannt, damit nicht eine Spur davon zurückbliebe; denn dieser Brief war Ihr Todesurteil.«

»Und der Verlust deiner Karriere«, antwortete Noirtier kühl; »ja, ich verstehe das; aber ich habe nichts zu fürchten, da du mich beschützt.«

»Ich tue mehr als das: ich rette Sie!«

»Ah, zum Teufel! Das wird dramatischer; erkläre dich.«

»Ich komme auf den Klub in der Rue Saint-Jacques zurück.«

»Dieser Klub scheint ja den Herren von der Polizei sehr am Herzen zu liegen. Warum haben sie nicht besser gesucht? Sie hätten ihn gefunden.«

»Sie haben ihn nicht gefunden, aber sie sind ihm auf der Spur.«

»Das ist das geheiligte Wort, ich weiß wohl! Wenn die Polizei in Verlegenheit ist, sagt sie, sie sei auf der Spur, und die Regierung wartet ruhig den Tag ab, bis die Polizei mit niederhängendem Ohr ihr sagt, daß diese Spur verloren sei.«

»Ja, aber man hat einen Leichnam gefunden; der General Quesnel ist getötet worden, und das nennt man in allen Ländern der Welt einen Mord.«

»Einen Mord, sagst du? Aber was beweist, daß der General das Opfer eines Mordes geworden ist? Man findet alle Tage Leute in der Seine, die sich aus Verzweiflung ins Wasser gestürzt haben oder die beim Baden ertrunken sind, weil sie nicht schwimmen konnten.«

»Vater, Sie wissen sehr gut, daß der General sich nicht aus Verzweiflung ertränkt hat und daß man im Monat Januar nicht in der

Seine badet. Nein, nein, täuschen Sie sich nicht, es handelt sich um einen Mord.«

»Wer sagt das?«

»Der König selbst.«

»Der König! Ich hielt ihn für Philosoph genug, um zu verstehen, daß es in der Politik keinen Mord gibt. In politischen Angelegenheiten tötet man nicht einen Menschen, sondern man beseitigt ein Hindernis. Willst du wissen, wie die Dinge sich zugetragen haben? Wohlan, ich will es dir sagen. Man glaubte, auf den General Quesnel rechnen zu können; man hatte ihn uns von der Insel Elba empfohlen. Einer von uns geht zu ihm, ladet ihn ein, sich nach der Rue Saint-Jacques zu begeben, in eine Versammlung, wo er Freunde finden werde. Er geht hin, und man enthüllt ihm alles, die Abreise von der Insel Elba, die geplante Landung; dann, als er alles gehört hat, antwortet er, daß er Royalist sei. Da sehen sich alle an, man nimmt ihm einen Eid ab, den er auch leistet, aber so widerwillig, daß es Gott versuchen hieße, so zu schwören. Trotz alledem hat man den General vollständig frei fortgehen lassen. Er ist nicht nach Hause zurückgekehrt, was willst du? Er wird sich verirrt haben. Ein Mord! Wahrhaftig, Villefort, du überraschst mich, daß du, ein Staatsanwalt, auf so schlechte Beweise eine Anklage bauen kannst. Habe ich es mir je einfallen lassen, wenn du dein Gewerbe als Royalist ausübtest und einen der Meinen einen Kopf kürzer machtest, dir zu sagen: Mein Sohn, du hast einen Mord begangen? Nein, ich habe gesagt: Schön, du hast dich siegreich geschlagen; morgen Revanche.«

»Aber, Vater, nehmen Sie sich in acht, die Revanche wird schrecklich sein, wenn wir sie nehmen.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Sie rechnen auf die Rückkehr des Usurpators?«

»Allerdings.«

»Sie täuschen sich, Vater; er wird keine zehn Meilen im Lande machen, ohne verfolgt, gehetzt und wie ein wildes Tier eingefangen zu werden.«

»Lieber Freund, der Kaiser ist in diesem Augenblick auf dem Wege nach Grenoble; am zehnten oder zwölften wird er in Lyon und am zwanzigsten oder fünfundzwanzigsten in Paris sein.«

»Die Bevölkerung wird sich erheben ...«

»Um ihm entgegenzugehen.«

»Er hat nur einige Mann bei sich, und man wird Armeen gegen ihn schicken.«

»Die sich ihm anschließen werden. Glaube mir, wir sind ebenso gut informiert wie ihr, und unsere Polizei wiegt die eure auf. Willst du einen Beweis dafür? Du hast deine Reise vor mir geheimhalten wollen, und trotzdem wußte ich, eine halbe Stunde nachdem du in der Stadt angelangt warst, um deine Ankunft; du hast außer dem Postillion niemand deine Adresse gegeben, und doch kannte ich sie und kam zu dir gerade in dem Augenblick, wo du zu Tisch gehen willst. Klinge also und bestelle noch ein Gedeck; wir werden zusammen essen.«

»In der Tat«, antwortete Villefort, seinen Vater voll Erstaunen betrachtend, »Sie scheinen sehr gut unterrichtet zu sein. Warten Sie«, setzte er hinzu, seinen Vater, der eben dem Diener klingeln wollte, am Arme zurückhaltend, »noch ein Wort.«

»Sprich.«

»So schlecht auch die königliche Polizei ist, so weiß sie doch etwas sehr Gefährliches.«

»Nun?«

»Das Signalement des Mannes, der am Morgen des Tages, an dem der General Quesnel verschwunden ist, zu ihm gekommen ist.«

»So, das weiß die gute Polizei? Und wie ist das Signalement?«

»Braune Gesichtsfarbe, schwarze Haare, schwarze Augen, schwarzer Backenbart, bis unters Kinn zugeknöpfter blauer Überrock, die Offiziersrosette der Ehrenlegion im Knopfloch, breitrandiger Hut, einen Rohrstock in der Hand.«

»Ha, ha! Das weiß sie?« sagte Noirtier. »Und warum hat sie sich dieses Mannes nicht versichert?«

»Weil sie ihn gestern oder vorgestern an der Ecke der Rue Coq-Héron aus den Augen verloren hat.«

»Ich sagte dir ja, daß eure Polizei dumm ist.«

»Aber sie kann ihn jeden Augenblick finden.«

»Ja«, sagte Noirtier, sich ruhig umsehend, »wenn dieser Mann nicht gewarnt ist, aber das ist er, und«, fügte er lächelnd hinzu, »er wird sein Gesicht und seine Kleider wechseln.«

Bei diesen Worten erhob er sich, legte Überrock und Krawatte ab, ging an einen Tisch, auf dem die für die Toilette seines Sohnes nötigen Gegenstände lagen, nahm ein Rasiermesser, seifte sein Gesicht ein und rasierte mit fester Hand den Backenbart ab, der für die Polizei ein so wertvolles Erkennungszeichen war.

Villefort betrachtete ihn mit einem Entsetzen, das nicht ohne Bewunderung war.

Nachdem sein Bart abrasiert war, veränderte Noirtier seine Haartracht, nahm statt der schwarzen Krawatte eine farbige, die in einem geöffneten Koffer lag, zog statt des blauen Überrocks einen weiten braunen von Villefort an und probierte vor dem Spiegel den Hut mit aufgeschlagener Krempe, der dem jungen Mann gehörte. Er schien mit seinem Äußern zufrieden zu sein und ließ in seiner nervigen Hand ein Spazierstöckchen, das der elegante Staatsanwalt zu benutzen pflegte, durch die Luft pfeifen.

»Nun«, wandte er sich dann an seinen verblüfften Sohn, »glaubst du, daß deine Polizei mich jetzt erkennt?«

»Nein, Vater«, antwortete Villefort; »ich hoffe wenigstens nicht.«

»Jetzt, mein lieber Gérard«, fuhr Noirtier fort, »verlasse ich mich auf deine Klugheit, um alle diese Sachen, die ich in deiner Obhut zurücklasse, verschwinden zu lassen.«

»Oh, seien Sie unbesorgt, Vater«, antwortete Villefort.

»Und jetzt glaube ich, daß du recht hast und daß du mir in der Tat das Leben gerettet haben könntest; doch sei unbesorgt, ich werde dir demnächst den gleichen Dienst erweisen.«

Villefort warf den Kopf in die Höhe.

»Du glaubst es nicht?«

»Ich hoffe wenigstens, daß Sie sich irren.«

»Siehst du den König nochmals?«

»Vielleicht.«

»Willst du in seinen Augen für einen Propheten gelten?«

»Die Unglückspropheten sind bei Hof unwillkommene Gäste, Vater.«

»Aber früher oder später erweist man ihnen Gerechtigkeit; und nimm an, daß eine zweite Restauration eintritt, dann wirst du für einen großen Mann gelten.«

»Und was sollte ich dem König sagen?«

»Sag ihm folgendes: Sire, man täuscht Sie über die Stimmung Frankreichs, über die Haltung der Städte und den Geist der Armee; derjenige, den sie in Paris den korsischen Menschenfresser nennen, der noch in Nevers Usurpator genannt wird, nennt sich schon Bonaparte in Lyon und Kaiser in Grenoble. Sie wähen ihn verfolgt, gehetzt, auf der Flucht; er marschiert geschwind wie der Adler, den er mitbringt. Die Soldaten strömen ihm von allen Seiten zu. Reisen Sie ab, Sire; überlassen Sie Frankreich seinem wahren Herrn, demjenigen, der es nicht gekauft, sondern erobert hat; reisen Sie ab, Sire. Nicht, daß Sie irgendwelche Gefahr liefen – Ihr Gegner ist stark genug, Gnade zu üben –, sondern weil es für den Nachkommen Ludwigs des Heiligen demütigend wäre, sein Leben dem Manne von Arcole, Marengo und Austerlitz zu verdanken! – Sag ihm das, Gérard; oder vielmehr sage ihm nichts; verbirg deine Reise, rühme dich nicht dessen, was du in Paris hast machen wollen und gemacht hast, sondern fahre schneller, als du gekommen, nach Marseille zurück, verhalte dich ganz ruhig, ganz demütig, denn diesmal werden wir als starke Männer handeln, die ihre Feinde kennen. Geh, mein Sohn, geh, mein lieber Gérard, und in Anbetracht solchen Gehorsams gegen die väterlichen Befehle oder, wenn du lieber willst, solcher Achtung vor dem Rate eines Freundes, werden wir dich auf deinem Platze halten. Es wird das«, fügte Noirtier lächelnd hinzu,

»für dich ein Mittel sein, mich nochmals zu retten, wenn die politische Schaukel dich eines Tages wieder emporhebt und mich sinken läßt. Adieu, mein lieber Gérard; bei deiner nächsten Reise steige bei mir ab.«

Und Noirtier ging aus dem Zimmer mit der Ruhe, die ihn nicht einen Augenblick verlassen hatte.

Villefort eilte blaß und aufgeregt ans Fenster und sah durch eine Spalte des Vorhangs seinen Vater ruhig und gelassen dahinschreiten, während gleichzeitig mehrere verdächtig aussehende Männer sich an den Straßenecken versteckt hielten, um vielleicht den Mann mit dem schwarzen Backenbart, blauen Überrock und breitkrepfigen Hut zu verhaften.

Eine halbe Stunde darauf befand sich Villefort bereits wieder auf dem Weg nach Marseille; unterwegs erfuhr er, daß Napoleon in Grenoble eingezogen war.

DIE HUNDERT TAGE

Herr von Noirtier war ein guter Prophet; die Ereignisse entwickelten sich rasch, wie er es vorhergesagt hatte. Jedermann kennt diese seltsame und wunderbare Rückkehr von der Insel Elba, die in der Geschichte ohne Beispiel ist. Ludwig XVIII. machte nur schwache Versuche, um diesen harten Schlag von sich abzuwenden; sein geringes Vertrauen zu den Menschen raubte ihm das Vertrauen zu den Ereignissen. Das Königtum, oder vielmehr die durch ihn kaum hergestellte Monarchie, zitterte auf der unsicheren Grundlage, und eine einzige Bewegung des Kaisers bewirkte den Einsturz dieses Gebäudes, das eine unförmige Mischung von alten Vorurteilen und neuen Ideen war. Villefort hatte also von seinem König einen Dank, der für den Augenblick nicht bloß nutzlos, sondern sogar gefährlich war, und er war so klug, jenes Offizierskreuz der Ehrenlegion niemand zu zeigen, obwohl ihm Herr von Blacas sorgfältig das Diplom ausfertigen ließ, wie es der König befohlen hatte. Napoleon hätte Villefort sicher abgesetzt, wenn ihn nicht Noirtier, der am Hof der »Hundert Tage« infolge der Dienste, die er geleistet hatte, allmächtig geworden war, geschützt hätte. Die ganze Macht Villeforts hat sich also während dieser kurzen Wiederauferstehung des Kaiserreichs, von dem sich übrigens gar leicht der zweite Sturz voraussehen ließ, darauf beschränkt, das Geheimnis zu unterdrücken, das Dantès zu veröffentlichen im Begriff stand. Der Erste Staatsanwalt allein wurde abgesetzt, da er als lauer Anhänger Napoleons galt.

In Marseille hatte die Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt beinahe ein Wiederaufleben des Bürgerkrieges zur Folge gehabt. Den in ihren Häusern eingeschlossenen Royalisten wurden Katzenmusiken dargebracht, und diejenigen, die sich öffentlich zu zeigen wagten, wurden beschimpft und verfolgt. Der Reeder Morrel, der, wie gesagt, der Volkspartei angehörte, war durch den Umschwung der Dinge natürlicherweise zu Einfluß gelangt, und er war jetzt imstande, etwas für Dantès zu tun.

Villefort war, wie schon erwähnt, trotz des Sturzes seines Vorgesetzten im Amte geblieben; seine Heirat blieb zwar beschlossene Sache, wurde aber auf eine glücklichere Zeit verschoben. Wenn sich der Kaiser auf dem Thron behauptete, so brauchte Gérard eine andere Verbindung, und sein Vater übernahm es, sie für ihn zu finden. Brächte eine zweite Restauration Ludwig XVIII. wieder nach Frankreich zurück, so vergrößerte sich der Einfluß des Herrn von Saint-Méran ebenso wie der seine, und so würde die beabsichtigte Verbindung wünschenswerter als jemals werden. Der Zweite Staatsanwalt war also im Augenblick der erste Beamte von Marseille.

Eines Morgens ließ sich Morrel bei ihm melden. Ein anderer wäre gegen den Reeder zuvorkommend gewesen und hätte eben dadurch seine Schwäche gezeigt. Allein Villefort ließ Herrn Morrel im Vorgemach warten, wie er es unter der Restauration getan hätte.

Herr Morrel war der Meinung, er würde Villefort niedergeschlagen finden; er fand ihn so, wie er ihn vor sechs Wochen gesehen hatte, das heißt: ruhig, fest und voll jener kalten Höflichkeit, welche die unübersteiglichste aller Schranken ist. Er war in Villeforts Arbeitszimmer eingetreten mit der Überzeugung, daß der Beamte bei seinem Anblick die Fassung verlieren würde, aber plötzlich verließ ihn selbst seine Sicherheit, als er dem Staatsanwalt gegenüberstand. Villefort blickte auf ihn, als ob er ihn nur mit Mühe wiedererkenne.

Nach einigen Sekunden der Prüfung und des Schweigens endlich, während welcher der Reeder seinen Hut zwischen den Händen hin und her drehte, sagte Villefort:

»Herr Morrel, wie ich glaube?«

»Ja, mein Herr, ich bin es«, entgegnete der Reeder.

»Treten Sie näher«, fuhr der Beamte mit einer Handbewegung fort, »und sagen Sie mir, welchem Umstand ich die Ehre Ihres Besuches zuschreiben muß.«

»Sie erraten ihn nicht, mein Herr?« fragte Morrel.

»Nein, ganz und gar nicht; nichtsdestoweniger stehe ich ganz zu Ihren Diensten, wenn es mir möglich ist.«

»Die Sache hängt ganz von Ihnen ab, mein Herr!« versetzte Morrel.

»Erklären Sie sich bitte.«

»Mein Herr!« fuhr der Reeder fort, der im Verlauf der Rede seine Sicherheit wiedergewann, da er sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache verließ. »Sie erinnern sich wohl, daß ich einige Tage, bevor die Landung Seiner Majestät bekannt wurde, zu Ihnen kam und Ihre Nachsicht in Anspruch nahm für einen unglücklichen jungen Seemann, den Ersten Offizier an Bord meiner Brigg. Man beschuldigte ihn, wenn Sie sich dessen noch entsinnen, daß er in Verbindung mit der Insel Elba stehe; diese Verbindungen, die damals ein Verbrechen waren, gelten jetzt als ein Verdienst. Sie dienten dem König Ludwig XVIII. und schonten den Beschuldigten nicht, mein Herr, das war Ihre Amtspflicht; heute dienen Sie Napoleon, und jetzt müssen Sie den jungen Seemann beschützen, das ist abermals Ihre Amtspflicht. Ich komme nun, um zu fragen, was aus ihm geworden ist.«

Villefort nahm alle Kräfte zusammen und entgegnete:

»Wie heißt dieser Mann? Seien Sie so gut, mir seinen Namen zu nennen.«

»Edmund Dantès.«

Es wäre Villefort offenbar lieber gewesen, in einem Zweikampf der Waffe seines Gegners auf fünfundzwanzig Schritt gegenüberzustehen, als diesen Namen plötzlich aussprechen zu hören; er kam indes nicht aus der Fassung. Auf diese Weise, sagte Villefort zu sich selbst, kann man mich nicht beschuldigen, daß ich die Verhaftung dieses jungen Menschen zu einer persönlichen Angelegenheit gemacht hätte!

»Dantès?« wiederholte er. »Edmund Dantès – sagen Sie?«

»Ja, mein Herr!«

Villefort schlug ein dickes Register auf, das er einem Schubfach entnahm, sah dann noch in einem anderen Aktenbund nach und wandte sich schließlich mit gelassener Miene an den Reeder:

»Sind Sie ganz gewiß, mein Herr, daß Sie sich nicht irren?«

Wäre Morrel nicht eine so arglose Natur und in der Sache besser unterrichtet gewesen, so hätte er es seltsam gefunden, daß sich der Zweite Staatsanwalt selbst herabließ, ihm Rede zu stehen über eine Angelegenheit, die gar nicht zu seinem Bereich gehörte, und er würde sich gefragt haben, warum ihn Villefort nicht an die Gefängnis-Gouverneure oder an den Departement-Präfekten gewiesen habe. Allein Morrel hatte keinen Verdacht mehr gegen Villefort von dem Augenblick an, da er sah, daß der Staatsanwalt keinerlei Furcht an den Tag legte. Villefort hatte richtig gerechnet.

»Nein, mein Herr, ich habe mich nicht geirrt«, sprach Morrel; »außerdem kenne ich den Jungen schon seit zehn und beschäftige ihn seit vier Jahren. Erinnern Sie sich nicht mehr daran, daß ich Sie vor sechs Wochen gebeten habe, großherzig zu sein, gleichwie ich Sie heute bitte, gerecht sein zu wollen? Sie haben mich damals übel empfangen und mir ungütig geantwortet. Ach, die Royalisten sind damals gegen die Bonapartisten hartherzig gewesen!«

»Mein Herr«, erwiderte Villefort mit seiner gewohnten Gewandtheit und Kaltblütigkeit, »ich war damals Royalist, weil ich die Bourbonen nicht allein für die legitimen Erben des Thrones, sondern auch für die Auserwählten der Nation hielt. Jedoch die wunderbare

Rückkehr, von der wir Zeuge waren, bewies mir, daß ich im Irrtum war; Napoleons Genie hat gesiegt.«

»Ganz recht!« antwortete Morrel mit seiner gutmütig-plumpen Offenheit. »Es macht mir Freude, daß Sie so zu mir reden, und ich betrachte es als ein gutes Vorzeichen für Edmunds Los.«

»Warten Sie«, entgegnete Villefort, ein neues Register durchblättern, »jetzt habe ich's ... Es ist ein Seemann, nicht wahr, der eine Katalonierin heiratet? Ja, jetzt erinnere ich mich; die Sache war sehr ernst.«

»Wieso?«

»Sie wissen, daß er in das Gefängnis des Justizpalastes geführt wurde, als er von mir wegging?«

»Ja, und dann?«

»Dann machte ich meinen Bericht nach Paris und schickte die bei ihm vorgefundenen Papiere dahin; es war meine Amtspflicht, und acht Tage nach seiner Verhaftung wurde der Gefangene weggeführt.«

»Weggeführt?« rief Morrel. »Was kann man aber mit dem armen Jungen gemacht haben?«

»Oh, beruhigen Sie sich, man wird ihn nach Fenestrelles, nach Pignerol oder auf die Sankt-Margareten-Insel gebracht haben, was man in der Amtssprache verschicken nennt, und an einem schönen Morgen werden Sie ihn zurückkommen und sein Schiffskommando übernehmen sehen.«

»Er komme, wann es sei, sein Platz bleibt ihm offen. Warum ist er aber nicht schon gekommen? Mich dünkt, die erste Sorge der kaiserlichen Regierung hätte es sein sollen, diejenigen freizulassen, welche die royalistische Gerechtigkeitspflege eingesperrt hat.«

»Erheben Sie keine unüberlegten Beschuldigungen, Herr Morrel!« entgegnete Villefort. »Man muß in allen Dingen gesetzlich zu Werke gehen. Der Befehl zur Einkerkierung kam von oben, es muß also auch von oben der Befehl zur Freilassung kommen. Nun sind es

aber kaum vierzehn Tage, daß Napoleon zurückkehrte, und so kann auch der Begnadigungsbrief noch kaum ausgefertigt sein.«

»Aber gibt es denn kein Mittel«, fragte Morrel, »die Formalitäten zu beschleunigen? Jetzt, da wir obenauf sind, habe ich einigen Einfluß; ich kann die Aufhebung des Urteils erlangen.«

»Es hat kein Urteilsspruch stattgefunden.«

»Aber kann ich nicht erreichen, daß er aus der Gefangenenliste gestrichen wird?«

»Im Bereich der politischen Angelegenheiten gibt es keine Gefangenenlisten. Es liegt bisweilen im Interesse der Regierung, einen Menschen verschwinden zu lassen, ohne daß davon eine Spur zurückbleibt; Gefangenenregister würden Anhaltspunkte für Nachforschungen bieten.«

»So war es vielleicht unter den Bourbonen, aber jetzt ...«

»So ist es zu allen Zeiten, mein lieber Herr Morrel, die Regierungen folgen und gleichen sich. Die Justiz arbeitet noch heute mit den Einrichtungen, wie sie Ludwig XIV. geschaffen hat, mit einziger Ausnahme der Bastille. Der Kaiser hielt in Hinsicht seiner Gefängnisse noch strenger auf die Vorschriften als der große König selber, und die Zahl der Eingekerkerten, von denen die Register keine Spur enthalten, läßt sich gar nicht berechnen.«

Der vertrauliche Ton des Staatsanwalts beseitigte den letzten Rest von Verdacht, den Morrel etwa noch gehegt haben konnte.

»Herr von Villefort«, sprach er, »welchen Rat würden Sie mir wohl geben, um die Rückkehr des armen Dantès zu beschleunigen?«

»Einen einzigen, mein Herr! Verfassen Sie eine Bittschrift an den Justizminister.«

»Ach, mein Herr, wir wissen recht gut, was Bittschriften ausrichten; der Minister erhält täglich zweihundert und liest davon nicht vier.«

»Ja«, erwiderte Villefort, »er wird aber eine Bittschrift lesen, die von mir abgeschickt und empfohlen ist.«

»Und Sie wollten wirklich die Güte haben, dies zu tun?«

»Mit dem größten Vergnügen. Dantès konnte damals schuldig sein, jetzt ist er unschuldig, und es ist meine Pflicht, dem die Freiheit wiederzugeben, den ich in das Gefängnis setzen mußte.«

Auf diese Art kam Villefort einer zwar nicht wahrscheinlichen, doch möglichen Untersuchung zuvor, die sein sicheres Verderben gewesen wäre.

»Wie schreibt man aber an den Minister?«

»Setzen Sie sich hierher, Herr Morrel«, sagte Villefort, indem er dem Reeder seinen Stuhl anwies, »ich werde Ihnen diktieren. Verlieren wir keine Zeit, wir haben ohnedies schon zuviel verloren.«

»Mein Herr, wir müssen bedenken, daß der arme Junge schwer leidet und vielleicht schon ganz verzweifelt ist.«

Villefort schauderte bei dem Gedanken, wie ihm der Gefangene in der Stille und Dunkelheit seines Kerkers fluchen möge, er war aber schon zu weit gegangen, um noch zurückweichen zu können; Dantès mußte unter dem Räderwerk seiner Ehrsucht zermalmt werden.

Villefort diktierte nun ein Bittgesuch, in dem er offenbar mit der besten Absicht den Patriotismus des Dantès und seine der bonapartistischen Sache geleisteten Dienste mit Übertreibung schilderte. Nach dieser Bittschrift wäre Dantès einer der tätigsten Helfer für Napoleons Rückkehr gewesen. Es war augenscheinlich, wenn der Minister diese Schrift las, mußte er ihm sogleich Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ihm nicht bereits Recht geschehen wäre.

Nach beendigtem Diktat überlas Villefort das Gesuch mit lauter Stimme.

»So ist's recht«, sprach er, »und nun bauen Sie auf mich.«

»Und wird das Gesuch bald abgehen, mein Herr?«

»Heute noch!«

»Mit einem empfehlenden Zusatz von Ihrer Hand?«

»Ich will es empfehlen, mein Herr, so gut ich es vermag, und alles das bekräftigen, was Sie darin sagen.«

Villefort setzte sich nieder und schrieb an einer Ecke der Bittschrift einige Worte.

»Was habe ich jetzt noch zu tun, mein Herr?« fragte Morrel.

»Warten«, entgegnete Villefort. »Ich büрге für alles.«

Diese Zusicherung erweckte in Morrel wieder Hoffnung; er war von Villefort entzückt, als er ihn verließ, und kündigte sogleich dem alten Vater Dantès an, er werde seinen Sohn bald wiedersehen. Villefort schickte aber diese Bittschrift nicht nach Paris, sondern verwahrte sie sorgfältig, denn während sie Dantès für die Gegenwart retten konnte, gefährdete sie ihn furchtbar für die Zukunft, falls ein Ereignis eintreten sollte, das die allgemeine Lage in Europa wahrscheinlich machte, nämlich eine zweite Restauration. Dantès blieb also gefangen, verloren in der Tiefe seines Kerkers; er hörte nichts von dem Sturz des Thrones Ludwigs XVIII., nichts von dem furchtbaren Zusammenkrachen des Kaiserreichs.

Allein Villefort beobachtete alles mit einem wachsamen Auge, hörte alles mit einem aufmerksamen Ohr. Während dieses kurzen Wiedererstehens des Kaiserreichs, das man die Hundert Tage nennt, war Morrel zweimal zu Villefort gekommen und drang jedesmal in ihn wegen Dantès' Freilassung; doch dieser beschwichtigte ihn jedesmal mit Versprechungen und Hoffnungen. Endlich kam es zur Schlacht bei Waterloo. Herr Morrel zeigte sich nicht wieder bei Villefort. Der Reeder hatte für seinen jungen Freund alles getan, was für ihn zu tun möglich gewesen war. Neue Versuche unter dieser zweiten Restauration unternehmen hieß sich selbst in Gefahr bringen. Ludwig XVIII. bestieg abermals den Thron. Villefort, dem Marseille voll von Erinnerungen war, die ihm zu Gewissensbissen wurden, bewarb sich um die erledigte Stelle eines Staatsanwalts in Toulouse und erhielt sie auch. Vierzehn Tage nach dem Eintreffen an seinem neuen Wohnsitz heiratete er Fräulein Renée von Saint-Méran, deren Vater jetzt bei Hofe besser angeschrieben war als jemals.

Danglars fühlte die ganze Wucht des Streiches, den er Dantès versetzt hatte. Als aber Napoleon nach Paris zurückgekehrt war und seine gebieterische und mächtige Stimme aufs neue erschallen ließ, bekam Danglars Furcht. Er glaubte in jedem Augenblick, daß Dantès

zurückkommen und furchtbare Rache nehmen würde. Damals gestand er Herrn Morrel sein Verlangen, den Seediens aufzugeben, und ließ sich durch ihn an einen spanischen Kaufmann empfehlen, bei dem er gegen Ende März, zehn oder zwölf Tage nach Napoleons Rückkehr, als Kommis eintrat. Er reiste also nach Madrid ab, und man hörte nichts mehr von ihm.

Unterdessen rief der Kaiser alle waffenfähigen Männer zum letztenmal unter die Fahne. Ferdinand brach auf wie die andern; er verließ seine Hütte und Mercedes, gefoltert von dem schrecklichen Gedanken, daß mittlerweile sein Nebenbuhler zurückkommen und die heiraten werde, die er liebte. Mercedes war Ferdinand stets mit freundlicher Liebe zugetan gewesen, auch war sie ihm dankbar, daß er ihr in dieser schweren Zeit beigestanden hatte.

»Mein Bruder«, sprach sie, indem sie ihm half, den Tornister zu schultern, »mein einziger Freund! Bewahre dich vor dem Tode, laß mich nicht allein in dieser Welt, wo ich weine und ganz vereinsamt bin, wenn du nicht bei mir bist!«

Diese Worte, beim Abschied gesprochen, erweckten wieder die Hoffnung in Ferdinand, wenn Dantès nicht mehr zurückkehrte, könnte Mercedes doch einmal die Seine werden. Mercedes blieb allein auf dieser Erde, die ihr noch nie so öde vorgekommen war. Bald stand sie unter der brennenden Mittagssonne, unbeweglich, stumm wie eine Bildsäule, und starrte nach Marseille hin, bald saß sie am Rande des Ufers, horchte auf das Stöhnen des Meeres und fragte sich immer wieder, ob es denn nicht besser wäre, sich in den Abgrund zu stürzen, als unaufhörlich die Qualen einer hoffnungslosen Erwartung zu leiden. Es fehlte Mercedes nicht an Mut, dieses Vorhaben auszuführen, doch kam ihr die Religion zu Hilfe und bewahrte sie vor Selbstmord.

Der alte Dantès verlor die letzte Hoffnung beim Sturze des Kaisers. Fünf Monate nach der Trennung von seinem Sohn starb er in Mercedes' Armen. Herr Morrel bestritt alle Kosten der Beerdigung und bezahlte auch die armseligen kleinen Schulden, die der Greis

während seiner Krankheit gemacht hatte. Es bedurfte mehr als bloßer Wohltätigkeit, es bedurfte Mutes, um so zu handeln; der Süden stand in Flammen, und es war ein Verbrechen, dem Vater eines so gefährlichen Bonapartisten, wie Dantès war, Beistand zu leisten, selbst wenn es auf dem Sterbebett war.

DER GEFÄHRLICHE GEFANGENE UND DER WAHNSINNIGE GEFANGENE

Ein Jahr ungefähr nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. machte der Generalinspektor der Gefängnisse eine Inspektionsreise.

Dantès hörte sogar in der Tiefe seines Kerkers einen schwachen Widerhall von dem Lärm und Geräusch, das die Vorbereitungen für den Empfang des hohen Beamten verursachten.

Er erriet, daß sich bei den Lebenden etwas Ungewöhnliches ereignete. Er bewohnte sein Grab schon so lange, daß er sich wohl für tot halten konnte.

In der Tat besuchte der Inspektor die Zellen, eine nach der anderen. Mehrere Gefangene wurden befragt; es waren diejenigen, die sich durch ihr ruhiges Wesen oder ihre stumpfe Fügsamkeit bei der Verwaltung beliebt gemacht hatten. Der Inspektor fragte sie, wie sie mit ihrer Nahrung zufrieden seien und ob sie irgendwelche Anliegen hätten.

Sie antworteten einstimmig, daß die Nahrung abscheulich sei und sie ihre Freiheit verlangten.

Der Inspektor fragte dann, ob sie denn keine anderen Wünsche hätten.

Sie schüttelten den Kopf. Welch anderes Gut als die Freiheit können Gefangene sich wünschen?

Der Inspektor wandte sich lächelnd an den Gouverneur:

»Ich weiß nicht, weshalb man uns diese überflüssigen Inspektionsreisen machen läßt«, sagte er. »Wer einen Gefangenen sieht,

sieht hundert; wer einen hört, hört tausend; es ist immer dieselbe Geschichte: schlecht beköstigt und unschuldig. Haben Sie noch andere?»

»Ja, wir haben noch die gefährlichen oder irrsinnigen Gefangenen, die wir ins Verlies bringen.«

»Nun denn«, sagte der Inspektor mit dem Anschein der tiefsten Ermüdung, »machen wir unser Geschäft gründlich ab, zeigen Sie mir das Verlies.«

»Warten Sie«, antwortete der Gouverneur, »bis wenigstens zwei Mann geholt sind; die Gefangenen begehen manchmal Verzweiflungstaten, wär's auch nur aus Lebensüberdruß und um zum Tode verurteilt zu werden. Sie könnten das Opfer eines solchen Anschlags werden.«

»Treffen Sie denn Ihre Vorsichtsmaßregeln«, sagte der Inspektor.

In der Tat ließ man zwei Soldaten holen und begann eine Treppe hinunterzusteigen, die so stank und so verfallen war, daß der Inspektor auf den ersten Stufen stehenblieb.

»Wer kann denn da einquartiert sein?« fragte er.

»Einer der gefährlichsten Verschwörer, vor dem wir besonders gewarnt worden sind, weil er zu allem fähig ist.«

»Ist er allein?«

»Gewiß.«

»Wie lange ist er schon da?«

»Seit etwa einem Jahr.«

»Ist er bei seiner Ankunft sofort in dieses Verlies gebracht worden?«

»Nein, erst nachdem er den Schließer, der ihm seine Nahrung brachte, hatte töten wollen.«

»Er hat den Schließer töten wollen?«

»Ja, denselben, der uns hier leuchtet. Nicht wahr, Anton?« fragte der Gouverneur.

»Er hat mich schlankweg umbringen wollen«, antwortete der Schließer.

»Der Mensch ist also wahnsinnig?«

»Schlimmer«, erwiderte der Schließer, »er ist ein Teufel.«

»Soll über ihn eine Beschwerde eingereicht werden?« fragte der Inspektor den Gouverneur.

»Das ist nutzlos, er ist schon genug bestraft; zudem ist er jetzt der Tollheit ziemlich nahe, und nach unserer Erfahrung wird er nach Verlauf eines weiteren Jahres vollständig irrsinnig sein.«

»Meiner Treu, um so besser«, meinte der Inspektor; »ist er einmal vollständig irrsinnig, so wird er weniger leiden.«

»Sie haben recht, mein Herr«, antwortete der Gouverneur, »und Ihre Betrachtung beweist, daß sie die Sache gründlich studiert haben. So haben wir in einem von diesem nur zwanzig Schritt entfernten Kerker, zu dem eine zweite Treppe hinabführt, einen alten Abbé, einen früheren Parteiführer aus Italien, der seit 1811 hier ist und gegen Ende 1813 verrückt geworden ist. Seitdem ist er physisch nicht wiederzuerkennen: Früher weinte er, jetzt lacht er; früher magerte er ab, jetzt wird er fett. Wollen Sie den lieber sehen als diesen? Seine Verrücktheit ist ergötzlich und wird Sie nicht traurig stimmen.«

»Ich werde beide sehen«, antwortete der Inspektor; »man muß seine Aufgaben gewissenhaft erledigen.«

Der Inspektor befand sich auf seiner ersten Rundreise und wollte sich bei seiner vorgesetzten Behörde einen guten Ruf erwerben.

»Treten wir also zuerst bei diesem ein«, fuhr er fort.

»Gern«, antwortete der Gouverneur und gab dem Schließer ein Zeichen, worauf dieser die Tür öffnete.

Beim Knirschen der festen Riegel und der rostigen Angeln hob Dantès, der in einem Winkel seines Kerkers saß, in den durch ein enges, vergittertes Kellerloch ein wenig Licht fiel, den Kopf. Er sah im Lichte der Fackeln, die zwei Schließer trugen, einen unbekanntem Mann, mit dem der Gouverneur, den Hut in der Hand, sprach und der von zwei Soldaten begleitet war; er erriet, worum es sich handelte, erkannte endlich eine Gelegenheit, sich an eine höhere

Stelle zu wenden, und sprang mit gefalteten Händen dem Fremden entgegen.

Die Soldaten kreuzten sofort ihre Bajonette, denn sie glaubten, daß sich der Gefangene in böser Absicht auf den Inspektor stürzen wollte.

Der Inspektor selbst wich einen Schritt zurück.

Dantès sah, daß man ihn als einen gefährlichen Menschen dargestellt hatte.

Da bemühte er sich, sanft und ruhig zu erscheinen, und indem er sich mit einer Art frommer Beredsamkeit, die seine Zuhörer in Erstaunen versetzte, ausdrückte, versuchte er die Seele seines Besuchers zu rühren.

Der Inspektor hörte die Rede Dantès' bis zu Ende an, dann sagte er, sich an den Gouverneur wendend, halblaut:

»Er wird fromm werden; er ist schon zu milderer Gefühlen übergegangen. Sehen Sie, die Furcht wirkt auf ihn; er ist vor den Bajonetten zurückgewichen; ein Irrer weicht aber vor nichts zurück. Ich habe über diesen Gegenstand zu Charenton höchst merkwürdige Beobachtungen gemacht.«

Dann wandte er sich an den Gefangenen.

»Was wünschen Sie also, kurz gesagt?«

»Ich wünsche zu wissen, welches Verbrechen ich begangen habe; ich wünsche vor den Richter gestellt zu werden; ich verlange endlich, daß man mich füsiliert, wenn ich schuldig, aber auch, daß man mich in Freiheit setzt, wenn ich unschuldig bin.«

»Ist ihre Nahrung gut?« fragte der Inspektor.

»Ja, ich glaube, ich weiß es nicht. Aber das ist unwichtig; was wichtig ist, nicht nur für mich, einen unglücklichen Gefangenen, sondern auch für alle Beamten im Dienste der Justiz, auch für den König, der uns regiert, das ist, daß ein Unschuldiger nicht das Opfer einer schändlichen Denunziation werde und nicht, seine Henker verfluchend, im Kerker sterbe.«

»Sie sind heute sehr demütig«, sagte der Gouverneur; »so waren Sie nicht immer. An dem Tag, als Sie Ihren Wärter ermorden wollten, sprachen Sie ganz anders, mein Freund.«

»Allerdings, mein Herr«, antwortete Dantès, »und ich bitte den Mann, der immer gut gegen mich gewesen ist, deshalb demütigst um Verzeihung. Aber sehen Sie, ich war toll, ich war rasend.«

»Und Sie sind es nicht mehr?«

»Nein, denn die Gefangenschaft hat mich gebeugt, gebrochen ... Es ist schon so lange, daß ich hier bin!«

»So lange ...? Und, wann sind Sie verhaftet worden?« fragte der Inspektor.

»Am achtundzwanzigsten Februar 1815, um zwei Uhr nachmittags.«

Der Inspektor rechnete.

»Wir haben den dreißigsten Juli 1816. Was sprechen Sie denn; Sie sind ja erst siebzehn Monate im Gefängnis!«

»Erst siebzehn Monate!« wiederholte Dantès. »Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, was das heißt: siebzehn Monate Gefängnis! Es sind siebzehn Jahre, siebzehn Jahrhunderte – besonders wenn jemand, wie ich, ein geliebtes Mädchen zu heiraten im Begriffe war; wenn jemand eine ehrenvolle Laufbahn sich ihm öffnen sah und ihm dann plötzlich alles genommen wird; wenn er mitten aus dem schönsten Tag in die finstere Nacht stürzt, wenn er seine Laufbahn vernichtet sieht, nicht weiß, wie es dem Mädchen geht, das ihn liebte, nicht weiß, ob sein alter Vater noch lebt oder gestorben ist. Siebzehn Monate Gefängnis für einen Mann, der an die Luft des Meeres, an das freie Leben des Seemanns, an die Unendlichkeit des Raumes gewöhnt ist! Mein Herr, siebzehn Monate Gefängnis ist mehr, als alle mit den schlimmsten Namen belegten Verbrechen verdienen. Haben Sie also Mitleid mit mir und verlangen Sie für mich nicht Nachsicht, sondern Strenge, nicht Gnade, sondern ein Urteil! Ich verlange nur Richter; man kann einem Angeklagten nicht die Richter verweigern.«

»Schön«, sagte der Inspektor, »wir werden sehen.«

Dann, sich an den Gouverneur wendend:

»Wirklich, der arme Teufel tut mir leid. Wenn wir nach oben kommen, zeigen Sie mir die auf ihn bezüglichen Eintragungen.«

»Gewiß«, antwortete der Gouverneur; »aber Sie werden, glaube ich, schreckliche Dinge finden.«

»Mein Herr«, fuhr Dantès fort, »ich weiß, daß Sie mich nicht eigenmächtig hier fortnehmen können; aber Sie können mein Verlangen der Behörde übermitteln, Sie können eine Untersuchung veranlassen, können bewirken, daß ich vor Gericht gestellt werde; weiter verlange ich nichts. Ich will wissen, welches Verbrechen ich begangen habe und zu welcher Strafe ich verurteilt bin; denn sehen Sie, die Ungewißheit ist schlimmer als alle Strafen.«

»Leuchten Sie«, sagte der Inspektor.

»Mein Herr«, rief Dantès, »ich höre am Ton Ihrer Stimme, daß Sie bewegt sind. Sagen Sie mir, daß ich hoffen kann!«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen«, antwortete der Inspektor; »ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich Ihre Akten prüfen will.«

»O mein Herr, dann bin ich frei, bin ich gerettet!«

»Wer hat Sie verhaften lassen?« fragte der Inspektor.

»Herr von Villefort«, antwortete Dantès. »Suchen Sie ihn auf und verständigen Sie sich mit ihm.«

»Herr von Villefort ist seit einem Jahr nicht mehr in Marseille, sondern in Toulouse.«

Ah, jetzt wundert's mich nicht mehr, sagte Dantès zu sich selbst; mein einziger Beschützer ist fern.

»Hatte Herr von Villefort irgendwelchen Grund, Sie zu hassen?«

»Durchaus nicht, mein Herr; er ist sogar wohlwollend gegen mich gewesen.«

»Ich kann mich also auf die Notizen, die er mir in bezug auf Sie gemacht hat oder die er mir geben wird, verlassen?«

»Vollständig.«

»Schön, warten Sie.«

Die Tür schloß sich wieder, aber die Hoffnung war in dem Kerker Dantès' zurückgeblieben.

»Wollen Sie sogleich das Gefängnisregister einsehen«, fragte der Gouverneur, »oder den Kerker des Abbés besichtigen?«

»Wir wollen erst zu ihm«, entgegnete der Inspektor. »Wenn ich an das Tageslicht zurückkehrte, fehlte mir vielleicht der Mut, meine traurige Mission ganz zu erfüllen.«

»Oh, das ist kein Gefangener wie der andere, und seine Verrücktheit ist minder betrübend als die Klagen seines Nachbars.«

»Worin besteht diese?«

»Es ist eine seltsame Einbildung: Er hält sich für den Besitzer eines unermesslichen Schatzes. Im ersten Jahr seiner Gefangenschaft ließ er der Regierung eine Million anbieten, wenn sie ihn wieder freilassen wollte; im zweiten Jahr bot er zwei Millionen, im dritten drei und so stufenweise fort. Jetzt ist er fünf Jahre in der Gefangenschaft, und so wird er Sie bitten, mit Ihnen insgeheim sprechen zu dürfen, und wird Ihnen fünf Millionen anbieten.«

»Ha, ha! Das ist in der Tat seltsam«, versetzte der Inspektor. »Und wie nennt sich denn dieser Millionär?«

»Abbé Faria.«

»Nummer 27?« fragte der Inspektor, der diese Nummer an einer Tür las.

»Ja, hier. Schließ auf, Anton!«

Der Schließer gehorchte, und der Inspektor warf einen neugierigen Blick in den Kerker des verrückten Abbés. In der Mitte des Raumes, in einem Kreis, der mit einem von der Mauer abgelösten Stück Kalk auf der Erde gezogen war, lag ein Mensch, fast nackt, sosehr waren seine Kleider in Lumpen zerfallen. In diesen Kreis zeichnete er eben schnurgerade geometrische Linien und schien mit der Lösung seines Problems ebenso beschäftigt, wie es Archimedes war, als er von einem Soldaten des Marcellus getötet wurde. Er rührte sich nicht einmal bei dem Geräusch, das die Tür beim Aufschließen machte, und schien erst aufzuwachen, als das Fackellicht mit einem ungewohnten

Schimmer den feuchten Boden erhellte, auf dem er gearbeitet hatte. Er wandte sich um und sah einen Augenblick lang erstaunt auf die Menschen, die in seinen Kerker hinabgestiegen waren.

Dann stand der Gefangene rasch auf, nahm eine Decke vom Fußteil seines elenden Bettes und hüllte sich in sie ein, da er sich vor dem Fremden schämte.

»Was wünschen Sie?« fragte der Inspektor mit denselben Worten, die er an die anderen Gefangenen gerichtet hatte.

»Ich, mein Herr«, erwiderte der Abbé mit erstaunter Miene, »ich wünsche nichts.«

»Sie verstehen mich nicht«, entgegnete der Inspektor, »ich bin Regierungsbeamter und habe den Auftrag, die Gefängnisse zu besuchen und die Forderungen der Gefangenen anzuhören.«

»Ah, dann, mein Herr, ist es etwas anderes«, rief der Abbé lebhaft, »und ich hoffe, daß wir uns verständigen werden.«

»Sehen Sie«, sprach der Gouverneur leise, »fängt er nicht so an, wie ich es vorausgesagt habe?«

»Mein Herr«, fuhr der Gefangene fort, »ich bin der Abbé Faria, in Rom geboren; ich bin zwanzig Jahre der Sekretär des Kardinals Spada gewesen. Ich wurde zu Anfang des Jahres 1811 verhaftet, ohne zu wissen, warum, und fordere von dieser Zeit ab meine Freilassung.«

»Haben Sie irgendeine Beschwerde über Ihre Kost und Wohnung bei mir vorzubringen?« fragte der Inspektor.

»Die Kost ist hier wie in allen Gefängnissen«, antwortete der Abbé, »das heißt, sie ist schlecht. Was die Wohnung anbelangt, sehen Sie selbst, sie ist feucht und ungesund, nichtsdestoweniger aber annehmbar für einen Kerker. Nun handelt es sich aber nicht um das, sondern um Entdeckungen von der größten Wichtigkeit und dem höchsten Interesse, die ich der Regierung zu machen habe.«

»Da haben wir's«, sagte der Gouverneur ganz leise zu dem Inspektor.

»Sehen Sie, darum schätze ich mich so glücklich, Sie zu sehen«, fuhr der Abbé fort, »obschon Sie mich in einer höchst wichtigen Be-

rechnung gestört haben, die, wenn sie gelingt, vielleicht das System Newtons umgestalten wird. Wollten Sie mir wohl die Gnade einer besonderen Unterredung gewähren?»

»Nun, habe ich es Ihnen nicht gesagt?« flüsterte der Gouverneur dem Inspektor zu.

»Sie kennen Ihre Leute«, antwortete der letztere lächelnd.

Dann wandte er sich zu Faria und sagte: »Mein Herr, was Sie da verlangen, ist unmöglich!«

»Doch«, versetzte der Abbé, »wenn es sich darum handelt, der Regierung den Gewinn einer enormen Summe, zum Beispiel fünf Millionen, zu verschaffen.«

»Meiner Treu!« sagte der Inspektor, sich zu dem Gouverneur wendend. »Sie haben es vorhergesagt!«

»Sehen Sie«, erwiderte der Abbé, als er bemerkte, daß der Inspektor Miene machte fortzugehen, »es ist nicht geradezu notwendig, daß wir allein sind. Der Herr Gouverneur kann unser Gespräch mitanhören.«

»Mein lieber Herr«, versetzte der Gouverneur, »wir wissen leider schon im voraus und auswendig, was Sie uns mitteilen wollen; nicht wahr, es handelt sich um Ihre Schätze?«

Faria blickte den Spötter mit einem Ausdruck an, an dem ein unbefangener Beobachter gemerkt hätte, daß der Abbé bei Vernunft war und die Wahrheit sprach.

»Allerdings«, sagte er, »wovon soll ich sprechen, wenn nicht von diesen Schätzen?«

»Herr Inspektor«, fuhr der Gouverneur fort, »ich kann Ihnen diese Geschichte ebensogut erzählen wie der Abbé, denn seit vier oder fünf Jahren habe ich davon die Ohren voll.«

»Herr Gouverneur, das beweist«, sagte der Abbé, »daß Sie wie die Menschen sind, von denen die Heilige Schrift sagt, daß sie Augen haben, aber nicht sehen, und Ohren, aber nicht hören.«

»Mein lieber Herr«, entgegnete der Inspektor, »der Staat ist reich und hat, Gott sei Dank, Ihr Geld nicht nötig. Bewahren Sie es also, bis Sie aus diesem Gefängnis kommen.«

Das Auge des Abbés erweiterte sich; er faßte des Inspektors Hand und sprach: »Wenn ich aber nicht aus dem Gefängnis herauskomme, wenn man mich gegen alles Recht in diesem Kerker behält, wenn ich hier sterbe, ohne mein Geheimnis irgend jemand mitgeteilt zu haben, wird dann dieser Schatz nicht verloren sein? Ist es denn nicht besser, wenn die Regierung und auch ich daraus Nutzen ziehen? Ich gehe bis sechs Millionen, mein Herr! Ja, ich will sechs Millionen hingeben und mich mit dem Rest begnügen, wenn man mich in Freiheit setzen will.«

»Auf mein Wort«, sagte der Inspektor halblaut, »wüßte man nicht, daß dieser Mensch verrückt ist, so glaubte man, er sage die Wahrheit; mit einem solchen Ton der Überzeugung spricht er.«

»Ich bin nicht verrückt, mein Herr, ich rede die lautere Wahrheit«, versetzte Faria, der mit jener Feinheit des Gehörs, die den Gefangenen eigen ist, kein Wort von dem, was der Inspektor sprach, verloren hatte. »Jener Schatz, von dem ich spreche, ist wirklich vorhanden, und ich biete Ihnen an, einen Vertrag zu unterschreiben, kraft dessen Sie mich an den Ort führen, den ich angeben werde; man wird die Erde vor unseren Augen aufgraben, und wenn ich lüge, wenn man nichts findet, wenn ich verrückt bin, wie Sie sagen, wohlan, so führen Sie mich wieder in diesen Kerker zurück, wo ich mein Leben beschließen will, ohne je wieder etwas von jemand zu begehren.«

Der Gouverneur fing zu lachen an und fragte:

»Liegt Ihr Schatz weit von hier?«

»Ungefähr hundert Meilen«, antwortete Faria.

»Die Sache ist gar nicht schlecht ausgedacht«, sagte der Gouverneur. »Wenn alle Gefangenen ihre Wächter hundert Meilen weit spazierenführen wollten und wenn die Wächter einwilligten, so wäre das für die Gefangenen ein ausgezeichnetes Mittel, das freie Feld zu ge-

winnen, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu fände, und bei einer so weiten Reise würde die Gelegenheit sich schon bieten.«

»Das ist ein bekanntes Mittel«, sagte der Inspektor, »der Herr Abbé hat da nichts Neues erfunden.«

Dann wandte er sich zum Abbé und sprach: »Ich habe Sie gefragt, ob Sie gute Kost bekommen.«

»Mein Herr«, entgegnete Faria, »schwören Sie mir bei Christus, mich freizulassen, wenn ich die Wahrheit gesagt habe, und ich werde Ihnen die Stelle zeigen, wo der Schatz vergraben liegt.«

»Haben Sie gute Kost?« wiederholte der Inspektor.

»Sie wagen dabei nichts und sehen, daß ich mir dadurch keine Gelegenheit verschaffen will zu entfliehen, da ich im Gefängnis bleibe, während Sie die Reise unternehmen.«

»Sie antworten nicht auf meine Frage«, wiederholte der Inspektor mit Ungeduld.

»Und Sie nicht auf meine Bitte«, rief der Abbé. »Seien Sie also verflucht wie die anderen Narren, die mir nicht glauben! Sie wollen mein Gold nicht, so werd' ich es behalten; Sie verweigern mir die Freiheit, Gott wird sie mir schicken. Gehen Sie, ich habe nichts mehr zu sagen.«

Der Abbé warf die Decke von sich, nahm wieder sein Stück Kalk, setzte sich in seinen Kreis und begann wieder zu zeichnen.

»Was tut er da?« fragte der Inspektor.

»Er berechnet seine Schätze«, erwiderte der Gouverneur.

Faria antwortete auf diesen Spott mit einem Blick, in dem tiefste Verachtung lag. Die Besucher entfernten sich. Der Gefangenenwärter schloß hinter ihnen die Tür ab.

»Er mag wirklich einige Schätze besessen haben«, sagte der Inspektor, während er die Treppe hinanstieg.

»Oder er hat geträumt, sie besessen zu haben«, entgegnete der Gouverneur, »und tags darauf ist er als Narr erwacht.«

So endete dieses Abenteuer für den Abbé Faria. Er blieb weiterhin Gefangener, und infolge dieses Besuchs vermehrte sich noch sein Ruf als Verrückter.

In bezug auf Dantès hielt der Inspektor sein Wort.

Als er in die Wohnung des Gouverneurs zurückkehrte, ließ er sich das Gefangenenregister vorlegen. Die Dantès betreffende Eintragung lautete:

»Edmund Dantès: Wütender Bonapartist; hat tätigen Anteil an der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba genommen. – In größter Abgeschlossenheit und strengster Überwachung zu halten.«

Diese Notiz war in anderer Handschrift und mit anderer Tinte als die übrigen Eintragungen im Register geschrieben, ein Beweis, daß sie nach der Einkerkung Dantès' hinzugefügt worden war.

Die Anklage war zu bestimmt, als daß man hätte versuchen können, sie zu bestreiten. Der Inspektor schrieb deshalb unter die Klammer:

»Nichts zu machen.«

Dieser Besuch hatte Dantès neu belebt; seit er ins Gefängnis eingeliefert war, hatte er vergessen, die Tage zu zählen; jetzt schrieb er mit einem von der Decke abgefallenen Stück Gips an die Mauer: »30. Juli 1816«. Und von da an machte er jeden Tag einen Strich, damit er das Zeitmaß nicht wieder verlöre.

Tage verstrichen, dann Wochen, dann Monate; Dantès wartete immer noch. Er hatte zuerst den Termin seiner Freilassung auf vierzehn Tage festgesetzt. Als diese vierzehn Tage um waren, sagte er sich, daß der Inspektor sich unmöglich vor seiner Rückkehr nach Paris mit ihm befassen könne; die Rundreise könne vier bis acht Wochen dauern; er setzte den Termin also auf ein Vierteljahr fest. Als das Vierteljahr verstrichen war, bestimmte er ein halbes Jahr; aber das halbe Jahr verfloß, und als er dann wieder nachrechnete, stellte es sich heraus, daß er zehn und einen halben Monat gewartet hatte.

Während dieser Zeit hatte sich an seiner Lage nichts geändert, keine tröstende Nachricht war zu ihm gelangt; der Kerkermeister gab, wie gewöhnlich, auf Fragen keine Antwort. Dantès begann an seinen Sinnen zu zweifeln. Er glaubte schließlich, daß das, was er für Wirklichkeit gehalten hatte, nichts als eine Halluzination, daß der tröstende Engel, der zu ihm ins Gefängnis gekommen war, nur ein Traumbild gewesen sei.

Nach einem Jahr wurde der Gouverneur nach der Festung Ham versetzt und nahm mehrere seiner Untergebenen, unter anderen auch den Kerkermeister Dantès', mit. Es kam ein neuer Gouverneur, dem es zu lange dauerte, die Namen seiner Gefangenen kennenzulernen, und der sich nur deren Nummern vorlegen ließ. Das Gefängnis hatte fünfzig Zellen, und ihre Insassen wurden mit der Nummer der Zelle benannt, die sie bewohnten. Der unglückliche junge Mann hörte jetzt auf, sich mit seinem Vornamen Edmund oder seinem Namen Dantès zu nennen. Er hieß Nummer 34.

NUMMER 34 UND NUMMER 27

Dantès machte alle Leiden eines im Gefängnis vergessenen Gefangenen durch.

Er bat, daß man ihn in einen anderen Kerker – und wäre er noch finsterer und tiefer – brächte; jede Veränderung hätte ihm einige Tage lang Zerstreuung gewährt; er bat um die Erlaubnis, am Spaziergang teilzunehmen; er verlangte Bücher und Handwerkszeug, um sich zu beschäftigen. Aber alles war umsonst, nichts wurde ihm gewährt. Er hatte sich daran gewöhnt, mit seinem neuen Kerkermeister zu sprechen, obgleich dieser womöglich noch schweigsamer war als der frühere; mit einem Menschen, selbst einem stummen, zu sprechen, war immer noch eine Abwechslung. Dantès sprach, um den Laut seiner eigenen Stimme zu hören; er hatte versucht zu sprechen, wenn er allein war, aber dann erschrak er vor dem Klang seiner Stimme.

Er beschwor eines Tages den Schließer, darum nachzusuchen, daß er einen Zellengenossen bekäme, einerlei was für einen, wäre es selbst jener irrsinnige Abbé, von dem er hatte sprechen hören. Der Schließer hatte sich unter seiner rauhen Hülle einen Rest von menschlichem Gefühl bewahrt, und wenn auch sein Gesicht nichts davon verriet, so tat ihm doch der junge Mensch leid, für den die Gefangenschaft so hart war.

Er überbrachte die Bitte der Nummer 34 dem Gouverneur; aber dieser glaubte, daß Dantès die Gefangenen aufwiegeln oder sich zu

einem Fluchtversuch Beistand verschaffen wollte, und schlug die Bitte ab.

Dantès hatte von den Menschen keine Hilfe mehr zu erwarten; da wandte er sich Gott zu. Er betete, nicht nur mit Inbrunst, sondern mit Wut. Wenn er laut betete, erschreckten ihn seine Worte nicht mehr; er verfiel dann in eine Art Ekstase, und bei jedem Wort, das er sprach, schien ihm Gott nahe zu sein.

Trotz seiner inbrünstigen Gebete aber blieb er gefangen. Da verfinsterte sich sein Gemüt; eine Wolke legte sich vor seine Augen. Dantès war ein einfacher Mann ohne Bildung, keine Ablenkung konnte ihm aus seinem eigenen Geiste kommen; er hatte nur seine kurze Vergangenheit, die düstere Gegenwart und die zweifelhafte Zukunft, um seine Gedanken zu beschäftigen. Da klammerte er sich an eine Idee, an die seines ohne erkennbaren Grund und durch ein unerhörtes Verhängnis zerstörten Glücks.

Auf seine frommen Anwandlungen folgte die Wut. Edmund stieß gotteslästerliche Reden aus, die den Kerkermeister vor Entsetzen zurückprallen ließen; er rannte gegen die Mauern seines Gefängnisses, er ließ seine Wut an allem, was ihn umgab, und besonders an sich selbst aus; bei dem geringsten, was ihm entgegen war, einem Strohalm, einem Luftzug, geriet er in Tobsucht. Dann trat ihm jener Brief, den ihm Villefort gezeigt hatte, vor Augen, jede Zeile malte sich mit Flammenschrift auf die Mauer. Er sagte sich, daß nicht die Rache Gottes, sondern der Haß der Menschen ihn in diesen Abgrund, in dem er sich befand, gestürzt hätten; er weihte diese unbekanntenen Menschen allen Qualen, die seine Einbildungskraft ersinnen konnte, und hielt die schrecklichsten noch für zu mild.

Schließlich dachte er daran, seinem Leben ein Ende zu machen.

Und einmal an diesem Punkt angelangt, fand er einigen Trost in dieser Vorstellung.

Er wurde ruhiger, heiterer; er fühlte sich wohler auf seinem harten Lager und fand allmählich diesen Rest des Daseins, das er wie

ein abgenutztes Kleidungsstück ablegen konnte, sobald er wollte, erträglicher.

Es gab zwei Mittel, den Tod herbeizuführen. Das eine war einfach: Er brauchte nur sein Taschentuch an die Gitterstange seines Fensters zu binden und sich aufzuhängen; das andere bestand darin, daß er sich stellte, als ob er die ihm gebrachte Nahrung nähme, und verhungerte. Vor dem ersteren empfand Dantès Ekel; er war in Abscheu vor den Piraten groß geworden, Leuten, die an den Rahen aufgeknüpft wurden; das Hängen war in seinen Augen eine gemeine Todesart, und er wollte auf diese Weise nicht sterben. Er entschied sich also für die zweite Art und begann noch an demselben Tage mit der Ausführung.

Nahezu vier Jahre waren seit seiner Einkerkerung verflossen.

Am Ende des zweiten Jahres hatte Dantès aufgehört, die Tage zu zählen.

Nachdem er sich seine Todesart gewählt hatte, schwor er sich selbst, um nicht etwa wieder andern Sinnes zu werden, so zu sterben. Wenn man mir mein Mittag- und Abendessen bringt, nahm er sich vor, so werfe ich alles aus dem Fenster und tue, als ob ich gegessen hätte.

Er tat, wie er sich gelobt hatte. Zweimal des Tages warf er seine Nahrung durch die kleine, vergitterte Öffnung, durch die er kaum ein Stück des Himmels wahrnehmen konnte, erst heiter, dann nachdenklich, schließlich mit Bedauern. Er mußte sich seinen Schwur ins Gedächtnis rufen, um seinen schrecklichen Plan nicht aufzugeben. Diese Nahrung, die ihn ehemals angeekelt hatte, ließ ihm der Hunger jetzt appetitlich und verlockend erscheinen; manchmal hielt er eine Stunde lang die Schüssel in der Hand, das Auge auf das Stück faulen Fleisches oder Fisches und auf das schimmelige Brot geheftet. In solchen Augenblicken erschien ihm sein Kerker nicht mehr so finster, seine Lage nicht so verzweifelt; er war noch jung, fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt, und konnte noch zweimal so lange leben. Was konnte sich in dieser Zeit nicht alles

ereignen, um ihn der Freiheit wiederzugeben! Er war nahe daran, das Mahl zu verspeisen; aber dann fiel ihm sein Schwur wieder ein, und er blieb bei seinem Entschluß.

So kam ein Tag, da er nicht mehr die Kraft hatte, das Abendessen aus dem Fenster zu werfen. Am folgenden Tag sah er nichts mehr; er hörte kaum. Der Kerkermeister glaubte an eine ernste Krankheit; Edmund hoffte auf einen baldigen Tod.

So verfloß der Tag; Edmund fühlte eine Erstarrung über sich kommen, die eines gewissen Wohlbehagens nicht entbehrte. Das nervöse Reißen im Magen hatte sich gelegt, der brennende Durst sich beruhigt; als er die Augen schloß, sah er eine Menge glänzender Lichter, wie nächtliche Irrlichter in einem Sumpfe: Es war die Morgenröte jenes unbekanntes Landes, das man den Tod nennt. Plötzlich, gegen neun Uhr abends, hörte er ein dumpfes Geräusch an der Mauer, an der er lag. Es hatten schon so viele unreine Tiere in diesem Gefängnis ihr Wesen getrieben, daß Edmund sich daran gewöhnt hatte, seinen Schlummer nicht durch solche Geringfügigkeiten stören zu lassen, aber sei es, daß seine Sinne durch das Fasten erregt waren, daß das Geräusch wirklich stärker war als gewöhnlich oder daß in diesem höchsten Augenblick alles Wichtigkeit erhielt – genug, Edmund hob diesmal den Kopf, um besser zu hören.

Es war ein gleichmäßiges Kratzen, das entweder von einer gewaltigen Klaue, einem mächtigen Zahn oder auch von einem die Steine bearbeitenden Werkzeug herrührte.

So schwach die Lebensgeister des Gefangenen nur noch waren, so schoß ihm doch plötzlich der Gedanke durch den Kopf: Freiheit. Das Geräusch, gerade in dem Augenblick, da für ihn alles zu enden im Begriff war, schien ihm ein Beweis, daß Gott sich endlich seiner Leiden erbarmen wollte. Wer konnte wissen, ob einer seiner Freunde, eines dieser geliebten Wesen, an die er so oft gedacht hatte, sich in diesem Augenblick nicht mit ihm beschäftigte und nicht den Raum, der sie trennte, zu verkürzen versuchte?

Doch er täuschte sich; es war wohl nur einer jener Träume, die die Pforte des Todes umschweben.

Indessen hörte er das Geräusch immer noch. Es dauerte etwa drei Stunden; dann vernahm er eine Art Einsturz, worauf das Geräusch aufhörte.

Einige Stunden darauf begann es wieder, stärker und in größerer Nähe. Plötzlich trat der Kerkermeister ein.

Seit ungefähr acht Tagen, nachdem er zu sterben beschlossen, und seit vier Tagen, da er angefangen hatte, diesen Plan auszuführen, hatte Edmund mit diesem Manne nicht mehr gesprochen, ihm nicht geantwortet, wenn er ihn gefragt hatte, was ihm fehlte, und sich nach der Mauer gewandt, wenn er ihn zu aufmerksam betrachtet hatte. Heute aber konnte der Kerkermeister dieses dumpfe Geräusch hören, darüber unruhig werden, ihm ein Ende machen und so vielleicht Dantès diese unbestimmte Hoffnung rauben, die plötzlich in ihm aufgetaucht war.

Der Wärter brachte das Frühstück.

Dantès richtete sich auf seinem Lager auf und begann laut über alles mögliche zu reden, über das schlechte Essen, die Kälte in der Zelle, dabei sich erregend, um das Recht zu haben, laut zu schreien, so daß er den Wärter fast böse gemacht hätte, der gerade an diesem Tag für den kranken Gefangenen um eine Bouillon und frisches Brot nachgesucht hatte und ihm beides brachte.

Zum Glück glaubte er, daß Dantès im Delirium spräche; er stellte die Nahrungsmittel hin und ging wieder.

Erfreut lauschte Edmund.

Das Geräusch wurde so deutlich, daß er es jetzt hören konnte, ohne sein Gehör anzustrengen.

Kein Zweifel mehr, sagte er sich, es ist ein unglücklicher Gefangener, der an seiner Befreiung arbeitet. Oh, wie würde ich ihm beistehen, wenn ich bei ihm wäre!

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß das Geräusch von Arbeitern herrühren könnte, die im Auftrag des Gouverneurs in einer benach-

barten Zelle Ausbesserungsarbeiten vornähmen. Edmund fühlte sich zu schwach, um seine Gedanken zu sammeln; er sah nur ein Mittel, um seiner Urteilkraft Klarheit zu geben. Er wandte die Augen nach der dampfenden Bouillon, erhob sich, taumelte zum Tisch und verschlang den Trank mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Wohlbehagens.

Schon hielt er das Brot vorm Munde; da erinnerte er sich, daß durch Hunger geschwächte Schiffbrüchige gestorben waren, weil sie eine zu kräftige Nahrung verschlungen hatten. Er hatte den Mut, das Stück Brot wieder auf den Tisch zu legen, und begab sich auf sein Lager zurück: Er wollte nicht mehr sterben.

Bald fühlte er, daß es in seinem Kopf wieder klarer wurde; er sagte sich: Ich muß dahinterkommen, ohne dabei einen Genossen, der etwa an seiner Befreiung arbeiten sollte, zu verraten. Rührt das Geräusch von Arbeitern her, so brauche ich nur an meine Wand zu klopfen, und sie werden in ihrer Arbeit innehalten, um zu erraten, wer klopft und zu welchem Zwecke geklopft wird, dann aber ihre Arbeit wieder aufnehmen. Ist es dagegen ein Gefangener, so wird ihn das Geräusch erschrecken; er wird fürchten, entdeckt zu werden, zu arbeiten aufhören und erst heute abend, wenn er glauben wird, daß alles schläft, wieder damit beginnen.

Edmund stand wieder auf. Diesmal schwankten seine Beine nicht, und kein Schleier war vor seinen Augen. Er ging nach einem Winkel seines Kerkers und löste einen lose sitzenden Stein.

Mit diesem klopfte er dann dreimal an die Stelle der Mauer, wo das Geräusch am lautesten vernehmbar war.

Beim ersten Schlag hatte das Geräusch aufgehört.

Edmund horchte mit ganzer Seele. Eine Stunde verfloß, zwei Stunden, kein neues Geräusch ließ sich hören.

Voll von Hoffnung aß der junge Mann etwas von dem Brote, trank etwas Wasser, und dank seiner gesunden Natur kehrten seine Kräfte bald wieder zurück.

Der Tag verstrich; alles blieb still.

Die Nacht brach an, ohne daß das Geräusch wieder begonnen hätte.

Es ist ein Gefangener! sagte sich Edmund mit grenzenloser Freude.

Die Nacht verging, ohne daß das geringste Geräusch sich hören ließ.

Edmund schloß in dieser Nacht kein Auge.

Der Tag brach an; der Wärter brachte das Frühstück. Edmund hatte schon die alte Nahrung verschlungen; er verschlang die neue. Er wanderte in seinem Kerker umher und lauschte immer wieder fieberhaft, ob das Geräusch nicht wiederkehre.

Drei Tage vergingen, zweiundsiebzig tödlich lange Stunden.

Endlich, eines Abends, als der Wärter eben seinen letzten Besuch gemacht hatte und Dantès zum hundertstenmal sein Ohr an die Mauer preßte, schien es ihm, als ob er eine unmerkliche Erschütterung wahrnehme. Er fuhr zurück, ging, um seine Aufregung zu meistern, einigemal in der Zelle auf und ab und legte dann sein Ohr an die gleiche Stelle.

Kein Zweifel mehr, an der anderen Seite ging etwas vor! Der Gefangene hatte jedenfalls die Gefahr seines bisherigen Arbeitens erkannt und ging in anderer Weise vor; sicher benutzte er der größeren Sicherheit wegen jetzt einen Hebel anstatt den Meißel.

Durch diese Entdeckung ermutigt, beschloß Edmund, dem unermüdlichen Arbeiter zu Hilfe zu kommen. Er schob sein Bett von der Wand ab und sah sich nach einem Gegenstand um, mit dem er die Mauer angreifen, den feuchten Zement abkratzen und einen Stein herauslösen könnte.

Nichts bot sich seinem Blick. Messer oder dergleichen hatte er nicht; in seinem Kerker befanden sich nur ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Eimer und ein Krug. Am Bett waren allerdings eiserne Zapfen angeschraubt, doch er hätte, um sie zu lösen, einen Schraubenzieher haben müssen. Am Tisch und am Stuhl befand sich kein

Eisen; der Eimer hatte früher einen Henkel gehabt, der jetzt abgenommen worden war.

Dantès blieb nur ein Mittel; er ließ den Krug auf den Stein fallen, der Krug zerbrach. Dantès suchte einige spitze Scherben aus und versteckte sie in seinem Strohsack.

Edmund hatte die ganze Nacht Zeit zum Arbeiten; aber in der Dunkelheit kam er nicht voran, und er merkte bald, daß er seinen Scherben auf einem härteren Stein stumpf machte. Er rückte deshalb das Bett wieder zurecht und erwartete den Tag.

Die ganze Nacht lauschte er und hörte dem unbekanntem Minierer bei seiner Tätigkeit zu.

Der Tag brach an; der Wärter trat ein. Dantès sagte ihm, daß er gestern abend beim Trinken den Krug habe fallen lassen. Der Kerkermeister ging brummend, um einen neuen zu holen, und machte sich nicht einmal die Mühe, die Scherben fortzuschaffen.

Einen Augenblick darauf kam er zurück, empfahl dem Gefangenen größere Vorsicht und ging wieder.

Dantès lauschte auf die sich entfernenden Schritte, und als er das Geräusch nicht mehr vernahm, eilte er an sein Bett, rückte es ab und konnte bei dem schwachen Licht, das in seinen Kerker drang, sehen, welche unnütze Arbeit er sich in der Nacht gemacht hatte, indem er statt der Fugen den Stein selbst angegriffen hatte.

Die Feuchtigkeit hatte den Mörtel brüchig gemacht; die Bruchstücke, die Dantès abkratzen konnte, waren allerdings nur winzig klein, aber nach Verlauf einer halben Stunde hatte er ungefähr eine Handvoll herausgearbeitet.

In drei Tagen gelang es ihm, mit unerhörter Vorsicht den ganzen Zement von dem Stein zu lösen. Die Mauer bestand aus Bruchsteinen, unter die hin und wieder zur größeren Festigkeit ein Quaderstein eingefügt worden war. Solch einen Quaderstein hatte Dantès fast freigelegt, und es kam nur darauf an, ihn loszulösen.

Dantès versuchte es mit den Fingern, aber vergeblich. Die Scherben, deren er sich als Hebel bedienen wollte, zerbrachen.

Nach einer Stunde vergeblicher Versuche richtete sich Dantès, dem der Schweiß von der Stirn lief, auf. Sollte er gleich am Anfang wieder davon abstehen müssen und warten, bis sein Nachbar, der vielleicht seinerseits ermüdete, alles getan hätte?

Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf, und seine Stirn heiterte sich auf.

Der Wärter brachte ihm alle Tage seine Suppe in einer Blechkasserolle, die noch die Portion eines anderen Gefangenen enthielt; denn Dantès hatte bemerkt, daß die Kasserolle entweder ganz voll oder halb leer war, je nachdem der Wärter erst zu ihm oder zu seinem Mitgefangenen kam.

Die Kasserolle hatte einen Eisengriff, und diesen Griff hätte Dantès, wenn man es verlangt hätte, jetzt mit zehn Jahren seines Lebens bezahlt.

Der Wärter goß den Inhalt der Kasserolle in Dantès Teller, den der Gefangene, nachdem er die Suppe mit einem Holzlöffel gegessen hatte, ausspülte. So war es jeden Tag.

Am Abend stellte Dantès seinen Teller zwischen Tür und Tisch auf den Boden; der Wärter trat darauf und zerbrach ihn.

Diesmal konnte er Dantès nicht die Schuld beimessen; der hätte allerdings den Teller nicht auf die Erde stellen sollen, aber er selbst hätte vor seine Füße sehen können.

Der Wärter begnügte sich deshalb zu brummen und sah sich nach einem Gefäß um, in das er die Suppe gießen könnte; aber Dantès hatte nur den Teller gehabt.

»Lassen Sie doch die Kasserolle hier«, sagte Dantès, »Sie können sie ja morgen wieder mitnehmen, wenn Sie mir mein Frühstück bringen.«

Der Wärter, der zu faul war, um noch einmal die Treppe auf- und abzusteigen, ließ die Kasserolle da.

Dantès bebte vor Freude.

Er aß die Suppe und das Fleisch und wartete noch eine Stunde, für den Fall, daß der Wärter doch noch wieder zurückkommen sollte;

dann rückte er sein Bett ab, schob den Griff der Kasserolle in die Fuge und benutzte ihn als Hebel.

Eine leichte Bewegung des Steins bewies ihm, daß die Sache ging, und in der Tat hatte er nach einer Stunde den Stein aus der Mauer gezogen, so daß ein Loch von über anderthalb Fuß Durchmesser entstand.

Dantès sammelte sorgfältig allen Mörtel, trug ihn in die Winkel seiner Zelle, kratzte mit einem Scherben ein wenig Erde zusammen und bedeckte den Mörtel damit.

Da er diese Nacht, in der er im Besitz eines so kostbaren Werkzeuges war, ausnutzen wollte, arbeitete er an dem Loch eifrig weiter.

Als der Tag zu dämmern begann, brachte er den Stein wieder in das Loch, schob sein Bett an die Mauer und legte sich nieder.

Das Frühstück bestand aus einem Stück Brot; der Wärter trat ein und legte das Brot auf den Tisch.

»Nun, bringen Sie mir keinen anderen Teller?« fragte Dantès.

»Nein«, antwortete der Schließer, »wenn alle Gefangenen so viel zerbrächen wie Sie, müßte der Staat ja Bankrott machen. Sie behalten die Kasserolle und bekommen Ihre Suppe da hinein; auf diese Weise werden Sie Ihr Geschirr wohl nicht zerbrechen.«

Dantès freute sich über seine gelungene List und faltete die Hände unter der Decke.

Er hatte bemerkt, daß, seit er angefangen hatte zu arbeiten, der andere Gefangene nicht mehr arbeitete.

Nun, wenn sein Nachbar nicht zu ihm kam, so wollte er zu seinem Nachbarn gehen.

Den ganzen Tag arbeitete er unausgesetzt. Am Abend hatte er, dank seinem neuen Werkzeug, mehr als zehn Hände voll von Bruchsteinen und Mörtel aus der Mauer geholt.

Als die Zeit für den Besuch des Wärters kam, richtete er so gut wie möglich den verbogenen Griff der Kasserolle wieder gerade und stellte das Gefäß an seinen gewohnten Platz. Der Kerkermeister goß

Suppe und Fisch – denn heute war einer der drei Fastentage in der Woche – in die Kasserolle und ging wieder.

Diesmal wollte Dantès sich versichern, ob sein Nachbar wirklich aufgehört hatte zu arbeiten.

Er horchte.

Alles war still wie in jenen drei Tagen, da die Arbeit unterbrochen worden war.

Dantès seufzte; sein Nachbar war offenbar mißtrauisch geworden.

Indessen ließ er sich nicht entmutigen, sondern fuhr die ganze Nacht fort zu arbeiten; aber nach zwei oder drei Stunden traf er auf ein Hindernis.

Das Eisen faßte nicht mehr, sondern glitt auf einer ebenen Fläche ab.

Dantès befühlte das Hindernis mit der Hand und erkannte, daß er auf einen Balken gestoßen war.

Jetzt mußte er drüber- und drunterweg arbeiten.

An solch ein Hindernis hatte der unglückliche junge Mann nicht gedacht.

»O mein Gott, mein Gott!« rief er. »Nachdem du mir die Freiheit des Lebens, nachdem du mir die Ruhe des Todes genommen hast, erbarme dich meiner, mein Gott, laß mich nicht in Verzweiflung sterben!«

»Wer spricht von Gott und von Verzweiflung zugleich?« ertönte eine dumpfe Stimme, die aus der Erde zu kommen schien.

Edmund fühlte, daß ihm plötzlich die Haare zu Berge standen; er wich auf den Knien zurück.

»Ach!« murmelte er. »Ich höre einen Menschen sprechen!«

Seit vier, fünf Jahren hatte Edmund niemand weiter sprechen hören als seinen Wärter, und für den Gefangenen ist der Wärter kein Mensch: Er ist für ihn nichts anderes als das Tor, das ihm den Ausgang verschließt, als das Gitter, das ihn gefangenhält; nur daß er von Fleisch und Blut ist.

»Im Namen des Himmels!« rief Edmund, »wer da gesprochen hat, sprechen Sie nochmals, obgleich Ihre Stimme mich erschreckt hat! Wer sind Sie?«

»Wer sind Sie selbst?« fragte die Stimme.

»Ein unglücklicher Gefangener«, antwortete Dantès.

»Aus welchem Lande?«

»Franzose.«

»Ihr Name?«

»Edmund Dantès.«

»Ihr Beruf?«

»Seemann.«

»Seit wann sind Sie hier?«

»Seit dem achtundzwanzigsten Februar 1815.«

»Ihr Verbrechen?«

»Ich bin unschuldig.«

»Aber wessen beschuldigt man Sie?«

»Für die Rückkehr des Kaisers konspiriert zu haben«, war die Antwort.

»Wie, für die Rückkehr des Kaisers! Ist denn der Kaiser nicht mehr auf dem Thron?«

»Er hat im Jahre 1814 zu Fontainebleau abgedankt und ist nach der Insel Elba verbannt worden. Aber seit wann sind Sie denn hier, daß Sie das nicht wissen?«

»Seit 1811.«

Dantès bebte. Dieser Mann war vier Jahre länger im Kerker als er.

»Graben Sie nicht weiter«, sagte die Stimme »nur sagen Sie mir, in welcher Höhe befindet sich Ihr Schacht?«

»Fast gleich mit dem Boden.«

»Wie ist er versteckt?«

»Hinter meinem Bett.«

»Hat man Ihr Bett abgerückt, seit Sie im Gefängnis sind?«

»Nein, nie.«

»Wohinaus geht Ihre Tür?«

»Auf einen Korridor.«

»Und der Korridor?«

»Auf den Hof.«

»Ach Gott!« murmelte die Stimme.

»O mein Gott, was ist denn?« rief Dantès.

»Ich habe mich um fünfzehn Fuß bei meinem Plan versehen. Ich habe die Mauer, die Sie aushöhlen, für die der Zitadelle gehalten.«

»Dann wären Sie ja aber nach dem Meer zu hinausgekommen.«

»Das wollte ich auch.«

»Und wenn es Ihnen gelungen wäre?«

»Dann wäre ich nach einer der Inseln geschwommen, die das Schloß If umgeben, nach der Insel Daume, der Insel Tiboulen oder auch nach der Küste, und ich wäre gerettet gewesen.«

»Hätten Sie denn so weit schwimmen können?«

»Gott hätte mir die Kraft gegeben, und jetzt ist alles verloren.«

»Alles?«

»Ja. Machen Sie Ihr Loch wieder sorgfältig zu, arbeiten Sie nicht mehr, tun Sie nichts und erwarten Sie Nachricht von mir.«

»Wer sind Sie wenigstens ...? Sagen Sie mir, wer Sie sind!«

»Ich bin ... ich bin ... Nummer 27 ...«

»Sie trauen mir also nicht?«

Edmund glaubte ein bitteres Lachen durch das Gewölbe zu vernehmen.

»Oh, ich bin ein guter Christ«, rief er, »ich schwöre es Ihnen bei Jesu Christo, daß ich mich lieber töten lassen würde, ehe ich Ihre und meine Henker auch nur etwas von der Wahrheit merken ließe! Aber im Namen des Himmels, berauben Sie mich nicht Ihrer Gegenwart, Ihrer Stimme, oder, das schwöre ich Ihnen, denn ich bin mit meiner Kraft am Ende, ich renne mir den Kopf an der Mauer ein, und Sie haben meinen Tod auf dem Gewissen!«

»Wie alt sind Sie? Ihre Stimme scheint die eines jungen Mannes zu sein.«

»Ich weiß nicht, wie alt ich bin, denn ich habe, seit ich hier bin, die Zeit nicht berechnet. Ich weiß nur, daß ich neunzehn Jahre wurde, als ich am achtundzwanzigsten Februar 1815 verhaftet wurde.«

»Noch nicht ganz sechsundzwanzig«, murmelte die Stimme. »Nun, in dem Alter ist man kein Verräter.«

»O nein, nein, ich schwöre es Ihnen!« wiederholte Dantès. »Ich habe es Ihnen schon gesagt und sage es nochmals, ich lasse mich lieber in Stücke schneiden, als daß ich Sie verriete.«

»Sie haben gut daran getan, daß Sie zu mir sprachen und mich baten«, sagte der Unbekannte; »denn ich wollte einen anderen Plan machen und mich von Ihnen entfernen. Aber Ihr Alter beruhigt mich, ich werde wiederkommen, erwarten Sie mich.«

»Wann?«

»Ich muß erst überlegen; ich werde Ihnen ein Zeichen geben.«

»Aber lassen Sie mich nicht im Stich! Sie lassen mich nicht allein, Sie kommen zu mir oder gestatten, daß ich zu Ihnen komme? Wir fliehen zusammen, und wenn wir nicht fliehen können, sprechen wir, Sie von denen, die Sie lieben, und ich von denen, die ich liebe. Sie müssen doch jemand lieben?«

»Ich bin allein auf der Welt.«

»Dann werden Sie mich lieben; wenn Sie jung sind, werde ich Ihr Kamerad sein, wenn Sie alt sind, Ihr Sohn. Ich habe einen Vater, der siebzig Jahre alt sein muß, wenn er noch lebt; ich habe nur ihn und ein junges Mädchen namens Mercedes geliebt. Mein Vater hat mich nicht vergessen, dessen bin ich sicher; aber sie, Gott weiß, ob sie noch an mich denkt. Ich werde Sie lieben, wie ich meinen Vater liebte.«

»Schön«, sagte der Gefangene, »auf morgen.«

Diese wenigen Worte waren in einem Ton gesprochen, der Dantès überzeugte. Er erhob sich, beseitigte mit derselben Vorsicht wie früher den Schutt von der Mauer und rückte sein Bett wieder an seinen alten Platz.

Dantès gab sich ganz seinem Glück hin. Von nun ab würde er nicht mehr allein sein, vielleicht sogar frei werden.

Den ganzen Tag ging er freudevollen Herzens in seinem Kerker auf und ab. Oft klopfte ihm das Herz so heftig, daß er sich auf das Bett setzen und die Hand auf die Brust drücken mußte. Einige Male überkam ihn die Furcht, daß man ihn von diesem Manne, den er nicht kannte und doch schon wie einen Freund liebte, trennen könnte. Dann war er entschlossen, falls der Kerkermeister sein Bett abrücken und sich nach der Öffnung bücken sollte, ihm den Kopf mit dem Stein, auf dem sein Krug stand, zu zerschmettern.

Er wußte wohl, daß er dann zum Tode verurteilt werden würde; aber er hatte ja vor Langeweile und Verzweiflung sterben wollen in dem Augenblick, da das merkwürdige Geräusch ihn dem Leben wiedergegeben hatte.

Am Abend kam der Wärter; Dantès lag auf seinem Bett, er glaubte so am besten die unvollendete Öffnung bewachen zu können. Jedenfalls sah er den Wärter seltsam an, denn dieser sagte:

»Na, wollen Sie wieder verrückt werden?«

Dantès antwortete nicht, da er fürchtete, daß seine erregte Stimme ihn verraten könnte.

Der Wärter verließ ihn kopfschüttelnd.

Die Nacht kam. Dantès hatte geglaubt, daß sein Nachbar die Stille und Dunkelheit benützen würde, um die Unterhaltung mit ihm fortzusetzen, aber er täuschte sich; die Nacht verging in fieberhafter Erwartung, ohne daß sich ein Geräusch vernehmen ließ. Doch am folgenden Morgen, als er nach dem Besuch des Kerkermeisters eben sein Bett abgerückt hatte, hörte er in gleichmäßigen Pausen drei Schläge. Er stürzte auf die Knie.

»Sind Sie es?« fragte er. »Ich bin hier.«

»Ist Ihr Wärter fort?« fragte die Stimme.

»Ja«, antwortete Dantès; »er kommt erst am Abend wieder, wir haben zwölf Stunden für uns.«

»Ich kann also handeln?« fragte die Stimme.

»Ja, ja, ohne Zögern, sofort, ich beschwöre Sie!«

Sofort schien die Erde, auf die Dantès, der halb in der Öffnung steckte, seine Hände gestützt hatte, unter ihm zu weichen; er warf sich zurück, während eine Masse losgelöster Erde und Steine in ein Loch stürzte, das sich unterhalb des von ihm gemachten öffnete. Dann sah er im Grunde dieses Loches, dessen Tiefe er nicht absehen konnte, erst einen Kopf, Schultern und endlich einen ganzen Menschen erscheinen, der dem Schacht entstieg.

EIN ITALIENISCHER GELEHRTER

Dantès nahm den neuen, so lange und ungeduldig erwarteten Freund in seine Arme und zog ihn zum Fenster hin, um ihn bei dem schwachen Licht, das in den Kerker drang, genau zu betrachten.

Es war ein Mann von kleiner Gestalt, mit grauen Augen, die unter dichten grauen Brauen hervorschauten, und noch schwarzem, bis auf die Brust herabhängendem Bart. Er machte den Eindruck eines Mannes, der mehr daran gewöhnt war, seine geistigen als seine körperlichen Kräfte anzustrengen. Die Stirn des Mannes war mit Schweiß bedeckt.

Seine Kleidung hing ihm in Fetzen um den Körper.

Er sah wie ein Mann von fünfundsechzig Jahren aus, aber eine gewisse Kraft in den Bewegungen zeigte, daß er noch nicht so alt sei, wie ihn die lange Gefangenschaft erscheinen ließ.

Er erwiderte die Freude des jungen Mannes mit Herzlichkeit, obgleich es eine große Enttäuschung für ihn gewesen war, dort, wo er die Freiheit zu finden geglaubt hatte, auf einen anderen Kerker zu stoßen.

»Sehen wir zuerst«, sagte er, »ob es möglich ist, vor den Augen Ihrer Wärter die Spuren meines Weges verschwinden zu lassen. Unsere ganze Zukunft hängt davon ab, daß sie nichts merken.«

Dann beugte er sich zu der Öffnung hinab, hob den schweren Stein mit Leichtigkeit und setzte ihn in das Loch.

»Dieser Stein ist sehr nachlässig gelöst worden«, sagte er, den Kopf schüttelnd. »Haben Sie denn keine Werkzeuge?«

»Und Sie?« fragte Dantès erstaunt, »haben Sie denn welche?«

»Ich habe mir einige gemacht. Mit Ausnahme einer Feile habe ich alles, was ich brauche, Meißel, Zange, Hebeisen.«

»Oh, ich wäre neugierig, diese Erzeugnisse Ihrer Geduld und Ihres Fleißes zu sehen«, sagte Dantès.

»Sehen Sie, da ist zuerst ein Meißel.«

Und er zeigte ihm eine scharfe Klinge mit einem Buchenholzgriff.

»Woraus haben Sie denn die Klinge gemacht?« fragte Dantès.

»Aus einem der Stäbe meines Bettes. Mit diesem Werkzeug habe ich mir den ganzen Weg bis hierher gehöhlt, ungefähr fünfzig Fuß.«

»Fünfzig Fuß!« rief Dantès mit einer Art Schrecken.

»Sprechen Sie leiser, junger Mann; es kommt oft vor, daß man die Gefangenen belauscht.«

»Man weiß, daß ich allein bin.«

»Einerlei.«

»Und Sie sagen, daß Sie einen Gang von fünfzig Fuß ausgegraben haben, um bis hierher zu gelangen?«

»Ja, so groß ist ungefähr die Entfernung von meiner Zelle bis zu der Ihren; nur habe ich meine Kurve in Ermangelung geometrischer Instrumente falsch berechnet; ich glaubte, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, bis zur äußeren Mauer gelangen, dieselbe durchhohlen und ins Meer springen zu können. Ich habe mich längs des Korridors, auf den Ihre Zelle geht, hinausgearbeitet, statt unten durchzugehen; meine ganze Arbeit ist vergeblich gewesen, denn dieser Korridor führt zu einem wohlbewachten Hof.«

»Allerdings«, antwortete Dantès; »aber der Korridor zieht sich nur an einer der vier Seiten meiner Zelle hin.«

»Gewiß, aber an dieser Seite bildet der Felsen die Mauer, und um den zu durchhohlen, würden zehn mit allen erforderlichen Werkzeugen ausgerüstete Arbeiter zehn Jahre brauchen. Diese andere Mauer muß sich an die Fundamente der Wohnung des Gouverneurs anlehnen; wir würden in die jedenfalls verschlossenen Keller fallen

und ergriffen werden; die andere Seite geht – warten Sie, wohinaus geht die andere Seite?»

Die fragliche Seite war diejenige, in der sich die Schießscharte befand, die das Licht einfallen ließ. Diese Öffnung verengte sich nach außen hin so, daß ein Kind nicht hätte durchkommen können, und war dazu mit drei Reihen von Eisenstangen versehen.

Der Fremde zog den Tisch unter das Fenster.

»Steigen Sie hinauf«, sagte er zu Dantès.

Dantès stieg auf den Tisch, stürzte, die Absichten seines Gefährten erratend, den Rücken gegen die Mauer und hielt ihm beide Hände hin.

Der Mann, der sich die Nummer seiner Zelle als Namen gegeben hatte und dessen wahren Namen Dantès noch nicht kannte, stieg dann mit katzenartiger Gewandtheit, die man ihm bei seinem Alter nicht zugetraut hätte, auf den Tisch, von da auf Dantès' Hände und von den Händen auf dessen Schultern; so in gebeugter Haltung, denn das Gewölbe hinderte ihn daran, sich aufzurichten, steckte er den Kopf zwischen der ersten Stangenreihe hindurch und konnte nun nach unten sehen.

Einen Augenblick darauf zog er den Kopf schnell zurück. »Oh, oh«, sagte er, »ich hatte es geahnt.«

Und er glitt an Dantès hinunter auf den Tisch und sprang vom Tisch auf die Erde.

»Was hatten Sie denn geahnt?« fragte der junge Mann neugierig, indem er gleichfalls hinuntersprang.

Der alte Gefangene überlegte.

»Ja«, sagte er, »so ist's; die vierte Seite Ihrer Zelle grenzt an eine Außengalerie, eine Art Rundgang, wo die Patrouillen gehen und Schildwachen aufgestellt sind.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ich habe den Tschako des Soldaten und die Spitze seines Bajonetts gesehen und mich so schnell zurückgezogen, um nicht von ihm bemerkt zu werden.«

»Nun denn?« fragte Dantès.

»Sie sehen wohl, daß es unmöglich ist, durch Ihre Zelle zu fliehen.«

»Und was dann?« fragte der junge Mann weiter.

»Dann«, antwortete der alte Gefangene, »geschehe Gottes Wille.«

Dantès betrachtete diesen Mann, der mit solcher Gelassenheit auf eine seit langem genährte Hoffnung verzichtete, mit einem Gemisch von Staunen und Bewunderung.

»Wollen Sie mir jetzt sagen, wer Sie sind?« fragte Dantès.

»Mein Gott, ja, wenn es Sie jetzt, wo ich Ihnen zu nichts mehr nützen kann, noch interessiert.«

»Sie können mich trösten und aufrechterhalten, denn Sie erscheinen mir stark unter den Starken.«

Der Greis lächelte traurig.

»Ich bin der Abbé Faria«, sagte er, »seit 1811, wie Sie wissen, Gefangener im Schloß If; aber ich war vorher drei Jahre auf der Festung Fenestrelle gefangen. Im Jahre 1811 wurde ich von Piemont nach Frankreich gebracht.«

»Aber warum hat man Sie eingesperrt?«

»Weil ich im Jahre 1807 den Plan träumte, den Napoleon 1811 hatte verwirklichen wollen; weil ich statt dieser Duodezländerchen, die Italien zu einem Neste kleiner tyrannischer und schwacher Königreiche machten, ein großes und starkes einiges Reich wollte; weil ich meinen Cesare Borgia in einem gekrönten Tropf zu finden wähnte, der tat, als ob er mich verstände, um mich desto besser zu verraten. Es war der Plan Alexanders VI. und Clemens' VII.; er wird immer scheitern, da sie ihn vergeblich unternommen haben und Napoleon ihn nicht auszuführen vermocht hat; auf Italien lastet ein Fluch.«

Und der Greis ließ den Kopf sinken.

Dantès begriff nicht, wie jemand sein Leben für solche Dinge in die Schanze schlagen konnte.

»Sind Sie nicht«, fragte er, indem er anfang, die Ansicht des Kerkermeisters und die allgemeine Ansicht im Schloß zu teilen, »der Priester, den man für ... krank hält?«

»Den man für verrückt hält, wollten Sie sagen, nicht wahr?«

»Ich wagte es nicht«, sagte Dantès lächelnd.

»Ja, ja«, fuhr Faria mit bitterem Lachen fort; »ja, ich bin derjenige, der für verrückt gilt, über den sich seit langem die Besucher dieses Gefängnisses lustig machen, der zur Belustigung kleiner Kinder dienen würde, wenn es an diesem Ort hoffnungsloser Verzweiflung welche gäbe.«

Dantès blieb einen Augenblick unbeweglich und stumm.

»Also verzichten Sie auf die Flucht?« fragte er.

»Ich sehe, daß es unmöglich ist; es hieße sich gegen Gott auflehnen, wenn man versuchen wollte, daß geschehe, was Gott nicht will.«

»Warum den Mut verlieren? Es hieße ja auch von der Vorsehung zu viel verlangen, wenn man wollte, daß es gleich auf den ersten Schlag gelänge. Können Sie nicht das, was Sie bis jetzt getan haben, in einer anderen Richtung wieder anfangen?«

»Aber wissen Sie denn, was ich getan habe, daß Sie von Wiederanfangen sprechen? Wissen Sie, daß ich vier Jahre gebraucht habe, um mir die Werkzeuge, die ich besitze, zu machen? Wissen Sie, daß ich seit zwei Jahren eine Erde von der Härte des Granits scharre und aushöhle? Wissen Sie, daß ich Steine habe ausheben müssen, die ich früher nicht geglaubt hätte, bewegen zu können, daß ganze Tage bei dieser Titanenarbeit hingegangen sind und ich manchmal des Abends glücklich war, wenn ich nur einen Quadratzoll dieses alten, steinhart gewordenen Zements abgelöst hatte? Wissen Sie, daß ich zur Unterbringung all der Erde und Steine das Gewölbe einer Treppe habe durchbrechen müssen, in deren Höhlung ich alle die Trümmer nach und nach geschafft habe, so daß der Raum heute voll ist und ich nicht mehr wüßte, wohin ich noch mit einer Handvoll Staub sollte? Wissen Sie endlich, daß ich ans Ziel meiner Arbeit zu gelangen glaubte, daß ich mich gerade kräftig genug fühlte, um sie zu

vollenden, und daß Gott nun nicht nur dieses Ziel hinausschiebt, sondern ich weiß nicht wohin verlegt? Ach, ich sage Ihnen, ich tue von nun an nichts mehr, um meine Freiheit wiederzuerlangen, da es Gottes Wille ist, daß sie auf ewig verloren sei.«

Edmund ließ den Kopf sinken, um den alten Mann nicht merken zu lassen, daß er sich über seinen Mißerfolg nicht mit ihm grämen konnte. Die Freude, einen Gefährten gefunden zu haben, war stärker als sein Mitgefühl.

Der Abbé Faria ließ sich auf Edmunds Bett sinken, während Edmund stehen blieb.

Der junge Mann hatte nie an Flucht gedacht. Es gibt Dinge, die so unmöglich erscheinen, daß man nicht einmal auf den Gedanken kommt, sie zu versuchen. Fünfzig Fuß sich unter der Erde fortzugraben, auf diese Arbeit drei Jahre zu verwenden, und dann an einer senkrecht zum Meere abfallenden Felswand herauskommen! Sich fünfzig, sechzig, hundert Fuß vielleicht hinabzustürzen und sich den Kopf an einem Felsen zerschmettern, wenn man nicht schon vorher von der Kugel einer Schildwache getötet worden war! Und wenn man allen diesen Gefahren entronnen war, eine Meile schwimmend zurücklegen. Das war zu viel, um nicht den Mut zu verlieren.

Aber jetzt, da der junge Mann sah, wie ein Greis mit verzweifelter Entschlossenheit vor nichts zurückschreckte, um die Freiheit zu gewinnen, begann er nachzudenken und seine Kräfte zu wägen.

»Ich habe gefunden, was Sie suchten«, sagte er nach einem Augenblick zu dem Greise.

Faria wurde aufmerksam.

»Sie?« fragte er, indem er mit einer Miene aufsah, die merken ließ, daß, wenn Dantès die Wahrheit spräche, seine Mutlosigkeit nicht von langer Dauer sein würde. »Sie? Lassen Sie hören, was haben Sie gefunden?«

»Der Korridor, den Sie durchbrochen haben, läuft in derselben Richtung wie die Außengalerie, nicht wahr?«

»Ja.«

»Er kann nur etwa fünfzehn Schritt davon entfernt sein?«

»Höchstens.«

»Nun wohl, ungefähr in der Mitte des Korridors brechen wir einen Gang im rechten Winkel. Diesmal nehmen Sie Ihre Maße besser. Wir kommen auf die Außengalerie hinaus, töten die Schildwache und entweichen. Zum Gelingen dieses Planes bedarf es nur Mutes, den haben Sie, nur Kraft, an der fehlt es mir nicht. Von Geduld spreche ich nicht, Sie haben darin Ihre Probe abgelegt, und ich werde die meine ablegen.«

»Einen Augenblick«, antwortete der Abbé. »Sie haben nicht gewußt, welcher Art mein Mut ist und welchen Gebrauch ich von meiner Kraft zu machen gedenke. Aber hören Sie mich wohl, junger Mann: Ich glaubte, Gott zu dienen, indem ich eins seiner Geschöpfe befreite, welches, da es unschuldig ist, nicht hatte verdammt werden können.«

»Nun«, fragte Dantès, »ist nicht alles noch geradeso wie vorher, und fühlen Sie sich etwa schuldig, seit Sie mich getroffen haben?«

»Nein, aber ich will es nicht werden. Ich habe eine Mauer und eine Treppe durchbrechen können, aber ich werde keine Brust durchbohren und kein Leben zerstören.«

Dantès machte eine leichte Bewegung der Überraschung.

»Wie«, fragte er, »Sie würden sich durch solch Bedenken zurückhalten lassen, wenn es um Ihre Freiheit geht?«

»Aber Sie selbst«, entgegnete Faria, »warum haben Sie nicht eines Abends Ihren Kerkermeister mit dem Bein Ihres Tisches erschlagen, seine Kleider angezogen und zu fliehen versucht?«

»Weil ich nicht auf den Gedanken gekommen bin«, antwortete Dantès.

»Weil Sie solchen instinktmäßigen Abscheu vor einem derartigen Verbrechen haben, daß Sie nicht einmal daran dachten!« sagte der Alte.

Dantès war verwirrt.

»Und dann«, fuhr Faria fort, »habe ich seit bald zwölf Jahren, die ich im Kerker bin, alle berühmten Entweichungen an meinem Geiste vorbeiziehen lassen; die von Erfolg gekrönten sind die sorgfältig erwogenen und langsam ausgeführten. Freilich gibt es auch solche, wo der Zufall die Hand bot; das sind die besten. Warten wir eine Gelegenheit ab, und wenn sie sich darbietet, nutzen wir sie.«

»Sie haben abwarten können«, sagte Dantès seufzend; »die lange Arbeit gab Ihnen Beschäftigung, und wenn Sie nicht Ihre Arbeit hatten, um sich zu zerstreuen, so hatten Sie Ihre Hoffnungen, um sich zu trösten.«

»Dann beschäftigte ich mich auch nicht nur damit«, bemerkte der Abbé.

»Was taten Sie denn?«

»Ich schrieb oder studierte.«

»Man gibt Ihnen also Papier, Federn und Tinte?«

»Nein«, antwortete der Abbé, »aber ich mache mir das.«

»Sie machen sich Papier, Federn und Tinte?« rief Dantès.

»Jawohl; wenn Sie zu mir kommen«, sagte er, »werde ich Ihnen ein ganzes Werk zeigen, das Resultat von Gedanken und Untersuchungen meines ganzen Lebens, von dem ich nicht ahnte, daß meine Kerkermeister mir die Muße lassen würden, es in den vier Wänden des Schlosses If niederzuschreiben. Es ist eine Abhandlung über die Möglichkeit einer Gesamtmonarchie in Italien. Es wird einen großen Quartband abgeben.«

»Und worauf haben Sie das geschrieben?«

»Auf zwei Hemden; ich habe eine Präparierung erfunden, die die Leinwand fest und glatt wie Pergament macht.«

»Sie sind also Chemiker?«

»Ein wenig. Ich habe Lavoisier gekannt und habe mit Cabanis in Verbindung gestanden.«

»Aber für dieses Werk haben Sie doch geschichtliche Studien betreiben müssen. Hat man Ihnen denn Bücher gegeben?«

»Zu Rom hatte ich ungefähr fünftausend Bände in meiner Bibliothek. Durch Lesen und Wiederlesen habe ich entdeckt, daß man mit hundertfünfzig richtig ausgewählten Werken, wenn auch nicht das Ganze des menschlichen Wissens, so doch wenigstens alles hat, was einem Mann zu wissen nützlich ist. Drei Jahre meines Lebens habe ich dazu verwendet, diese hundertfünfzig Bände zu lesen und wieder zu lesen, so daß ich sie fast auswendig weiß. So könnte ich Ihnen die Werke von Thukydides, Xenophon, Plutarch, Livius, Tacitus, Dante, Montaigne, Shakespeare, Spinoza, Macchiavelli und Bossuet hersagen. Ich führe Ihnen nur die wichtigsten an.«

»Sie können also mehrere Sprachen?«

»Ich spreche fünf lebende Sprachen, deutsch, französisch, italienisch, englisch und spanisch; mit Hilfe des Altgriechischen verstehe ich das Neugriechische, nur spreche ich es schlecht; aber ich studiere es gegenwärtig.«

»Sie studieren es?«

»Ja, ich habe mir von den Wörtern, die ich kenne, ein Vokabular gemacht, sie geordnet und kombiniert, so daß sie genügen, um meine Gedanken auszudrücken. Ich weiß ungefähr tausend Wörter; das ist alles, was ich im Notfall brauche, obgleich es in den Wörterbüchern, glaube ich, hunderttausend gibt. Zwar kann ich mit diesem Wortschatz keine langen Reden halten, aber ich kann mich verständlich machen, und das genügt mir.«

Mehr und mehr staunend, begann Edmund die Fähigkeiten dieses seltsamen Mannes fast übernatürlich zu finden. Er fragte weiter:

»Wenn man Ihnen aber keine Federn gegeben hat, womit haben Sie denn diese umfangreiche Abhandlung geschrieben?«

»Ich habe sie mir aus den Kopfknochen der Weißfische, die man uns zuweilen an den Fasttagen gibt, gemacht. Ich sehe auch immer mit großem Vergnügen den Mittwochen, Freitagen und Sonnabenden entgegen, denn diese geben mir Hoffnung, meinen Federvorrat zu vermehren, und meine historischen Arbeiten sind,

das gestehe ich, meine angenehmste Beschäftigung. Wenn ich in die Vergangenheit zurückgehe, vergesse ich die Gegenwart.«

»Aber Tinte?« fragte Dantès. »Wie haben Sie die Tinte hergestellt?«

»In meiner Zelle hat sich früher ein Kamin befunden, den man jedenfalls einige Zeit vor meiner Ankunft vermauert hat, aber in dem jahrelang Feuer gebrannt hat, denn das ganze Innere ist mit Ruß bedeckt. Ich löse diesen Ruß in einem Teil von dem Wein auf, den ich alle Sonntage bekomme, und erhalte so eine vorzügliche Tinte. Bei besonderen Noten und Stellen, die in die Augen fallen sollen, steche ich mich in den Finger und schreibe mit meinem Blut.«

»Und wann kann ich das alles sehen?« fragte Dantès.

»Wann Sie wollen«, antwortete Faria.

»Oh, sofort!« rief der junge Mann.

»Dann folgen Sie mir.«

Und der Abbé stieg in den unterirdischen Gang zurück, wo er verschwand. Dantès folgte ihm.

DIE ZELLE DES ABBÉS

Nachdem Dantès in gebückter Haltung, aber doch mit ziemlicher Leichtigkeit den unterirdischen Gang durchschritten hatte, erreichte er das andere Ende des Korridors, der nach der Zelle des Abbés führte. Hier verengerte sich der Gang und bot kaum genügend Raum, daß ein Mensch durchzukriechen vermochte. Die Zelle des Abbés war gepflastert; der Abbé hatte seine Arbeit damit begonnen, daß er in der dunkelsten Ecke eine der Steinplatten ausgehoben hatte.

Als er aufrecht in der Zelle stand, sah sich der junge Mann aufmerksam um. Auf den ersten Blick bot sie nichts Besonderes.

»Gut«, sagte der Abbé, »es ist erst ein Viertel nach zwölf, und wir haben noch einige Stunden vor uns.«

Dantès versuchte zu erforschen, an welcher Uhr der Abbé so genau die Zeit hatte ablesen können.

»Sehen Sie diesen Lichtstrahl, der durch das Fenster fällt«, sagte der Abbé, »und sehen Sie die Linien, die ich da an der Mauer gezogen habe. Dank dieser Linien weiß ich die Stunde genauer, als wenn ich eine Uhr hätte. Denn eine Uhr geht oft falsch, während Sonne und Erde nie aus ihrer Bahn kommen.«

»Ich möchte gern Ihre Werkzeuge sehen«, sagte er zu dem Abbé.

Der Abbé ging nach dem Kamin und hob mit dem Meißel den Stein auf, der früher den Herd gebildet hatte und eine ziemlich tiefe Höhlung verbarg; in dieser Höhlung befanden sich alle Gegenstände, von denen er Dantès erzählt hatte.

»Was wollen Sie zuerst sehen?« fragte er ihn.

»Zeigen Sie mir Ihr großes Werk über Italien.«

Faria zog aus seinem kostbaren Schrank drei oder vier Rollen Leinwand; es waren Streifen von etwa vier Zoll Breite und achtzehn Zoll Länge. Diese Streifen waren in einer Sprache beschrieben, die Dantès lesen konnte, denn das Werk war in italienischer Sprache abgefaßt, die Dantès als Provenzale verstand.

»Sehen Sie«, sagte der Abbé, »das ist alles; vor etwa acht Tagen habe ich das Wort ›Ende‹ unter den achtundsechzigsten Streifen geschrieben. Zwei meiner Hemden und alles, was ich an Taschentüchern hatte, sind drauf gegangen; wenn ich jemals wieder frei werde und sich in Italien ein Drucker findet, der mein Werk zu drucken wagt, ist mein Ruf gemacht.«

Dann zeigte er dem jungen Mann seine Schreibfeder, die aus einem gespaltenen und zugespitzten Stück Fischknorpel bestand. Zum Schreiben band er sie mit einem Faden um ein dünnes Stäbchen.

Dantès besah die Feder und suchte mit den Augen das Werkzeug, womit sie so vorzüglich hatte geschnitten werden können.

»Ah, ja«, sagte Faria, »das Federmesser, nicht wahr? Das ist mein Meisterstück; ich habe es, ebenso wie dieses Messer hier, aus einem alten eisernen Leuchter gemacht.«

Das Federmesser schnitt wie ein Rasiermesser. Das andere Messer hatte den Vorteil, daß es zugleich als Messer und Dolch benutzt werden konnte.

Dantès prüfte die verschiedenen Gegenstände mit größter Aufmerksamkeit. »Jetzt wundere ich mich über eins«, sagte er, »daß die Tage Ihnen für diese ganze Arbeit genügt haben.«

»Ich hatte die Nächte«, antwortete Faria.

»Können Sie denn wie die Katzen im Dunkeln sehen?«

»Nein; aber Gott hat dem Menschen Intelligenz gegeben, um der Unzulänglichkeit seiner Sinne zu Hilfe zu kommen; ich habe mir Licht verschafft.«

»Wie denn?«

»Von dem Fleisch, das man bringt, trenne ich das Fett, schmelze es und bereite daraus eine Art festen Öles. Sehen Sie, da ist meine Kerze.«

Und der Abbé zeigte Dantès eine Art Lämpchen, wie sie zu Illuminationen dienen.

»Aber woher nehmen Sie Feuer?«

»Hier sind zwei Kiesel und angebrannte Leinwand.«

»Aber Streichhölzchen?«

»Ich habe eine Hautkrankheit vorgeschützt und Schwefel verlangt, den man mir gewährt hat.«

Dantès legte die Gegenstände, die er in der Hand hielt, auf den Tisch und ließ, überwältigt von der Ausdauer und Kraft dieses Geistes, den Kopf sinken.

»Das ist noch nicht alles«, fuhr Faria fort; »denn man darf nicht alle seine Schätze in ein einziges Versteck bringen; schließen wir dieses wieder.«

Sie legten die Platte wieder an ihren Platz; der Abbé streute etwas Staub darauf, fuhr mit dem Fuße darüber, ging nach seinem Bett und rückte es ab.

Hinter dem Kopfe, durch einen Stein verdeckt, der es fast vollständig verschloß, befand sich ein Loch und in diesem Loch eine Strickleiter von fünfundzwanzig bis dreißig Fuß Länge.

Dantès prüfte sie; ihre Festigkeit war über jeden Zweifel erhaben.

»Wer hat Ihnen die zu dieser wunderbaren Arbeit erforderliche Schnur geliefert?«

»Zuerst einige Hemden, die ich hatte, dann meine Betttücher, die ich während meiner dreijährigen Gefangenschaft zu Fenestrelle ausfaserte. Als man mich nach dem Schloß If brachte, ist es mir gelungen, den ausgefaserten Stoff mitzunehmen; hier habe ich die Arbeit fortgesetzt.«

»Bemerkte man denn aber nicht, daß Ihre Betttücher keinen Saum mehr hatten?«

»Ich habe sie wieder gesäumt.«

»Womit?«

»Mit dieser Nadel.«

Und der Abbé öffnete einen Fetzen seiner Kleidung und zeigte Dantès eine lange, spitze, noch eingefädelte Gräte, die er bei sich trug.

»Ja«, fuhr Faria fort, »ich hatte zuerst daran gedacht, diese Gitterstangen loszulösen und durch das Fenster zu entweichen, das, wie Sie sehen, etwas größer als das Ihre ist und das ich im Augenblick meiner Flucht noch erweitert hätte; aber ich bemerkte, daß dieses Fenster auf einen inneren Hof ging, und gab den Plan als zu gewagt auf. Indessen habe ich die Strickleiter für einen unvorherzusehenden Umstand bewahrt.«

Indem Dantès die Strickleiter zu prüfen schien, dachte er an etwas anderes. Es war ihm der Gedanke gekommen, daß dieser so intelligente und erfindungsreiche Mann vielleicht in der Dunkelheit seines Unglücks, in der er selbst nie etwas hatte zu unterscheiden vermocht, klar sehen könnte.

»Woran denken Sie?« fragte lächelnd der Abbé.

»Zuerst denke ich an die gewaltige Intelligenz, die Sie haben aufwenden müssen, um alles das fertigzubringen. Was hätten Sie denn getan, wenn Sie frei wären?«

»Nichts vielleicht; diese Überfülle meines Hirns hätte ich auf Nichtigkeiten verschwendet. Erst das Unglück bringt alles, was in einem Menschen steckt, ans Tageslicht. Die Gefangenschaft hat meine Fähigkeiten alle auf einen Punkt vereinigt; sie sind in einem engen Raum gegeneinandergestoßen.«

»Wie glücklich müssen Sie mit Ihrem Wissen sein!«

Der Abbé lächelte.

»Sie denken dabei an noch etwas anderes?«

»Ja.«

»Und Sie haben mir nur den ersten Teil mitgeteilt. Welches ist der zweite?«

»Daß Sie mir Ihr Leben erzählt haben und das meine nicht kennen.«

»Ihr Leben, junger Mann, ist zu kurz, um Ereignisse von irgendwelcher Bedeutung zu umschließen.«

»Es umschließt ein ungeheures Unglück«, sagte Dantès, »ein Unglück, das ich nicht verdient habe; und ich möchte, um Gott nicht mehr zu schmähen, wie ich es zuweilen getan habe, mich dafür an die Menschen halten können.«

»Dann behaupten Sie also, daß Sie an dem, was Ihnen zur Last gelegt wird, unschuldig sind?«

»Vollständig unschuldig, das schwöre ich bei den Häuptern der beiden einzigen Menschen, die mir teuer sind, meines Vaters und Mercedes'.«

»Erzählen Sie mir doch Ihr Unglück«, sagte der Abbé, indem er sein Gelaß wieder verschloß und das Bett wieder an seine Stelle rückte.

Dantès erzählte nun, was ihm widerfahren war. Seit seiner Ankunft auf Schloß If wußte er nichts mehr, nicht einmal, wie lange er in Gefangenschaft saß.

Als der Bericht zu Ende war, sann der Abbé nach.

»Wem konnte Ihr Verschwinden von Nutzen sein?«

»Mein Gott, niemand; ich war so wenig.«

»Das hat nichts zu sagen, Sie konnten immerhin jemand im Wege sein. Sie sollten zum Kapitän des ›Pharao‹ ernannt werden?«

»Jawohl.«

»Sie waren im Begriff, ein schönes junges Mädchen zu heiraten?«

»Jawohl.«

»Hatte jemand Interesse daran, daß Sie nicht Kapitän des ›Pharao‹ würden?«

»Nein; ich war sehr beliebt an Bord. Hätten die Matrosen den Kapitän wählen können, so bin ich sicher, daß sie mich gewählt hätten. Ein einziger Mensch hatte einigen Grund, mir übelzuwol-

len; ich hatte einen Streit mit ihm gehabt und ihm ein Duell vorgeschlagen, das er aber verweigert hat.«

»So! Und wie hieß der Betreffende?«

»Danglars.«

»Was war er an Bord?«

»Rechnungsführer.«

»Hätten Sie ihn auf seinem Posten behalten, wenn Sie Kapitän geworden wären?«

»Wenn es von mir abgehängt hätte, nein, denn ich hatte Unregelmäßigkeiten in seinen Rechnungen zu bemerken geglaubt.«

»Gut. Hat nun jemand Ihrer letzten Unterhaltung mit dem Kapitän Leclère beigewohnt?«

»Nein, wir waren allein.«

»Hat jemand Ihre Unterhaltung hören können?«

»Ja, denn die Tür war offen, und sogar ... warten Sie ... ja, Danglars ging gerade in dem Augenblick vorüber, als der Kapitän mir das Paket für den Marschall übergab.«

»Gut«, sagte der Abbé, »wir sind auf der Spur. Haben Sie auf der Insel Elba jemand mit an Land genommen?«

»Niemand.«

»Man übergab Ihnen einen Brief?«

»Ja, der Großmarschall.«

»Was haben Sie mit dem Brief gemacht?«

»Ich habe ihn in meine Brieftasche gesteckt.«

»Sie hatten also eine Brieftasche bei sich? Wie ging eine Brieftasche, die so groß war, daß man einen amtlichen Brief hineinstecken konnte, in die Tasche eines Seemanns?«

»Sie haben recht, meine Brieftasche war an Bord.«

»Sie haben den Brief also erst an Bord in die Brieftasche gesteckt?«

»Jawohl.«

»Was haben Sie auf dem Wege von Porto Ferrajo bis zum Schiff mit diesem Brief gemacht?«

»Ich hatte ihn in der Hand.«

»Als Sie den ›Pharao‹ bestiegen, konnte also jeder sehen, daß Sie einen Brief hatten?«

»Jawohl.«

»Danglars wie die übrigen?«

»Danglars ebenso wie die übrigen.«

»Jetzt merken Sie auf; rufen Sie alle Ihre Erinnerungen zurück. Erinnern Sie sich, in welchen Ausdrücken die Anzeige, der Sie zum Opfer fielen, abgefaßt war?«

Dantès sammelte sich einen Augenblick, dann wiederholte er die Anzeige wörtlich. Der Abbé zuckte die Schultern.

»Es ist klar wie der Tag«, sagte er. »Sie müssen ein sehr naives und gutes Herz haben, daß Sie die Sache nicht sofort errieten.«

»Sie glauben?« rief Dantès. »Oh, das wäre niederträchtig.«

»Wie war die gewöhnliche Handschrift Danglars'?«

»Eine schöne Kursivschrift.«

»Und die Handschrift des anonymen Briefes?«

»Eine verkehrt gerichtete.«

Der Abbé lächelte.

»Verstellt, nicht wahr?«

»Sehr flott, um verstellt gewesen zu sein.«

»Warten Sie«, sagte der Abbé.

Er nahm seine Feder, tauchte sie in die Tinte und schrieb mit der linken Hand auf ein präpariertes Stück Leinwand die ersten Zeilen der Anzeige.

Dantès fuhr zurück und sah den Abbé fast entsetzt an.

»Oh, es ist erstaunlich«, rief er, »wie jene Handschrift dieser ähnelte!«

»Weil der Brief mit der linken Hand geschrieben war. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß alle mit der linken Hand ausgeführten Schriften sich ähnlich sind. Nun zu der zweiten Frage: Hatte jemand ein Interesse daran, daß Sie Mercedes nicht heirateten?«

»Ja, ein junger Mann, der sie liebte.«

»Sein Name?«
»Ferdinand.«
»Wer war das?«
»Ein Katalonier.«
»Glauben Sie, daß dieser fähig gewesen wäre, den Brief zu schreiben?«
»Nein, der hätte mir einen Messerstich gegeben, weiter nichts.«
»Ja, das liegt in der spanischen Natur: ein Mord, ja, eine Gemeinschaft, nein.«
»Zudem«, fuhr Dantès fort, »wußte er alle in der Anzeige angegebenen Einzelheiten nicht.«
»Sie hatten sie niemand mitgeteilt?«
»Keinem Menschen.«
»Auch nicht Ihrer Geliebten?«
»Auch nicht meiner Braut.«
»Es war Danglars.«
»Oh, jetzt bin ich dessen gewiß.«
»Warten Sie ... Kannte Danglars den Ferdinand?«
»Nein ... doch ... ich erinnere mich.«
»Wessen?«
»Zwei Tage vor meiner Hochzeit habe ich sie zusammen in der Laube des Vaters Pamphile sitzen sehen. Danglars war guter Laune, Ferdinand blaß und unruhig.«
»Waren sie allein?«
»Nein, es war ein dritter bei ihnen, ein Bekannter von mir, der sie jedenfalls miteinander bekannt gemacht hatte, ein Schneider namens Caderousse; aber dieser war schon betrunken. Warten Sie ... warten Sie ... Wie habe ich daran nicht gedacht? Auf dem Tisch, an dem sie tranken, war ein Tintenfaß, Papier und Federn. Oh, die Schändlichen! Die Schändlichen!«
»Wollen Sie noch etwas wissen?« fragte der Abbé.

»Ja, ja, da Sie alles ergründen. Ich will wissen, warum ich nur einmal verhört worden bin, warum keine Gerichtsverhandlung stattgefunden hat und ich ohne Urteil verdammt worden bin.«

»Oh, das ist etwas schwieriger«, sagte der Abbé. »Die Justiz hat finstere und geheimnisvolle Wege, denen nicht so leicht nachzugehen ist. Das Bisherige war Kinderspiel; hier müssen Sie mir genauere Angaben machen.«

»Fragen Sie mich, denn Sie sehen wahrhaftig klarer in meinem Leben als ich selbst.«

»Wer hat Sie verhört? Der Erste Staatsanwalt, der Zweite Staatsanwalt oder der Untersuchungsrichter?«

»Der Zweite Staatsanwalt.«

»Jung oder alt?«

»Jung, siebenundzwanzig oder achtundzwanzig Jahre.«

»Gut; noch nicht korrumpiert, aber schon ehrgeizig«, sagte der Abbé. »Wie war sein Benehmen gegen Sie?«

»Eher milde als streng.«

»Haben Sie ihm alles erzählt?«

»Jawohl.«

»Und hat sich sein Benehmen im Laufe des Verhörs geändert?«

»Einen Augenblick war es verändert, als er den Brief gelesen hatte, den ich überbringen sollte; er erschien wie niedergeschlagen von meinem Unglück.«

»Von Ihrem Unglück?«

»Ja.«

»Und Sie sind sicher, daß ihm Ihr Unglück Sorgen machte?«

»Er hat mir wenigstens einen großen Beweis seiner Teilnahme gegeben.«

»Was für einen?«

»Er hat das einzige Stück, das mich bloßstellen konnte, verbrannt.«

»Welches? Die Anzeige?«

»Nein, den Brief.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Es ist vor meinen Augen geschehen.«

»Das ist etwas anderes; dieser Mann könnte ein größerer Verbrecher sein, als Sie glauben.«

»Sie machen mich zittern, auf Ehre!« sagte Dantès. »Ist denn die Welt voller Tiger und Krokodile?«

»Ja; nur sind die zweibeinigen Tiger und Krokodile gefährlicher als die andern. Er hat den Brief verbrannt, sagen Sie?«

»Ja, indem er zu mir sagte: ›Sie sehen, es existiert nur dieser Beweis gegen Sie, und ich vernichte ihn.‹«

»Dieses Benehmen ist zu erhaben, um natürlich zu sein.«

»Glauben Sie?«

»Ich bin dessen sicher. An wen war der Brief adressiert?«

»An Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron Nr. 13 in Paris.«

»Können Sie sich denken, daß der Staatsanwalt irgendein Interesse daran hatte, daß der Brief verschwände?«

»Vielleicht; denn er hat mich zwei- oder dreimal, in meinem Interesse, wie er sagte, versprechen lassen, mit niemand von dem Brief zu sprechen, und ich mußte ihm schwören, daß ich niemals den Namen des Mannes nennen würde, an den der Brief gerichtet war.«

»Noirtier ...?« wiederholte der Abbé. »Noirtier? Ich habe am Hofe der früheren Königin von Etrurien einen Noirtier gekannt, der in der Revolution Girondist gewesen war. Wie hieß denn Ihr Staatsanwalt?«

»Von Villefort.«

Der Abbé brach in ein Gelächter aus.

Dantès sah ihn verblüfft an.

»Was haben Sie?« fragte er.

»Wissen Sie, wer dieser Noirtier war, armer Blinder, der Sie sind? Dieser Noirtier war sein Vater!«

Wäre ein Blitzstrahl vor Dantès in die Erde gefahren und hätte einen Abgrund zu seinen Füßen aufgerissen, so hätte das nicht so

vernichtend auf ihn gewirkt wie diese Worte des Abbés. Er sprang auf und faßte sich mit beiden Händen an den Kopf, als ob er zerspringen wollte.

»Sein Vater! Sein Vater!« rief er.

»Ja, sein Vater, der sich Noirtier von Villefort nennt«, sagte der Abbé.

Wie ein Blitz schoß es Dantès durch den Kopf; alles, was ihm bis jetzt dunkel gewesen war, war plötzlich aufgeklärt. Das Benehmen Villeforts während des Verhörs, der vernichtete Brief, der geforderte Schwur, die fast bittende Stimme des Beamten, der, anstatt zu drohen, zu flehen schien – alles fiel ihm wieder ein. Er stieß einen Schrei aus, taumelte einen Augenblick wie ein Trunkener und stürzte durch die Öffnung in den Gang, der nach seiner Zelle führte, indem er rief:

»Oh, ich muß allein sein, um meine Gedanken zu sammeln!«

DER PLAN

Als Dantès in seiner Zelle ankam, sank er auf das Bett, wo der Schließer ihn am Abend, starr und unbeweglich wie eine Bildsäule sitzend, fand.

Während dieser Stunden des Nachdenkens hatte er einen schrecklichen Entschluß gefaßt und einen furchtbaren Schwur getan.

Eine Stimme entriß ihn diesem Brüten; es war die des Abbés Faria, dem der Wärter gerade das Essen gebracht hatte und der nun Dantès einlud, zu ihm zum Essen zu kommen. Sein Ruf als Verrückter und besonders als unterhaltender Verrückter hatte dem alten Gefangenen einige Vorteile eingebracht, wie daß er etwas besseres Brot und sonntags ein Fläschchen Wein bekam. Nun war es gerade Sonntag, und der Abbé lud seinen jungen Genossen ein, sein Brot und seinen Wein mit ihm zu teilen.

Dantès folgte der Einladung. Er hatte seine gewohnte Fassung wiedergewonnen, aber in seinem Gesicht war etwas Starres und Festes, das von einem gefaßten Entschluß sprach. Der Abbé betrachtete ihn.

»Es tut mir leid, Sie in Ihren Nachforschungen unterstützt und Ihnen das gesagt zu haben, was ich gesagt habe«, äußerte er.

»Warum?« fragte Dantès.

»Weil ich Ihnen ein Gefühl eingeflößt habe, das bislang Ihr Herz nicht kannte: die Rache.«

Dantès lächelte.

»Sprechen wir von etwas anderem«, sagte er.

Der Abbé sah ihn noch einen Augenblick lang an und schüttelte traurig den Kopf, dann sprach er, wie Dantès ihn gebeten hatte, von etwas anderem.

Dantès lauschte jedem seiner Worte mit Bewunderung.

»Sie sollten mich etwas von dem, was Sie wissen, lehren«, sagte er, »sei es auch nur, um sich nicht in meiner Gesellschaft zu langweilen. Es scheint mir jetzt, daß Sie die Einsamkeit einem ungebildeten und beschränkten Gefährten, wie ich es bin, vorziehen müssen. Willigen Sie in meine Bitte, so verspreche ich Ihnen, nicht mehr von Flucht zu reden.«

Der Abbé lächelte.

»Ach, mein Kind«, sagte er, »das menschliche Wissen ist sehr beschränkt, und wenn ich Sie Mathematik, Physik, Geschichte und die paar lebenden Sprachen, die ich spreche, gelehrt haben werde, so werden Sie wissen, was ich weiß; und um Ihnen dieses, ganze Wissen mitzuteilen, werde ich kaum zwei Jahre brauchen.«

»Zwei Jahre!« sagte Dantès. »Sie glauben, daß ich alle diese Dinge in zwei Jahren lernen könnte?«

»In ihrer Anwendung, nein, in ihren Prinzipien, ja.«

Noch an demselben Abend entwarfen die beiden Gefangenen einen Lehrplan, nach dem zu lehren und zu lernen sie am andern Tag begannen. Dantès hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis und eine außerordentlich leichte Auffassung. In der Mathematik machte er rasche Fortschritte, Italienisch und etwas Griechisch, das er auf seinen Reisen nach dem Orient kennengelernt hatte, kannte er schon, und nach einem halben Jahr begann er spanisch, englisch und deutsch zu sprechen.

Wie er dem Abbé Faria gesagt hatte, sprach er nicht mehr von Flucht; die Tage verflossen für ihn schnell, da ihm jeder neue Belehrung brachte, und nach Ablauf eines Jahres war er ein anderer Mensch.

Unterdessen bemerkte Dantès, daß der Abbé Faria alle Tage trübsinniger wurde, trotz der Zerstreuung, welche seine Gegenwart ihm

brachte. Er schien beständig von einem Gedanken gequält zu sein; er versank in tiefes Brüten, seufzte unwillkürlich, stand manchmal plötzlich auf und ging mit gekreuzten Armen im Zimmer umher.

Eines Tages blieb er plötzlich stehen und rief:

»Ah, wenn keine Schildwache dastände!«

»Es wird keine da sein, wenn Sie wollen«, sagte Dantès, der sogleich verstand, was der Abbé meinte.

»Oh, ich habe Ihnen gesagt, daß mir ein Mord zuwider ist«, fuhr der Abbé fort.

»Dieser Mord würde indessen nur aus dem Instinkt unserer Selbsterhaltung und zu unserer persönlichen Verteidigung geschehen.«

»Einerlei, ich könnte es nicht.«:

»Aber Sie denken daran?«

»Unaufhörlich, unaufhörlich«, murmelte der Abbé.

»Und Sie haben ein Mittel gefunden, nicht wahr?« fragte Dantès lebhaft.

»Ja, wenn man eine blinde und taube Schildwache auf die Galerie stellen könnte.«

»Sie wird blind und taub sein«, antwortete der junge Mann in einem Ton, der den Abbé erschreckte.

»Nein, nein«, rief er, »unmöglich!«

Dantès wollte bei dem Thema bleiben, aber der Abbé schüttelte den Kopf und weigerte sich, weiter zu antworten.

Drei Monate verflossen.

»Sind Sie stark?« fragte der Abbé eines Tages.

Dantès nahm, ohne zu antworten, den Meißel, bog ihn wie ein Hufeisen und richtete ihn wieder gerade.

»Wollen Sie mir versprechen, die Schildwache nur im äußersten Notfall zu töten?«

»Ja, auf Ehre!«

»Dann können wir unsern Plan ausführen«, sagte der Abbé.

»Und wie lange werden wir dazu brauchen?«

»Ein Jahr wenigstens.«

»Wir könnten aber an die Arbeit gehen?«

»Sofort.«

»Oh, sehen Sie, wir haben ein Jahr verloren!« rief Dantès.

»Glauben Sie, daß wir es verloren haben?« fragte der Abbé.

»Oh, verzeihen Sie mir«, sagte Edmund errötend.

»Lassen Sie«, entgegnete der Abbé; »der Mensch ist immer nur Mensch, und Sie sind noch einer der besten, die ich kennengelernt habe. Hier ist mein Plan.«

Der Abbé zeigte Dantès nun eine von ihm angefertigte Zeichnung; es war der Plan seiner Zelle, derjenigen Dantès' und des beide verbindenden Korridors. Von dessen Mitte aus sollte ein unterirdischer Gang hergestellt werden, durch den die beiden Gefangenen nach der Galerie gelangen wollten, wo die Schildwache ging. Einmal dahin gelangt, sollte eine große Höhle gemacht und eine der Steinplatten, die den Bodenbelag der Galerie bildeten, losgelöst werden. Die Platte würde im gegebenen Augenblick unter dem Gewicht des Soldaten versinken, der in der Ausschachtung verschwände. Dantès sollte sich in dem Moment, da der Posten, von seinem Sturz betäubt, keinen Widerstand leisten könnte, auf ihn werfen, ihn binden und knebeln, worauf sie dann beide durch das Fenster der Galerie mit Hilfe der Strickleiter an der Außenmauer hinabklettern und fliehen würden.

Dantès klatschte in die Hände, und seine Augen leuchteten vor Freude; dieser Plan war so einfach, daß er gelingen mußte.

Noch an demselben Tage machten sie sich mit Eifer ans Werk. Sie unterbrachen ihre Arbeit nur um die Zeit, wenn der Wärter kam und beide in ihre Zellen zurückkehren mußten. Sie hatten sich übrigens daran gewöhnt, an dem unmerklichen Geräusch von Schritten den Augenblick zu erkennen, da der Mann herabkam, und niemals wurde einer von ihnen unversehens überrascht. Die Erde, die sie ausschachteten und die den alten Gang schließlich verstopft hätte, wurde nach und nach mit größter Vorsicht durch das eine oder andere der beiden Fenster ihrer Zellen geworfen; sie wurde sorgfältig

zu Pulver zerrieben, und der Nachwind trug sie fort, ohne daß sie Spuren hinterließ.

Mehr als ein Jahr ging mit dieser Arbeit hin, zu der die beiden nur einen Meißel, ein Messer und einen hölzernen Hebel hatten; während dieses Jahres fuhr Faria mit dem Unterricht Dantès' fort, indem er mit ihm bald in der einen, bald in der anderen Sprache redete und ihn die Geschichte der Völker und der großen Männer lehrte. Der Abbé, der in der besten Gesellschaft verkehrt hatte, hatte zudem in seinem Wesen eine Art melancholischer Vornehmheit, und Dantès lernte durch seinen Umgang das Benehmen und die Art, sich zu geben, wie man sie sonst nur durch Verkehr in den vornehmsten Kreisen erwirbt.

Nach fünf Vierteljahren war der Gang fertig und die Höhlung unter der Galerie ausgegraben; man hörte die Schildwache auf und abgehen, und die beiden Gefangenen, die für ihre Flucht eine dunkle, mondscheinlose Nacht abwarten mußten, hatten nur die eine Besorgnis, daß der Boden unter dem Fuß des Soldaten zu frühzeitig einstürzen könnte. Dieser Gefahr wurde mit Hilfe eines kleinen Balkens vorgebeugt, den sie in den Fundamenten gefunden hatten und als Stütze benutzten.

Dantès war dabei, diese Stütze anzubringen, als er plötzlich den Abbé Faria hörte, der in der Zelle des jungen Mannes geblieben war und einen Haken zurichtete, an dem sie die Strickleiter befestigen wollten. Der Abbé rief ihn in ängstlichem Ton. Dantès eilte in seine Zelle und sah den Abbé mitten darin stehen, bleich, mit schweißbedeckter Stirn und krampfhaft zusammengepreßten Händen.

»Mein Gott!« rief Dantès. »Was ist Ihnen denn?«

»Schnell, schnell«, sagte der Abbé, »hören Sie!«

Dantès betrachtete das bleifarbene Gesicht Farias, seine von blauen Rändern umgebenen Augen, die weißen Lippen und das gesträubte Haar und ließ vor Schreck den Meißel aus der Hand fallen.

»Aber was ist denn los?« rief Edmund.

»Ich bin verloren!« sagte der Abbé. »Hören Sie mich an. Ein schreckliches, vielleicht tödliches Übel ergreift mich; der Anfall kommt, ich fühle es. Gegen dieses Übel gibt es nur ein Mittel. Eilen Sie schnell zu meiner Zelle, heben Sie den Fuß meines Bettes hoch; dieser Fuß ist hohl, und Sie werden darin ein kleines Kristallfläschchen finden, halb gefüllt mit einer roten Flüssigkeit; bringen Sie das, oder vielmehr nein, ich könnte hier überrascht werden. Helfen Sie mir, in meine Zelle zurückzukehren, solange ich noch einige Kräfte habe. Wer weiß, was sich in der Zeit, die der Anfall dauert, ereignen kann.«

Dantès stieg, ohne die Fassung zu verlieren, obgleich das Unglück, das ihn getroffen hatte, ungeheuer war, in den Gang, zog seinen unglücklichen Gefährten nach und brachte ihn mit unendlicher Mühe in dessen Zelle.

»Danke!« sagte der Abbé, an allen Gliedern zitternd, als ob er aus eiskaltem Wasser käme. »Das Übel kommt, ich werde in Starrkrampf verfallen; vielleicht mache ich keine Bewegung und stoße keine Klage aus, vielleicht aber auch schäume ich, strecke mich und schreie. Sehen Sie zu, daß mein Schreien nicht gehört wird, denn sonst würde man mich vielleicht umquartieren, und wir wären für immer getrennt. Sehen Sie mich unbeweglich, kalt und sozusagen tot, dann, aber erst dann, verstehen Sie wohl, halten Sie mir mit dem Messer die Zähne auseinander und geben Sie mir acht bis zehn Tropfen von dieser Flüssigkeit in den Mund; vielleicht komme ich dann wieder zu mir ...«

»Vielleicht?« rief Dantès, schmerzlich bewegt.

»Hilfe, Hilfe!« schrie der Abbé, »ich ... ich ...«

Der Anfall war so plötzlich und heftig, daß der unglückliche Gefangene nicht zu Ende sprechen konnte; mit weitgeöffneten Augen, verzerrtem Mund und purpurrotem Gesicht wälzte er sich umher, schäumte und brüllte; aber Dantès erstickte das Schreien unter der Decke. Dies dauerte zwei Stunden. Dann sackte der Abbé kraftlos in sich zusammen, wurde weißer als Marmor, streckte sich noch in

einem letzten Kampf und blieb reglos liegen. Als er scheinbar tot war, nahm Edmund das Messer, klemmte ihm die Klinge zwischen die Zähne, brachte mit der größten Mühe die Kiefer auseinander und flößte ihm zehn Tropfen ein.

Eine Stunde verfloß, ohne daß der Greis die geringste Bewegung machte. Dantès fürchtete, mit dem Eingeben zu lange gewartet zu haben, und betrachtete ihn, indem er sich mit den Händen das Haar zerraupte. Endlich zeigte sich eine leichte Färbung auf den Wangen des Kranken, seine beständig offengebliebenen, ausdruckslosen Augen bekamen wieder Glanz, ein schwacher Seufzer entfuhr seinem Mund, und er machte eine Bewegung.

»Gerettet, gerettet!« rief Dantès.

Der Kranke konnte noch nicht sprechen, deutete aber mit sichtbarer Angst nach der Tür. Dantès horchte und hörte den Wärter; es war gleich sieben Uhr, und Dantès hatte keine Muße gehabt, sich um die Zeit zu kümmern.

Der junge Mann eilte nach der Öffnung, sprang hinein, setzte die Platte über seinem Kopfe wieder ein und eilte zu seiner Zelle.

Einen Augenblick darauf öffnete sich auch seine Tür, und der Wärter fand den Gefangenen wie gewöhnlich auf seinem Bett sitzend.

Kaum hatten sich die Schritte des Mannes im Korridor verloren, so begab sich Dantès, von Unruhe getrieben, ohne ans Essen zu denken, wieder in den unterirdischen Gang, hob mit dem Kopf die Steinplatte in die Höhe und befand sich wieder in der Zelle des Abbés.

Dieser war wieder zu Bewußtsein gekommen, lag aber noch immer ausgestreckt und kraftlos auf seinem Bett.

»Ich fürchtete, Sie nicht wiederzusehen«, sagte er zu Dantès.

»Warum?« fragte der junge Mann. »Glaubten Sie denn zu sterben?«

»Nein, aber alles ist für unsere Flucht bereit, und ich dachte, daß Sie fliehen würden.«

Die Röte des Unwillens färbte Dantès' Wangen.

»Ohne Sie?« rief er. »Haben Sie mich wirklich dessen für fähig gehalten?«

»Jetzt sehe ich, daß ich mich geirrt habe«, antwortete der Kranke. »Ach, ich bin sehr schwach, sehr gebrochen!«

»Mut! Ihre Kräfte werden wiederkommen«, sagte Dantès, indem er sich neben das Bett Farias setzte und dessen Hand ergriff.

Der Abbé schüttelte den Kopf.

»Das letztmal«, sagte er, »dauerte der Anfall eine halbe Stunde, danach hatte ich Hunger und stand allein auf; heute kann ich weder mein Bein noch meinen rechten Arm bewegen, und mein Kopf ist wirr. Das drittemal werde ich vollständig gelähmt werden oder auf der Stelle sterben.«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich; Sie werden nicht sterben. Der dritte Anfall, wenn er kommt, wird Sie frei finden. Wir werden Sie wie diesmal retten und besser noch, denn wir werden alle notwendige Hilfe haben.«

»Mein Freund«, sagte der Greis, »täuschen Sie sich nicht; die eben durchgemachte Krisis hat mich zu ewiger Gefangenschaft verdammt; um zu fliehen, muß man laufen können.«

»Nun, wir warten noch acht Tage, einen Monat, zwei Monate, wenn nötig; in der Zeit werden Ihre Kräfte wiederkommen. Alles ist für unsere Flucht bereit, und wir können die Stunde und den Augenblick nach Belieben wählen. An dem Tag, wo Sie sich kräftig genug fühlen, um zu schwimmen, werden wir unsern Plan ausführen.«

»Ich schwimme nicht mehr«, antwortete Faria; »dieser Arm ist für immer gelähmt. Heben Sie ihn und sehen Sie, wie schwer er ist.«

Der junge Mann hob den Arm, der schwer zurückfiel. Er seufzte.

»Jetzt sind Sie überzeugt, nicht wahr, Edmund?« fragte Faria. »Glauben Sie mir, ich weiß, was ich sage; seit dem ersten Anfall von diesem Übel habe ich unaufhörlich darüber nachgedacht. Ich

erwartete es, denn es ist ein Familienerbteil; mein Vater ist bei der dritten Krisis gestorben, mein Großvater auch. Der Arzt, der mir diese Medizin bereitet hat und der kein geringerer als der berühmte Cabanis war, hat mir das gleiche Schicksal vorhergesagt.«

»Der Arzt täuscht sich!« rief Dantès. »Und was Ihre Lähmung betrifft, so hindert sie mich nicht; ich nehme Sie auf die Schultern und halte Sie beim Schwimmen.«

»Kind«, sagte der Abbé, »Sie sind Seemann, Sie müssen also wissen, daß ein Mann mit solch einer Last keine fünfzig Klafter im Meer machen würde. Reden Sie also nicht von Dingen, an die Sie im Grunde Ihres Herzens selbst nicht glauben, so gern Sie es möchten. Ich werde hierbleiben, bis für mich die Stunde der Befreiung schlägt, die jetzt nur meine Todesstunde sein kann. Sie aber, fliehen Sie! Sie sind jung, gewandt und stark; kümmern Sie sich nicht um mich; ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück.«

»Gut denn«, sagte Dantès, »dann bleibe ich auch.«

Er stand auf, streckte die Hand feierlich nach dem Greis aus:

»Bei dem Blute Christi schwöre ich, daß ich Sie vor Ihrem Tode nicht verlasse!«

Faria sah den jungen Mann an und las in seinen Zügen die Aufrichtigkeit seines Schwurs. »Wohlan«, sagte er, »ich danke Ihnen und nehme an.« Dann, ihm die Hand reichend, fuhr er fort:

»Sie werden vielleicht einmal für Ihren Edelmut belohnt werden; aber da ich nicht fort kann und Sie nicht fort wollen, so ist es wichtig, daß wir den Schacht unter der Galerie verstopfen; dem Soldaten könnte der hohle Klang beim Gehen auffallen, er könnte einen Aufseher darauf aufmerksam machen, und wir wären entdeckt und würden getrennt. Verrichten Sie diese Arbeit, bei der ich Ihnen leider nicht helfen kann; verwenden Sie, wenn es nötig ist, die ganze Nacht darauf, und kommen Sie erst morgen früh nach dem Besuch des Wärters wieder; ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.«

Dantès nahm die Hand des Abbés, der ihm zulächelte, und verließ die Zelle.

DER SCHATZ

Als Dantès am folgenden Morgen in die Zelle seines Mitgefangenen zurückkehrte, saß Faria mit ruhigem Gesicht da.

In der linken Hand, die er allein noch gebrauchen konnte, hielt er ein Stück Papier, das vorher offenbar lange und eng zusammengerollt gewesen war, denn es wollte sich immer wieder von neuem zusammenrollen.

Ohne etwas zu sagen, zeigte er Dantès das Papier.

»Was ist das?« fragte dieser.

»Betrachten Sie es genau«, sagte der Abbé lächelnd.

»Ich betrachte es genau«, antwortete Dantès, »und sehe nichts als ein halbverbranntes Papier mit gotischen Schriftzeichen von einer sonderbaren Tinte.«

»Dieses Papier, mein Freund«, fuhr Faria fort, »ist, wie ich Ihnen, da ich Sie erprobt habe, jetzt rückhaltlos sagen kann, mein Schatz, dessen eine Hälfte von heute an Ihnen gehört.«

Kalter Schweiß trat auf Dantès' Stirn.

Bis jetzt hatte er es die ganze lange Zeit vermieden, mit Faria von diesem Schatz zu sprechen, dessentwegen man den armen Abbé für verrückt erklärte; bei seinem Zartgefühl hatte Edmund es vorgezogen, diese Saite nicht zu berühren, und Faria hatte seinerseits geschwiegen. Edmund hatte das Schweigen des Greises für einen Beweis seiner Rückkehr zur Vernunft gehalten, und jetzt schienen ihm die Worte des Abbés nach der furchtbaren Krise, die er durch-

gemacht hatte, einen Rückfall in geistige Umnachtung anzukündigen.

»Ihr Schatz?« stammelte Dantès.

Faria lächelte.

»Ja«, sagte er; »Sie sind in jeder Hinsicht ein edles Herz, Edmund, und ich erkenne an Ihrer Blässe und Ihrem Zittern, was in diesem Augenblick in Ihnen vorgeht. Dieser Schatz existiert, Dantès, und wenn es mir nicht beschieden gewesen ist, ihn zu besitzen, so werden Sie ihn besitzen. Niemand hat mir Gehör oder Glauben schenken wollen, weil man mich für irrsinnig hielt; aber Sie, der Sie wissen müssen, daß ich es nicht bin, hören Sie mich an und glauben Sie mir nachher, wenn Sie wollen.«

Ach, dachte Edmund bei sich, er hat einen Rückfall bekommen. Dieses Unglück fehlte mir noch!

»Mein Freund«, sagte er dann zu Faria, »Ihr Anfall hat Sie vielleicht ermüdet, wollen Sie sich nicht etwas Ruhe gönnen? Morgen werde ich, wenn Sie es wünschen, Ihre Geschichte anhören, aber heute will ich Sie pflegen. Ist es übrigens für uns«, fuhr er lächelnd fort, »mit einem Schatze so eilig?«

»Sehr eilig, Edmund«, erwiderte der Greis. »Wer weiß, ob nicht morgen, vielleicht übermorgen der dritte Anfall kommt! Bedenken Sie, daß dann alles aus wäre. Ja, es ist wahr, oft habe ich mit bitterem Vergnügen an diese Reichtümer gedacht, die das Glück von zehn Familien machen würden und die auch denen, die mich verfolgten, nicht zuteil wurden; dieser Gedanke war mir eine Genütuung in der Nacht meines Kerkers und der Verzweiflung meiner Gefangenschaft. Aber jetzt, da ich der Welt aus Liebe zu Ihnen verziehen habe, jetzt, da ich Sie jung und voller Hoffnung für die Zukunft vor mir sehe, jetzt, da ich daran denke, welches Glück Ihnen durch die Offenbarung meines Geheimnisses zuteil werden kann, zittere ich vor jedem Zögern, zittere bei dem Gedanken an die Möglichkeit, einen so Würdigen, wie Sie es sind, nicht in den Besitz so großer vergrabener Reichtümer setzen zu können.«

Edmund wandte seufzend den Kopf ab.

»Sie beharren in Ihrer Ungläubigkeit, Edmund?« fuhr Faria fort. »Hat meine Stimme Sie nicht überzeugt? Ich sehe, daß Sie der Beweise bedürfen. Nun denn, lesen Sie dieses Papier, das ich noch niemand gezeigt habe.«

»Morgen, mein Freund«, sagte Edmund, dem es widerstrebte, auf die Verrücktheit des Alten einzugehen; »ich dünkte, wir hätten abgemacht, daß wir erst morgen davon sprechen wollten.«

»Wir wollen erst morgen davon sprechen, aber lesen Sie heute dieses Papier.«

Ich darf ihn nicht durch Widerspruch reizen, dachte Edmund. Und er nahm das Papier, dessen eine Hälfte wahrscheinlich einmal durch einen unglücklichen Zufall verbrannt war, und las:

...

*wenn er, von dem kleinen Hafen an der Ostseite ab gerechnet, den zwanzigsten Felsen nungen sind in diese Grotten gearbeitet; der Sch dem entferntesten Winkel der zweiten. Diesen S ihm, als meinem einzigen Erben, zum aussch
Am 25. April 1498.*

Ces

»Nun?« fragte Faria, als der junge Mann das Papier durchgelesen hatte.

»Ich sehe nur verstümmelte Zeilen, Worte ohne Zusammenhang; der Text ist unterbrochen und unverständlich.«

»Für Sie, mein Freund, der Sie ihn zum ersten Male lesen, aber nicht für mich, der ich während zahlloser Nächte darüber gegrübelt, der ich jeden Satz wieder zurecht konstruiert, jeden Gedanken ergänzt habe.«

»Und Sie glauben, den Sinn herausgefunden zu haben?«

»Ich bin dessen sicher, Sie sollen selbst urteilen; aber zuerst hören Sie die Geschichte dieses Papiers.«

»Still!« rief Dantès. »Schritte ... Man kommt ich gehe ... Auf Wiedersehen!«

Und glücklich, der Geschichte und der Erklärung, die nicht verfehlt hätten, ihm das Unglück seines Freundes zu bestätigen, zu entgehen, glitt Dantès wie eine Schlange durch die enge Öffnung, während Faria, dem der Schrecken für den Augenblick einen Teil seiner Kräfte wiedergegeben hatte, die Steinplatte mit dem Fuß vor die Öffnung stieß und mit einer Strohmatte bedeckte.

Es war der Gouverneur, der durch den Gefangenenwärter von der Erkrankung Farias erfahren hatte und sich persönlich von dessen Zustand überzeugen wollte.

Faria empfing ihn sitzend und vermied jede Bewegung. So gelang es ihm, dem Gouverneur die Lähmung, die schon die Hälfte seines Körpers dem Tode geweiht hatte, zu verbergen. Er befürchtete, daß der Gouverneur, von Mitleid ergriffen, ihn in eine gesündere Zelle schaffen lassen und so von seinem jungen Gefährten trennen würde. Zum Glück entfernte sich der Gouverneur mit der Überzeugung, daß sein armer Irrsinniger, für den er im Grunde des Herzens eine gewisse Teilnahme empfand, nur von einem leichten Unwohlsein befallen sei.

Unterdessen saß Edmund auf seinem Bett und bemühte sich, den Kopf in die Hände gestützt, seine Gedanken zu sammeln. Seit er Faria kannte, war dieser stets so vernünftig und klar gewesen, daß er nicht begriff, wie sein Verstand in einer einzigen Beziehung zerrüttet sein konnte. Täuschte sich Faria über seinen Schatz, oder täuschten sich alle über Faria?

Dantès wagte nicht, zu seinem Freund zurückzukehren, und blieb den ganzen Tag in seiner Zelle; er wollte so den Augenblick hinauschieben, da ihm die Gewißheit würde, daß der Abbé irrsinnig sei.

Als Faria gegen Abend, nachdem der Gefangenenwärter zur gewöhnlichen Zeit dagewesen war, den jungen Mann nicht wiederkommen sah, versuchte er, zu ihm zu gelangen. Edmund fuhr zusammen, als er die Anstrengungen hörte, die der Greis machte, um

sich vorwärts zu schleppen. Edmund mußte ihn zu sich hereinziehen, denn der Abbé wäre allein nicht durch die enge Öffnung hindurchgekommen.

»Ich bin darauf versessen, Sie zu verfolgen«, sagte der Abbé lächelnd. »Sie glaubten, meiner Freigebigkeit entschlüpfen zu können, das ist aber nicht der Fall. Hören Sie also!«

Edmund sah, daß er nicht auszuweichen vermochte; er ließ den Greis auf seinem Bett Platz nehmen und setzte sich neben ihn auf seinen Schemel.

»Sie wissen«, sagte der Abbé, »daß ich der Sekretär, der Vertraute, der Freund des Kardinals Spada war, des letzten der Fürsten dieses Namens. Ich verdanke diesem würdigen Herrn alles, was ich an Glück in diesem Leben gekostet habe. Er war nicht reich, obwohl der Reichtum seiner Familie sprichwörtlich war und ich oft sagen hörte: Reich wie ein Spada. Sein Palast war mein Paradies; ich unterrichtete seine Neffen, die dann starben, und als er auf der Welt allein stand, suchte ich ihm durch Treue und Anhänglichkeit für alles zu danken, was er seit zehn Jahren für mich getan hatte.

Das Haus des Kardinals hatte bald keine Geheimnisse mehr vor mir; ich hatte ihn oft alte Bücher nachschlagen und eifrig in staubigen Familienpapieren blättern sehen. Als ich ihm eines Tages seine Nachtwachen und die darauf folgende Abspannung vorwarf, sah er mich mit einem sonderbaren Lächeln an und zeigte mir eine Stelle in einem Buch, das eine Geschichte der Stadt Rom war. Da standen im zwanzigsten Kapitel über das Leben des Papstes Alexander VI. die folgenden Zeilen, die ich nie habe vergessen können:

»Die großen Kriege der Romagna waren beendet. Cesare Borgia, der ihre Eroberung vollendet hatte, brauchte Geld, um ganz Italien zu kaufen. Der Papst brauchte gleichfalls Geld, um mit Ludwig XII., dem König von Frankreich, zu Ende zu kommen.

Seine Heiligkeit hatte eine Idee. Er beschloß, zwei Kardinäle zu ernennen.

Wenn er zwei vornehme Persönlichkeiten Roms, besonders zwei reiche, wählte, so brachte ihm das folgende finanziellen Vorteile: Erstens hatte er die hohen Ämter und Würden zu verkaufen, in deren Besitz diese beiden Kardinäle waren, und zweitens konnte er auf einen glänzenden Preis für die beiden Kardinalshüte rechnen.

Es ergab sich noch ein dritter Vorteil, der bald klarwerden wird.

Der Papst und Cesare Borgia fanden zuerst die beiden künftigen Kardinäle; es waren: Johann Rospigliosi, der allein vier der höchsten Würden des Heiligen Stuhles innehatte, und Cesare Spada, einer der edelsten und reichsten Römer. Beide kannten den Wert dieser Gunst des Papstes; sie waren ehrgeizig. Nachdem diese gefunden waren, hatte Cesare bald Abnehmer für ihre Ämter.

Daraus ergab sich, daß Rospigliosi und Spada dafür zahlten, daß sie Kardinäle wurden und daß acht andere zahlten, um das zu werden, was die beiden neuen Kardinäle früher gewesen waren. Es flossen achtmalunderttausend Taler in die Koffer des Papstes und Borgias.

Nun zum letzten Teil des Planes. Nachdem der Papst Rospigliosi und Spada mit Schmeicheleien überhäuft und ihnen die Insignien der Kardinalswürde verliehen hatte, nachdem er sicher war, daß sie ihr Vermögen flüssig gemacht hatten, um sich in Rom niederzulassen, luden er und Cesare Borgia die beiden Kardinäle zu Tisch.

Dies war Gegenstand einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Heiligen Vater und seinem Sohn. Cesare glaubte, daß man sich eines der Mittel bedienen könne, die er immer für seine intimen Freunde zur Verfügung hatte: zuerst des famosen Schlüssels, mit dem man gewisse Leute einen gewissen Schrank öffnen ließ. Dieser Schlüssel war mit einer kleinen eisernen Spitze versehen – eine Nachlässigkeit des Arbeiters; wenn man sich nun bemühte, das schwer aufgehende Schloß des Schrankes zu öffnen, stach man sich mit dieser kleinen Spitze und starb am andern Morgen. Zweitens war da noch der Ring mit dem Löwenkopf, den Cesare an den Finger steckte, wenn er gewisse Händedrucke austeilte. Der Löwe biß in

die Haut dieser begünstigten Hände, und der Biß führte nach vierundzwanzig Stunden den Tod herbei.

Cesare schlug also seinem Vater vor, entweder die Kardinäle den Schrank öffnen zu lassen oder jedem herzlich die Hand zu drücken. Aber Alexander antwortete ihm:

»Sparen wir nicht mit einer Mahlzeit, wenn es sich um diese vortrefflichen Kardinäle Spada und Rospigliosi handelt. Ich habe eine Vorahnung, daß wir das Geld wiedergewinnen werden. Zudem vergißt du, Cesare, daß eine Verdauungsstörung sofort zum Ausbruch kommt, während ein Stich oder Biß erst nach einem oder zwei Tagen wirkt.«

Cesare beugte sich dieser Logik, und deshalb wurden die Kardinäle zu Tisch geladen.

Man richtete das Mahl im Weinberg des Papstes an, einem reizenden Aufenthalt, den die Kardinäle dem Rufe nach kannten.

Rospigliosi, ganz geblendet von seiner Würde, bereitete seinen Magen und seine beste Miene vor. Spada, ein kluger Mann, der seinen Neffen, einen jungen Hauptmann, über alles liebte, nahm Papier und Feder und machte sein Testament.

Er ließ dann diesem Neffen sagen, daß er ihn in der Umgebung des Weinberges erwarten möge; der Diener scheint ihn aber nicht gefunden zu haben.

Spada wußte, was es mit diesen Einladungen auf sich hatte. Seit das Christentum, dieser vorzügliche Bahnbrecher der Kultur, Rom mit seinen Fortschritten beglückt hatte, kam nicht mehr ein Centurio im Auftrag des Tyrannen, um einem zu sagen: »Cäsar will, daß du stirbst!«, sondern ein Gesandter der Kirche, der lächelnden Mundes im Auftrag des Papstes einem sagte: »Seine Heiligkeit will, daß du bei ihm speist.«

Spada begab sich gegen zwei Uhr nach dem Weinberg; der Papst erwartete ihn dort. Das erste Gesicht, auf das Spadas Augen fielen, war dasjenige seines Neffen, den Cesare Borgia mit Schmeicheleien

überschüttete. Spada erbleichte, und Cesare warf ihm einen ironischen Blick zu.

Man setzte sich zu Tisch; Spada hatte seinen Neffen nur fragen können: »Hast du meine Mitteilung erhalten?« Der Neffe verneinte und begriff vollständig den Sinn dieser Frage; es war zu spät, denn er hatte soeben ein Glas ausgezeichneten Weins getrunken, den der Kellermeister des Papstes für ihn beiseite gestellt hatte. Spada sah ihn in demselben Augenblick eine andere Flasche bringen, aus der man ihm freigebig anbot. Eine Stunde darauf erklärte ein Arzt sie alle beide durch giftige Morcheln vergiftet. Spada starb auf der Schwelle des Weinbergs, der Neffe gab den Geist an seiner Tür auf, indem er ein Zeichen machte, das seine Frau nicht verstand.

Cesare und der Papst beeilten sich sofort, das Erbe an sich zu reißen, unter dem Vorwand, die Papiere der Verstorbenen zu prüfen. Aber das Erbe bestand in folgendem: einem Stück Papier, auf das Spada geschrieben hatte:

»Ich vermache meinem geliebten Neffen meine Koffer und meine Bücher, darunter mein schönes Brevier mit goldenen Ecken, und wünsche, daß er dieses als Andenken an seinen liebenden Onkel aufbewahre.«

Die Erben suchten überall, bewunderten das Brevier, durchsuchten die Möbel und wunderten sich, daß Spada, der reiche Mann, tatsächlich der ärmste Onkel war; von Schätzen keine Spur, es seien denn die in der Bibliothek enthaltenen Schätze der Wissenschaft.

Das war alles. Cesare und sein Vater suchten, wühlten und spionierten; man fand nichts oder wenigstens sehr wenig: für vielleicht tausend Taler Goldschmiedearbeiten und für ebensoviel gemünztes Geld. Aber der Neffe hatte währenddessen Zeit gehabt, beim Nachhausekommen zu seiner Frau zu sagen:

»Suche unter den Papieren meines Onkels, es ist ein wirkliches Testament da.«

Man suchte noch sorgfältiger als die erhabenen Erben; es war vergeblich. Es blieben zwei Paläste und ein Weinberg hinter dem

Palatin. Aber zu jener Zeit hatten Grundstücke nur einen mäßigen Wert; die beiden Paläste und der Weinberg blieben der Familie als unwürdig der Habsucht des Papstes und seines Sohnes.

Monate, Jahre vergingen. Nach dem Tode des Papstes und dem Exil seines Sohnes erwartete man allgemein, daß die Familie die Lebensführung wie zur Zeit des Kardinals Spada fortsetzen werde; das geschah aber nicht. Die Spadas blieben in mittelmäßigen wirtschaftlichen Verhältnissen. Ein ewiges Geheimnis ruhte auf dieser dunklen Geschichte, und das Gerücht meinte, daß Cesare, der ein besserer Politiker als sein Vater war, dem Papst das Vermögen der beiden Kardinäle weggenommen habe; ich sage der beiden, weil der Besitz des Kardinals Rospigliosi, der keine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, vollständig geplündert worden war ...«

Bis so weit«, unterbrach sich Faria lächelnd, »erscheint Ihnen dieses nicht zu unsinnig, nicht wahr?«

»Oh, mein Freund«, antwortete Dantès, »es ist mir vielmehr, als ob ich eine hochinteressante Chronik läse. Bitte fahren Sie fort.«

»Ich fahre fort:

Die Familie fand sich damit ab, größtenteils in Armut zu leben. Die Jahre verflossen; unter den Nachkommen waren die einen Soldaten, die anderen Diplomaten; diese Diener der Kirche, jene Bankiers; einige wurden wieder reich, die andern ruinierten sich gänzlich. Ich komme zu dem letzten der Familie, demjenigen, dessen Sekretär ich war, zu dem Grafen von Spada.

Ich hatte ihn sehr oft über das Mißverhältnis seines Vermögens zu seinem Range klagen hören; ich gab ihm deshalb den Rat, das Wenige, was ihm blieb, in einer Leibrente anzulegen. Er befolgte den Rat und verdoppelte so sein Einkommen.

Das erwähnte Brevier war in der Familie geblieben und gehörte zur Zeit dem Grafen von Spada; man hatte es vom Vater auf den Sohn bewahrt, denn die sonderbare Klausel des einzigen aufgefundenen Testaments hatte es zu einer wahren Reliquie gemacht, die mit abergläubischer Verehrung in der Familie hochgehalten wurde.

Es war ein mit den schönsten gotischen Buchstaben ausgemaltes Buch und so schwer von Gold, daß es bei großen Festlichkeiten von einem Diener dem Kardinal vorangetragen worden war.

Der Anblick der Papiere aller Art, Urkunden, Kontrakte, Pergamente, die man in den Archiven der Familie aufbewahrte und die alle von dem vergifteten Kardinal herstammten, reizte auch mich dazu, wie vielleicht zwanzig Intendanten und Sekretäre vor mir, die gewaltigen Aktenstöße durchzustöbern; trotz meines eifrigen Suchens fand ich nichts.

Indessen hatte ich mich jedoch mit der Familie Borgia beschäftigt, sogar deren eingehende Geschichte geschrieben, in der einzigen Absicht, mich zu versichern, ob beim Tod meines Kardinals Spada das Vermögen der Borgias einen Zuwachs bekommen habe, aber ich hatte nur herausgefunden, daß das Vermögen des Kardinals Rospigliosi auf die Borgias übergegangen war.

Ich war also ziemlich sicher, daß das Erbe weder den Borgias noch der Familie zugute gekommen war, sondern herrenlos geblieben war. Ich berechnete immer und immer wieder die Einkünfte und Ausgaben der Familie seit dreihundert Jahren; alles war unnütz, ich wurde nicht klüger und der Graf von Spada nicht reicher.

Der Graf starb. Von seiner Leibrente hatte er seine Familienpapiere, seine aus fünftausend Bänden bestehende Bibliothek und sein berühmtes Brevier ausgenommen. Er vermachte mir alles mit etwa tausend römischen Talern in barem Geld, unter der Bedingung, daß ich jährlich Messen lesen ließe und einen Stammbaum sowie eine Geschichte seines Hauses schriebe, was ich auch sehr gewissenhaft tat.

Im Jahre 1807, einen Monat vor meiner Verhaftung und vierzehn Tage nach dem Tode des Grafen von Spada, am fünfundzwanzigsten Dezember, las ich zum tausendsten Male diese Papiere wieder durch und brachte sie in Ordnung, denn da das Palais von jetzt ab einem Fremden gehörte, wollte ich Rom verlassen und nach Florenz ziehen.

Ermüdet von dieser Arbeit und mich infolge einer etwas schweren Mahlzeit nicht ganz wohl fühlend, ließ ich meinen Kopf auf die Hände sinken und schlief ein.

Ich erwachte, als die Uhr sechs schlug. Es war völlig dunkel. Ich klingelte, damit Licht gebracht würde; niemand kam. Ich nahm mit der einen Hand eine bereitstehende Kerze und suchte, da in der Schachtel keine Streichhölzer mehr waren, mit der anderen nach einem Stück Papier, das ich an einem letzten Flammenrest im Kamin anzünden wollte. Ich fürchtete indessen, in der Dunkelheit irgendein wertvolles Papier zu nehmen, und zögerte; da fiel mir ein, daß ich in dem Familienbrevier, das neben mir auf dem Tisch lag, ein altes, oben ganz vergilbtes Papier gesehen hatte, das jahrhundertlang an seiner Stelle geblieben war.

Ich tastete nach, diesem für wertlos gehaltenen Papier, fand es, drehte es zusammen, hielt es an die erlöschende Flamme und zündete es an.

Aber wie durch Zauber sah ich in dem Maße, wie die Flamme aufstieg, gelbe Schriftzüge auf dem weißen Papier erscheinen; erschreckt löschte ich die Flamme, zündete die Kerze direkt am Kamin an, öffnete mit unbeschreiblicher Erregung das zerknitterte Papier und erkannte, daß das Papier mit einer sympathetischen Tinte beschrieben war, so daß die Schrift nur bei starker Erwärmung des Papiers zum Vorschein kam. Etwas über ein Drittel des Papiers war durch die Flamme zerstört worden; es ist das Papier, das Sie heute morgen gelesen haben. Lesen Sie es nochmals, Dantès, und dann werde ich Ihnen die unterbrochenen Sätze und den unvollständigen Sinn ergänzen.«

Mit diesen Worten reichte Faria Dantès das Papier, der diesmal voll Interesse folgende mit einer fuchsigen, rostähnlichen Tinte geschriebene Worte las:

*»Am gegenwärtigen Tage, dem 25. April 1498,
Seiner Heiligkeit Alexander VI. zu Tisch geladen
daß er, nicht zufrieden damit, daß er mi
hut hat bezahlen lassen, mich auch beerben u
der an Gift gestorbenen Kardinäle Caprar
bereiten will, erkläre ich meinem Neffen Guido Sp
versalerben, daß ich an einem Orte, den er kennt,
mit mir besucht hat, das heißt in den Grotte
Monte Christo, alles vergraben habe, was ich an B
Gelde, Edelsteinen, Diamanten und Kleinodi
allein die Existenz dieses Schatzes kenne, d
zwei Millionen römische Taler belaufen kann
wenn er, von dem kleinen Hafen an der Osts
tung ab gerechnet, den zwanzigsten Felsen
nungen sind in diese Grotten gearbeitet; der Sch
dem entferntesten Winkel der zweiten. Diesen S
ihm, als meinem einzigen Erben, zum ausschl
Am 25. April 1498. Ces*

»Jetzt«, sagte der Abbé, »lesen Sie dieses Papier.« Und er reichte Dantès ein anderes Blatt mit anderen Zeilenfragmenten. Dantès nahm es und las:

*da ich von
bin und fürchte,
ch den Kardinals-
nd mir das Schicksal
a und Bentivoglio
ada, meinem Uni-
weil er denselben
n der kleinen Insel
arren, gemünztem
en besaß, daß ich*

*er sich auf ungefähr
und den er finden wird,
eite in gerader Rich-
aufhebt. Zwei Öff-
atz befindet sich in
chatz vermache ich
ießlichen Eigentum.
are † Spada.«*

Faria wandte kein Auge von ihm.

»Und jetzt«, sagte er, als er gesehen hatte, daß Dantès bei der letzten Zeile angekommen war, »halten Sie beide Bruchstücke zusammen und urteilen Sie selbst.«

Dantès gehorchte; die beiden zusammengehaltenen Bruchstücke gaben folgendes Ganze:

»Am gegenwärtigen Tage, dem 25. April 1498, da ich von Seiner Heiligkeit Alexander VI. zu Tisch geladen bin und fürchte, daß er, nicht zufrieden damit, daß er mich den Kardinalshut hat bezahlen lassen, mich auch beerben und mir das Schicksal der an Gift gestorbenen Kardinäle Caprara und Bentivoglio bereiten will, erkläre ich meinem Neffen Guido Spada, meinem Universalerben, daß ich an einem Orte, den er kennt, weil er denselben mit mir besucht hat, das heißt in den Grotten der kleinen Insel Monte Christo, alles vergraben habe, was ich an Barren, gemünztem Gelde, Edelsteinen, Diamanten und Kleinodien besaß, daß ich allein die Existenz dieses Schatzes kenne, der sich auf ungefähr zwei Millionen römische Taler belaufen kann und den er finden wird, wenn er, von dem kleinen Hafen an der Ostseite in gerader Richtung ab gerechnet, den zwanzigsten Felsen aufhebt. Zwei Öffnungen sind in diese Grotten gearbeitet; der Schatz befindet sich in dem entferntesten Winkel der zweiten. Diesen Schatz vermache ich ihm, als meinem einzigen Erben, zum ausschließlichen Eigentum.

Am 25. April 1498.

Cesare † Spada.«

»Nun, verstehen Sie endlich?« fragte Faria.

»Dies war die Erklärung des Kardinals Spada und das so lange gesuchte Testament?« entgegnete Edmund noch immer ungläubig.

»Ja, und tausendmal ja!«

»Wer hat es so ergänzt?«

»Ich, der ich mit Hilfe des übriggebliebenen Fragments den Rest erraten habe, indem ich die Länge der Zeilen nach der des Papiers maß.«

»Und was haben Sie getan, nachdem Sie diese Entdeckung gemacht hatten?«

»Ich bin sofort abgereist und habe den Anfang meiner großen Arbeit über die Einheit Italiens mitgenommen; aber die kaiserliche Polizei, die – im Gegensatz zu dem, was Napoleon später, als ihm ein Sohn geboren wurde, gewollt hat – die Teilung der Provinzen wollte, hatte mich im Auge; meine schnelle Abreise, deren Ursache zu erraten sie weit entfernt war, erweckte ihren Argwohn, und in dem Augenblick, wo ich mich zu Piombino einschiffte, wurde ich verhaftet.«

»Jetzt«, fuhr Faria fort, indem er Dantès mit väterlichem Ausdruck ansah, »jetzt, mein Freund, wissen Sie ebensoviel wie ich; wenn wir je zusammen entfliehen, so gehört Ihnen die Hälfte meines Schatzes; wenn ich hier sterbe und Sie allein entfliehen sollten, gehört er Ihnen ganz.«

»Aber«, fragte Dantès zögernd, »gibt es niemand, der mehr Recht auf den Schatz hat als wir?«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich, die Familie ist ausgestorben; der letzte Graf Spada hat mich zudem zu seinem Erben gemacht; indem er mir das symbolische Brevier vermachte, vermachte er mir, was es enthielt. Sie können ruhig sein: Wenn wir die Hand auf dieses Vermögen legen, können wir es ohne Gewissensbisse genießen.«

»Und Sie sagen, der Schatz enthielte ...«

»Zwei Millionen römische Taler, ungefähr dreizehn Millionen in unserem Geld.«

»Unmöglich!« rief Dantès, durch diese ungeheure Zahl erschreckt.

»Unmöglich! Und weshalb?« entgegnete der Greis. »Die Familie Spada war eine der ältesten und mächtigsten des fünfzehnten Jahrhunderts. Zudem sind in jenen Zeiten diese Anhäufungen von Gold und Juwelen nicht selten; es gibt noch heute römische Familien, die mit einer Million in Diamanten und Geschmeide, die ihnen als Majorat zugefallen sind und die sie nicht anrühren können, vor Hunger sterben.«

Edmund glaubte zu träumen; er schwankte zwischen Ungläubigkeit und Freude.

»Ich habe«, fuhr Faria fort, »das Geheimnis nur darum so lange vor Ihnen gehütet, um Sie erst zu erproben und dann zu überraschen. Wären wir vor meinem Schlaganfall entwichen, so hätte ich Sie nach Monte Christo geführt; jetzt«, setzte er seufzend hinzu, »werden Sie mich dorthin führen. Nun, Dantès, Sie danken mir nicht?«

»Dieser Schatz gehört Ihnen, mein Freund«, erwiderte Dantès. »Ihnen allein, und ich habe kein Recht darauf, ich bin nicht Ihr Verwandter.«

»Sie sind mein Sohn, Dantès!« rief der Greis. »Sie sind das Kind meiner Gefangenschaft. Mein Stand verurteilt mich zur Ehelosigkeit: Gott hat Sie mir geschickt, um den Mann zu trösten, der nicht Vater sein konnte, und den Gefangenen, der nicht frei sein konnte.«

Und Faria streckte den Arm, den er noch gebrauchen konnte, nach dem jungen Manne aus, der ihm weinend um den Hals fiel.

DER DRITTE ANFALL

Jetzt, da der Schatz, mit dem sich der Abbé solange in Gedanken beschäftigt hatte, das künftige Glück dessen, den er wie einen Sohn liebte, sichern konnte, hatte er in seinen Augen noch größeren Wert erhalten. Jeden Tag erging er sich über die Höhe dieses Schatzes und setzte Dantès auseinander, wieviel Gutes man in unserer Zeit mit dreizehn oder vierzehn Millionen seinen Freunden tun könne; dann verfinsterte sich Dantès' Gesicht, denn dieser gedachte seines Racheschwurs und wieviel Böses man mit einem solchen Vermögen seinen Feinden antun könne.

Der Abbé kannte die Insel Monte Christo nicht, Dantès aber kannte sie: Sie lag zwischen der Insel Elba und Korsika; er war oft daran vorbeigefahren und hatte auch einmal dort angelegt.

Diese Insel war stets und ist noch heute gänzlich unbewohnt, ein öder kegelförmiger Felsen, den ein vulkanischer Ausbruch aus der Tiefe an die Oberfläche des Meeres heraufgetrieben hat.

Dantès entwarf dem Abbé den Plan der Insel, und Faria gab ihm Ratschläge über die Maßnahmen, den Schatz aufzufinden.

Aber Dantès war bei weitem nicht so zuversichtlich wie der Greis; gewiß war er jetzt sicher, daß Faria nicht irrsinnig war, und die Art, wie dieser zu der Entdeckung gekommen war, hatte die Bewunderung des jungen Mannes für ihn noch erhöht; aber er konnte nicht glauben, daß, selbst wenn dieser Schatz wirklich einmal vorhanden gewesen war, er sich jetzt noch dort befand.

Als ob aber das Schicksal den Gefangenen ihre letzte Hoffnung nehmen und ihnen hätte zu verstehen geben wollen, daß sie zu ewigem Kerker verurteilt seien, trat ein neues Unglück für sie ein: die Außengalerie, die seit langer Zeit baufällig war, wurde neu hergerichtet; die Mauern wurden ausgebessert und das von Dantès schon halb wieder ausgefüllte Loch mit großen Bruchsteinen verstopft. Ohne diese dem jungen Mann von Faria geratene Vorsichtsmaßregel wäre das Unglück noch weit größer gewesen, denn man hätte ihre Fluchtvorbereitungen entdeckt und sie unfehlbar getrennt.

»Sie sehen wohl«, sagte der junge Mann zu Faria, »daß Gott mir sogar das Verdienst dessen nehmen will, was Sie meine selbstlose Hingabe für Sie nennen. Ich habe Ihnen versprochen, ewig bei Ihnen zu bleiben, und kann jetzt gar nicht mehr in die Lage kommen, mein Versprechen nicht zu halten; ich werde den Schatz ebensowenig besitzen wie Sie, und wir werden beide nicht von hier fort kommen. Übrigens ist mein wahrer Schatz ja nicht der auf Monte Christo vergrabene, sondern es ist Ihre Gegenwart, unser tägliches Zusammensein trotz der Wärter, es ist alles das, was Sie mich gelehrt haben; das ist mein Schatz, damit haben Sie mich reich und glücklich gemacht. Glauben Sie mir, das ist für mich mehr wert als Tonnen Goldes und Haufen von Diamanten. Daß Sie bei mir sind, daß Ihre beredte Stimme mich belehrt, meinen Geist bildet und meine Seele stärkt und großer und schrecklicher Dinge fähig macht, für den Fall, daß ich je wieder frei werde, so daß die Verzweiflung, der ich mich zu überlassen im Begriff stand, als ich Sie kennenlernte, keinen Platz mehr in meiner Brust findet, das ist mein Vermögen, und alle Fürsten der Erde würden es mir nicht entreißen können.«

Waren so die folgenden Tage für die beiden Gefangenen auch nicht glücklich, so gingen sie doch ziemlich schnell dahin. Faria, der so lange Jahre hindurch über seinen Schatz Stillschweigen bewahrt hatte, sprach jetzt bei jeder Gelegenheit davon. Wie er vorausgesehen hatte, war er am rechten Arm und am linken Bein gelähmt geblieben und hatte nun fast alle Hoffnung verloren, seinen Schatz selbst

genießen zu können; aber er träumte für seinen jungen Genossen stets von Befreiung oder Flucht und genoß für ihn den Schatz. Aus Furcht, daß der Brief einmal abhanden kommen könnte, hatte er ihn Dantès auswendig lernen lassen. Dann hatte er die Ergänzung des Briefes vernichtet. Stundenlang gab Faria dem jungen Mann Anweisungen für die Zeit, da er frei sein würde: Er sollte sich sofort nach Monte Christo begeben, dort unter irgendeinem keinen Argwohn erregenden Vorwand allein bleiben, die Grotten aufsuchen und an der bezeichneten Stelle nachgraben.

Faria hatte seine ganze Geistesschärfe wiedererlangt und allmählich seinen jungen Genossen außer den anderen Kenntnissen auch jenes geduldige und erhabene Gewerbe des Gefangenen gelehrt, der aus nichts etwas zu machen versteht. Sie beschäftigten sich also unausgesetzt, Faria aus Furcht davor, gänzlich hilflos zu werden, Dantès aus Furcht davor, sich seiner fast erloschenen Vergangenheit zu erinnern.

Eines Nachts erwachte Edmund plötzlich und glaubte zu hören, daß man ihn gerufen habe.

Er öffnete die Augen und versuchte die Dunkelheit zu durchdringen.

Eine klagende Stimme, die sich bemühte, seinen Namen zu sprechen, drang zu ihm.

Er richtete sich auf und lauschte, während ihm der Angstschweiß auf der Stirn stand. Kein Zweifel, die Klagelaute kamen aus dem Kerker seines Gefährten.

Dantès rückte sein Bett ab, zog den Stein aus der Öffnung, stieg eiligst in den Gang und kam am andern Ende an; die Platte war in die Höhe gehoben.

Beim Licht der kleinen Lampe, die sich der Abbé selbst gemacht hatte, sah Edmund den Greis. Er hielt sich noch aufrecht und klammerte sich totenbleich an die Pfosten seines Betts. Seine Züge waren von jenen schrecklichen Symptomen verzerrt, die Edmund schon kannte und die ihn beim erstenmal so erschreckt hatten.

»Nun, lieber Freund«, sagte Faria ergebungsvoll, »Sie verstehen, nicht wahr? Ich brauche Ihnen nichts mehr zu sagen!«

Edmund stieß einen Schreckensruf aus und wollte, völlig den Kopf verlierend, nach der Tür stürzen, indem er »Hilfe! Hilfe!« rief.

Faria hatte noch die Kraft, ihn am Arm zurückzuhalten.

»Ruhig«, sagte er, »oder Sie sind verloren. Lassen Sie uns jetzt nur noch an Sie denken, daran, Ihnen Ihre Gefangenschaft erträglich oder eine Flucht möglich zu machen. Sie bedürften Jahre, um alles das noch einmal zu machen, was ich hier gemacht habe und was, wenn unsere Wächter von unserem Einvernehmen erführen, sofort vernichtet würde. Übrigens beruhigen Sie sich, lieber Freund, der Kerker, den ich zu verlassen im Begriff bin, wird nicht lange leer bleiben; ein anderer Unglücklicher wird meine Stelle einnehmen. Diesem anderen werden Sie wie ein rettender Engel erscheinen. Er wird vielleicht jung, stark und geduldig sein wie Sie und Ihnen bei Ihrer Flucht helfen können, während ich sie doch nur verhindert habe; Sie werden dann nicht mehr an eine halbe Leiche gebunden sein, die Ihre Bewegungen hemmt. Gott tut endlich etwas für Sie, er gibt Ihnen mehr, als er Ihnen nimmt, und es ist Zeit, daß ich sterbe.«

Edmund vermochte nur die Hände zu falten und zu bitten:

»O mein Freund, mein Freund, schweigen Sie!«

Dann fand er seine Kraft und seinen Mut wieder.

»Oh«, sagte er, »ich habe Sie schon einmal gerettet und werde Sie zum zweitenmal retten.«

Und er hob den Fuß des Bettes hoch und nahm das Fläschchen heraus, das noch zu einem Drittel mit der roten Flüssigkeit gefüllt war.

»Sehen Sie«, sagte er, »es ist noch etwas von dem rettenden Trank da. Sagen Sie mir schnell, was ich diesmal zu tun habe. Sind neue Anweisungen zu beachten? Sprechen Sie, schnell, schnell!«

»Es ist keine Hoffnung mehr«, antwortete Faria, den Kopf schüttelnd, »doch einerlei, Gott will, daß der Mensch, den er geschaf-

fen und dem er die Liebe zum Leben ins Herz gepflanzt hat, sein möglichstes tue, um dieses manchmal so mühselige Dasein zu erhalten.«

»Ja, ja«, rief Dantès, »und ich werde Sie retten!«

»Wohlan, versuchen Sie es denn! Der Frost ergreift mich; ich fühle das Blut nach dem Gehirn strömen; das entsetzliche Zittern beginnt meinen ganzen Körper zu schütteln; in fünf Minuten wird das Übel mich ergreifen, in einer Viertelstunde wird nur noch eine Leiche von mir übrig sein.«

»Gott! O Gott!« rief Dantès, dem der Schmerz das Herz zerriß.

»Verfahren Sie gradeso wie das erstemal, nur warten Sie nicht so lange. Die Lebenskräfte sind jetzt sehr gering, und der Tod«, fuhr der Greis, auf seine gelähmten Glieder zeigend, fort, »braucht nur noch die halbe Arbeit zu verrichten. Gießen Sie mir zwölf statt zehn Tropfen in den Mund, und sehen Sie dann, daß ich nicht wieder zu mir komme, so flößen Sie mir auch den Rest ein. Jetzt tragen Sie mich auf mein Bett, denn ich kann mich nicht mehr aufrecht halten.«

Edmund nahm den Greis in die Arme und legte ihn auf das Bett.

»Und nun«, sagte Faria, »Freund, einziger Trost meines kummervollen Lebens, Sie, den der Himmel mir gesandt hat: In dem Augenblick, wo ich für immer von Ihnen scheidet, wünsche ich Ihnen alles Glück, alles Wohlergehen, das Sie verdienen; mein Sohn, ich segne Sie!« – Der junge Mann fiel auf die Knie und verbarg sein Gesicht in dem Bett des Greises.

»Aber vor allem hören Sie wohl, was ich Ihnen in diesem letzten Augenblick sage: Der Schatz der Spadas existiert! Gott gestattet mir, in die Ferne zu schauen. Ich sehe ihn im Hintergrund der zweiten Höhle; meine Augen dringen in die Tiefe der Erde und sind geblendet von so viel Reichtümern. Gelingt es Ihnen zu fliehen, so erinnern Sie sich, daß der arme Abbé, den jeder für verrückt hielt,

nicht irrsinnig war; eilen Sie nach Monte Christo, benutzen Sie unser Vermögen für sich. Sie haben genug gelitten ...«

Ein heftiger Anfall unterbrach den Greis; Dantès blickte auf und sah, wie die Augen rot wurden; es schien, als ob eine Blutwelle von der Brust nach der Stirn stieg.

»Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!« murmelte der Greis, indem er krampfhaft die Hand des jungen Mannes drückte. »Leben Sie wohl! ...«

»Oh, noch nicht, noch nicht«, rief Edmund Dantès; »verlassen Sie mich noch nicht. O Gott, rette ihn! ... Hilfe! ... Hilfe! ...«

»Still, still!« murmelte der Sterbende. »Damit man uns nicht trennt, wenn Sie mich retten!«

»Sie haben recht. Ja, ja, seien Sie ruhig, ich rette Sie. Sie scheinen weniger zu leiden als das letztmal.«

»Oh, täuschen Sie sich nicht; ich leide weniger, weil mir nur noch wenige Kräfte zum Leiden geblieben sind. Oh, das ist der Tod ... er kommt ... es ist zu Ende ... mein Gesicht erlischt ... mein Bewußtsein schwindet ... Ihre Hand, Dantès! ... Leben Sie wohl! ... Leben Sie wohl!«

Mit einem letzten Zusammenraffen all seiner Kräfte richtete er sich nochmals auf und sagte:

»Monte Christo! Vergessen Sie nicht Monte Christo!«

Dann fiel er auf das Bett zurück.

Der Anfall war schrecklich; die Glieder verrenkten sich, die Augen traten aus den Höhlen, blutiger Schaum bedeckte die Lippen, und schließlich blieb ein bewegungsloser Körper auf dem Schmerzenslager zurück.

Dantès nahm die Lampe und stellte sie am Kopfende des Betts auf einen vorspringenden Stein, von wo ihr zitterndes Licht dieses entstellte Gesicht und diesen leblosen Körper mit seltsamem und phantastischem Scheine beleuchtete.

Er beobachtete das Gesicht des Abbés und wartete ruhig ab.

Als er den Augenblick gekommen glaubte, nahm er das Messer, trennte die aufeinandergepreßten Zähne, die diesmal nicht so großen Widerstand leisteten wie das vorige Mal, und flößte dem Abbé zehn Tropfen ein; das Fläschchen enthielt noch ungefähr das Doppelte dessen, was er verbraucht hatte.

Er wartete zehn Minuten, eine Viertelstunde, ein halbe Stunde; nichts rührte sich. Zitternd, mit gestäubtem Haar, kalten Schweiß auf der Stirn, zählte er die Sekunden an den Schlägen seines Herzens.

Dann hielt er die Zeit für gekommen, das letzte Mittel zu versuchen; er hielt das Fläschchen an die violetten Lippen Farias und goß den ganzen Rest hinein, ohne daß er die offen gebliebenen Kiefer hätte zu trennen brauchen.

Die Arznei brachte eine elektrisierende Wirkung hervor; ein heftiges Zittern schüttelte die Glieder des Greises, seine Augen öffneten sich erschreckend weit, er stieß einen Seufzer aus, der wie ein Aufschrei war, dann sank der Körper allmählich wieder in seine Unbeweglichkeit zurück.

Die Augen blieben geöffnet.

Eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stunden verflossen. Während dieser anderthalb Stunden voll Todesangst fühlte Edmund, der sich über seinen Freund beugte und die Hand auf sein Herz legte, den Körper nach und nach erkalten und den Herzschlag immer leiser werden.

Schließlich wich das letzte Leben aus ihm; das Zittern des Herzens hörte auf, das Gesicht wurde wachsfarben, die Augen blieben offen, der Blick erlosch.

Es war sechs Uhr morgens, ein blasser Tagesschein fiel in den Kerker und ließ das erlöschende Licht der Lampe erbleichen. Sonderbare Lichter fuhren über das Gesicht und gaben ihm hin und wieder einen Anschein von Leben. Solange der Kampf zwischen Tag und Nacht gedauert, hatte Dantès noch gezweifelt; sobald aber der Tag gesiegt hatte, erkannte Dantès, daß er mit einer Leiche allein war.

Da packte ihn eine unwiderstehliche Angst, er wagte es nicht mehr, die aus dem Bett heraushängende Hand zu berühren, wagte es nicht mehr, die starren weißen Augen anzusehen, die er mehrmals zu schließen versuchte, die sich aber immer wieder öffneten. Er löschte die Lampe aus, versteckte sie sorgfältig und floh in seine Zelle, nachdem er die Steinplatte, so gut es ging, wieder über seinem Kopf eingefügt hatte.

Es war übrigens Zeit, denn der Wärter mußte bald kommen.

Diesmal begann er seinen Rundgang bei Dantès, von dessen Kerker aus er sich nach der Zelle Farias begab, dem er Frühstück und Wäsche brachte.

Nichts deutete übrigens darauf hin, daß der Mann von dem Unglück Kenntnis hatte. Er entfernte sich wieder.

Dantès wurde von einer unbeschreiblichen Ungeduld ergriffen zu wissen, was sich in dem Kerker seines unglücklichen Freundes zutragen würde; er stieg deshalb wieder in den unterirdischen Gang und kam gerade zurecht, um zu hören, wie der Schließer die anderen herbeirief.

Bald kamen die anderen Schließer; dann hörte man den schweren und regelmäßigen Schritt von Soldaten. Hinter den Soldaten kam der Gouverneur.

Edmund hörte, wie der Leichnam auf dem Bett hin und her bewegt wurde; er hörte die Stimme des Gouverneurs, der befahl, dem Leblosen Wasser ins Gesicht zu spritzen. Da er sah, daß der Gefangene trotzdem nicht wieder zu sich kam, ließ er den Arzt holen.

Der Gouverneur ging, und einige Worte der Teilnahme, untermischt mit Lachen und Spotten, gelangten an Dantès' Ohr.

»Na«, sagte der eine, »der Verrückte ist zu seinen Schätzen gegangen; glückliche Reise!«

»Er wird bei all seinen Millionen nicht so viel haben, um sein Totentuch zu bezahlen«, sagte ein anderer.

»Oh«, entgegnete eine dritte Stimme, »die Totentücher des Schlosses If sind nicht teuer.«

»Vielleicht stürzt man sich seinetwegen in Unkosten, da er ein Mann der Kirche war.«

»Dann wird er die Ehre des Sackes haben.«

Edmund horchte, ohne ein Wort zu verlieren, verstand aber von alledem nicht viel. Bald schwiegen die Stimmen, und es schien ihm, als ob die Anwesenden die Zelle verließen. Er wagte jedoch nicht hineinzugehen; man konnte einen Schließer zur Bewachung des Toten zurückgelassen haben.

Er blieb deshalb stumm und unbeweglich auf derselben Stelle und hielt den Atem an.

Nach ungefähr einer Stunde wurde die Stille durch ein Geräusch unterbrochen.

Es war der Gouverneur, der, gefolgt von dem Arzt und mehreren Offizieren, zurückkam.

Ein Augenblick der Stille entstand; der Arzt ging an das Bett und untersuchte die Leiche.

Bald begannen die Fragen.

Der Arzt analysierte das Übel, von dem der Gefangene befallen war, und erklärte ihn für tot.

Fragen und Antworten geschahen mit einer Gleichgültigkeit, die Dantès empörte; ihm war es, als ob jeder für den armen Abbé einen Teil der Liebe empfinden müßte, die er für ihn hegte.

»Es tut mir leid, was Sie mir da ankündigen«, sagte der Gouverneur zu dem Arzt, »es war ein ruhiger, harmloser Gefangener, spaßig in seiner Verrücktheit und besonders leicht zu überwachen.«

»Oh«, meinte der Schließer, »man hätte ihn gar nicht zu überwachen brauchen, er wäre fünfzig Jahre hier geblieben, ohne auch nur einen Fluchtversuch zu unternehmen, dafür bürgte ich.«

»Indessen«, nahm der Gouverneur wieder das Wort, »ohne an Ihrer Wissenschaft zu zweifeln, wäre es doch meiner eigenen Ver-

antwortlichkeit wegen erforderlich, uns zu versichern, daß er auch wirklich tot ist.«

Es entstand eine Stille, während der, wie der horchende Dantès glaubte, der Arzt zum zweitenmal die Leiche untersuchte.

»Sie können beruhigt sein«, sagte der Arzt dann; »er ist tot, dafür büрге ich.«

»Sie wissen«, antwortete der Gouverneur, »daß wir uns in ähnlichen Fällen nicht mit der einfachen Untersuchung begnügen; erledigen Sie also trotz allen Anscheins die Formalitäten, die das Gesetz vorschreibt.«

»Dann mache man die Eisen heiß«, sagte der Arzt; »aber es ist wahrhaftig eine überflüssige Vorsicht.«

Dieser Befehl, die Eisen heiß zu machen, ließ Dantès erbeben.

Man hörte schnelle Schritte und das Knarren der Tür. Nach einigen Augenblicken trat ein Schließer ein und sagte:

»Hier ist die Kohlenpfanne mit einem Eisen.«

Einen Augenblick war alles still, dann hörte man das Zischen verbrannten Fleisches, und der ekelhafte Geruch drang selbst durch die Mauer, hinter der Dantès mit Entsetzen lauschte.

Bei diesem Geruch von verkohltem Menschenfleisch trat dem jungen Mann der Schweiß auf die Stirn, und er glaubte ohnmächtig zu werden.

»Sie sehen, daß er tot ist«, sagte der Arzt; »dieses Brennen am Hacken ist entscheidend; der arme Verrückte ist von seiner Narrheit geheilt und seiner Gefangenschaft ledig.«

»Nannte er sich nicht Faria?« fragte einer der Offiziere, die den Gouverneur begleiteten.

»Jawohl, und nach seiner Behauptung wäre das ein alter Name. Übrigens war er sehr gelehrt und sogar ziemlich vernünftig in allem, was nicht seinen Schatz betraf; hier aber war er unverbesserlich.«

»Wir nennen diese Krankheit Monomanie«, sagte der Arzt gleichgültig.

»Sie hatten sich nie über ihn zu beklagen?« fragte der Gouverneur den Wärter, der dem Abbé die Speisen zu bringen gehabt hatte.

»Nie, niemals«, antwortete der Schließer, »im Gegenteil, er amüsierte mich mit seinen Geschichten. Eines Tages, als meine Frau krank war, hat er mir sogar ein Rezept gegeben, das geholfen hat.«

»Ah«, sagte der Arzt, »ich wußte nicht, daß ich es mit einem Kollegen zu tun hatte. Hoffentlich, Herr Gouverneur«, fügte er lachend hinzu, »werden Sie ihn danach behandeln.«

»Ja, ja, seien Sie unbesorgt, er soll anständig in dem neuesten Sack, der aufzufinden ist, bestattet werden. Sind Sie zufrieden?«

»Müssen wir diese letzte Formalität in Ihrer Gegenwart erfüllen, Herr Gouverneur?« fragte einer der Schließer.

»Allerdings, aber schnell; ich kann nicht den ganzen Tag hier in der Zelle bleiben.«

Wiederum entfernten sich Schritte und kamen wieder. Einen Augenblick darauf hörte Dantès Leinwand knistern, die Federn des Bettes knarrten, der schwere Tritt eines Mannes, der eine Last trägt, ertönte auf den Platten, dann knarrte das Bett von neuem unter der Last, die man wieder darauf legte.

»Auf heute abend!« sagte der Gouverneur.

»Findet eine Messe statt?« fragte einer der Offiziere.

»Unmöglich«, antwortete der Gouverneur, »der Kaplan hat mich gestern um Urlaub zu einer achttägigen Reise gebeten; ich habe mich für alle meine Gefangenen während dieser Zeit verbürgt. Der arme Abbé hätte sich nicht so beeilen sollen, dann hätte er sein Requiem bekommen.«

»Pah«, meinte der Arzt, »er ist ein Mann der Kirche, und der liebe Gott wird auf seinen Stand Rücksicht nehmen und der Hölle nicht das boshafte Vergnügen gewähren, ihr einen Priester zu schicken.«

Ein lautes Gelächter folgte diesem schlechten Witz.

Während dieser Zeit knarrte das Bett oft.

»Auf heute abend!« sagte endlich der Gouverneur.

»Um welche Zeit?« fragte der Schließer.

»Nun, gegen zehn oder elf.«

»Soll der Tote bewacht werden?«

»Wozu? Man schließt die Zelle ab, als ob er lebe, weiter nichts.«

Dann entfernten sich die Schritte, die Stimmen wurden schwächer, die Tür wurde zugeschlagen, und das Schloß und die Riegel knarrten. Eine Stille, trauriger als diejenige der Einsamkeit, die Stille des Todes, legte sich auf alles, auch auf die Seele des jungen Mannes.

Dann hob er mit dem Kopf langsam die Platte und warf einen forschenden Blick in die Zelle.

Die Zelle war leer; Dantès kam aus dem Gang hervor.

DER FRIEDHOF DES SCHLOSSES IF

Auf dem Bett lag, schwach beleuchtet von dem durch das Fenster hereinfallenden Licht eines nebligen Tages, ein Sack aus grober Leinwand, unter dessen großen Falten sich undeutlich eine lange, starre Form abzeichnete.

Dantès setzte sich an das Kopfende des Bettes und versank in düstere Schwermut.

Also war alles aus; er war wieder allein, wieder zurückgesunken in die Stille, befand sich wieder im Angesicht des Nichts!

Der Gedanke an Selbstmord, den sein Freund durch seine Gegenwart vertrieben hatte, richtete sich wieder wie ein Gespenst neben dem Leichnam Farias auf.

»Wenn ich sterben könnte«, sagte er, »ginge ich hin, wo er ist, und fände ihn sicherlich wieder. Aber wie sterben? Es ist sehr leicht«, fügte er hinzu; »ich bleibe hier, falle über den ersten, der eintritt, her, erdrossele ihn und werde geköpft.«

Aber Dantès fuhr vor der Vorstellung dieses schändlichen Todes zurück, und an die Stelle der Verzweiflung trat plötzlich ein brennendes Verlangen nach Leben und Freiheit.

»Sterben? O nein«, rief er, »es ist nicht der Mühe wert, so lange gelebt, so lange gelitten zu haben, um jetzt zu sterben! Nein, ich will leben, ich will kämpfen bis zum äußersten; nein, ich will das Glück wiedererobern, das man mir geraubt hat. Ich habe noch, ehe ich sterbe, meine Henker zu bestrafen und vielleicht, wer weiß, auch

einige Freunde zu belohnen! Aber jetzt wird man mich hier vergessen, und ich werde meinen Kerker nur wie Faria verlassen.«

Aber bei diesem Wort blieb Edmund unbeweglich, mit starrem Blick, wie jemand, dem plötzlich ein Gedanke kommt, der ihn erschreckt. Dann erhob er sich, faßte sich an den Kopf, schritt einige Male schnell durch den Raum und blieb wieder vor dem Bett stehen.

»Oh, oh«, murmelte er, »wer schickt mir diesen Gedanken? Da nur die Toten frei von hier fortkommen, so will ich die Stelle des Toten einnehmen.«

Und schnell, als ob er den Gedanken keine Zeit lassen wollte, diesen verzweifelten Entschluß wieder umzustößen, beugte er sich über den Sack, öffnete ihn mit dem Messer, das Faria gemacht hatte, zog den Leichnam aus dem Sack, trug ihn in seine Zelle, legte ihn auf sein Bett, umwickelte den Kopf mit dem Leinwandfetzen, den er selbst zu benutzen pflegte, deckte ihn mit der Decke zu, küßte noch ein letztes Mal die eisige Stirn und wandte das Gesicht nach der Mauer, damit der Schließer, wenn er das Abendbrot brachte, glauben sollte, daß er sich, wie er oft zu tun pflegte, zu Bett gelegt habe. Dann stieg er wieder in den Gang, zog das Bett an die Mauer, kehrte in die andere Zelle zurück, nahm aus dem Schrank Nadel und Faden, warf seine Lumpen ab, damit man sein nacktes Fleisch unter der Leinwand fühlte, kroch in den Sack, nahm die Lage an, die vorher der Leichnam gehabt hatte, und nähte den Sack von innen zu.

Wäre man in diesem Augenblick in die Zelle getreten, so hätte man sein Herz klopfen hören.

Dantès hätte wohl bis nach der Abendrunde warten können, aber er fürchtete, daß der Gouverneur sich anders besänne und man den Leichnam früher holen könnte.

Auf alle Fälle stand jetzt sein Plan fest.

Wenn die Totengräber während des Transports erkannten, daß sie einen Lebenden statt eines Toten trugen, so wollte er ihnen kei-

ne Zeit zum Besinnen lassen, sondern mit einem kräftigen Messerschnitt den Sack von oben bis unten öffnen, ihren Schrecken benutzen und entweichen; sollten sie ihn festhalten wollen, so wollte er von seinem Messer Gebrauch machen.

Wenn man ihn auf den Kirchhof brächte und in ein Grab legte, so wollte er sich mit Erde bedecken lassen und dann, da es Nacht war, sofort nach dem Weggang der Totengräber sich einen Weg durch die weiche Erde bahnen und entfliehen; er hoffte, daß das Gewicht nicht so groß sein werde, daß er sich nicht erheben könnte.

Täuschte er sich und wäre im Gegenteil die Erde zu schwer, so stürbe er, und alles wäre zu Ende.

Dantès hatte seit gestern abend nichts gegessen, aber er hatte am Morgen nicht ans Essen gedacht und dachte auch jetzt nicht daran. Seine Lage war zu bedenklich, als daß er noch Zeit gehabt hätte, an etwas anderes zu denken.

Die erste Gefahr für Dantès bestand darin, daß der Schließer, wenn dieser ihm um sieben Uhr sein Essen brachte, die Vertauschung bemerken konnte. Zum Glück hatte er früher oft im Bett gelegen, wenn der Wärter kam, und in diesem Falle setzte der Mann gewöhnlich Brot und Suppe auf den Tisch und entfernte sich wieder, ohne ein Wort zu sprechen.

Diesmal aber konnte der Schließer von seiner Gewohnheit abweichen, mit dem Gefangenen sprechen und, wenn dieser keine Antwort gab, an das Bett herantreten; dann war alles entdeckt.

Als die siebente Abendstunde herankam, begann die schlimmste Angst des jungen Mannes. Die eine Hand preßte er aufs Herz und versuchte die Schläge zu mäßigen, mit der andern wischte er sich den Schweiß vom Gesicht. Von Zeit zu Zeit ergriff ein Zittern seinen ganzen Körper; es war ihm, als ob sein Herz in einem eisigen Schraubstock zusammengepreßt würde und er sterben müßte.

Die Stunden verstrichen, ohne daß irgendeine Bewegung im Schloß bemerkbar wurde, und Dantès erkannte, daß er der ersten Gefahr entronnen war; das war eine gute Vorbedeutung. Endlich,

um die vom Gouverneur bestimmte Zeit, ließen sich Schritte auf der Treppe vernehmen. Edmund erkannte, daß der Augenblick gekommen war; er nahm all seinen Mut zusammen und hielt den Atem an. Hätte er zugleich auch nur das stürmische Pulsieren seiner Adern anhalten können!

Man machte vor der Tür halt; es war ein doppelter Schritt. Dantès erriet, daß es die beiden Totengräber seien, die ihn holen wollten. Diese Vermutung wurde zur Gewißheit, als er das Geräusch hörte, das sie beim Niedersetzen der Bahre machten.

Die Tür öffnete sich, ein verschleiertes Licht drang bis zu Dantès' Augen; durch die Leinwand hindurch sah er zwei Schatten sich seinem Bett nähern. Ein dritter blieb, eine Laterne in der Hand haltend, an der Tür stehen. Die beiden Männer, die an das Bett herangetreten waren, packten den Sack an einem Ende.

»Das heißt, für einen so mageren Alten ist er noch verdammt schwer!« sagte der, der ihn am Kopfende aufhob.

»Es heißt ja, daß die Knochen alle Jahr ein halbes Pfund schwerer werden«, sagte der andere, der ihn an den Füßen erfaßte.

»Hast du deine Schleife gemacht?« fragte der erste.

»Es wäre ja dumm, wenn wir uns mit überflüssigem Gewicht belasten wollten«, entgegnete der zweite, »das werde ich da draußen besorgen.«

»Du hast recht; dann los.«

Wozu diese Schleife? fragte sich Dantès.

Man trug den vermeintlichen Toten zu der Bahre; Edmund hielt sich steif. Er wurde auf die Bahre gelegt, und der Zug setzte sich, von dem Laternenträger geführt, in Bewegung. Es ging die Treppe hinauf. Plötzlich umwehte den Gefangenen die frische, herbe Nachtluft, und es überkam ihn ein Gefühl der Freude und Angst zugleich.

Die Träger machten etwa zwanzig Schritte, dann hielten sie an und setzten die Bahre nieder.

Einer der Träger entfernte sich, und Dantès hörte den Schall seiner Stiefel auf den Steinplatten.

Wo bin ich denn? fragte er sich.

»Weißt du, daß er durchaus nicht leicht ist!« sagte der bei Dantès Gebliedene, indem er sich auf den Rand der Bahre setzte.

Der erste Gedanke Dantès' war gewesen zu entweichen; zum Glück blieb er still.

»Leuchte mir doch, Esel«, sagte der Träger, der sich entfernt hatte, »sonst finde ich nie, was ich suche!«

Der Mann mit der Laterne gehorchte.

Was sucht er denn? fragte sich Dantès. Jedenfalls einen Spaten!

Ein Ausruf der Befriedigung zeigte an, daß der Totengräber das Gesuchte gefunden hatte.

»Endlich!« sagte der andere. »Das hat Mühe gekostet.«

»Ja, aber er wird durch das Warten nichts versäumt haben.«

Bei diesen Worten näherte sich der Mann Dantès, der einen schweren Gegenstand neben sich niedersetzen hörte. In demselben Augenblick wurde ihm ein Strick fest und schmerzhaft um die Füße geschnürt.

»Nun, hast du die Schleife festgemacht?« fragte der eine Träger.

»Und das ordentlich, dafür bürgе ich«, antwortete sein Kamerad.

»Dann los!«

Die Bahre wurde wieder aufgenommen, und es ging weiter.

Nach etwa fünfzig Schritten wurde haltgemacht und eine Tür geöffnet, dann ging es wieder weiter. Das Geräusch der Wogen, die sich an den Felsen brachen, tönте, je weiter sie kamen, immer deutlicher an Dantès' Ohr.

»Ekliges Wetter!« sagte einer der Träger. »Es wird diese Nacht nicht angenehm im Meer sein.«

»Ja, der Abbé läuft Gefahr, eingeweicht zu werden«, antwortete der andere, worauf beide laut lachten.

Dantès verstand den Witz nicht so recht, aber das Haar sträubte sich ihm trotzdem.

»Gut, da wären wir!« nahm der erste wieder das Wort.

»Noch weiter, noch weiter«, sagte der andere; »du weißt doch, daß der letzte unterwegs geblieben ist, an den Felsen zerschmettert, und der Gouverneur uns am andern Morgen Faulpelze nannte.«

Man machte noch vier oder fünf Schritte, immer aufwärts, dann fühlte Dantès, daß man ihn am Kopf und an den Füßen nahm und schwenkte.

»Eins!« sagte der Totengräber.

»Zwei!«

»Drei!«

Zu gleicher Zeit fühlte sich Dantès in eine ungeheure Leere geschleudert. Er fühlte, daß er fiel, immer tiefer fiel, während das Entsetzen ihm das Herz erstarren machte. Obgleich er durch etwas Schweres, das seinen Fall beschleunigte, nach unten gezogen wurde, schien ihm dieser Sturz doch ein Jahrhundert zu dauern. Endlich fiel er mit einem entsetzlichen Geräusch in ein eisiges Wasser. Er stieß einen Schrei aus, der aber in demselben Augenblick durch das Wasser, in das er versank, erstickt wurde.

Dantès war ins Meer geworfen worden, auf dessen Grund ihn eine an seinen Füßen befestigte sechsenddreißigpfündige Kugel hinabzog.

Das Meer ist der Friedhof des Schlosses If.

DIE INSEL TIBOULEN

Betäubt, fast erstickt, hatte Dantès doch die Geistesgegenwart, den Atem anzuhalten, und da er, auf alle Fälle vorbereitet, sein Messer in der rechten Hand bereithielt, schnitt er im Nu den Sack auf, steckte den Arm und dann den Kopf hinaus, fühlte sich aber trotz seiner Bewegungen, um die Kugel abzuschütteln, immer weiter nach unten gezogen. Dann bückte er sich, suchte den Strick, der seine Beine zusammenband, und durchschnitt ihn mit gewaltiger Anstrengung gerade in dem Augenblick, da er zu ersticken drohte; durch eine kräftige Beinbewegung stieg er dann frei an die Oberfläche, während die Kugel den Sack, der beinahe sein Leichentuch geworden wäre, in die unbekannte Tiefe zog.

Dantès schöpfte nur eben Atem und tauchte wieder unter, denn er mußte vor allen Dingen vermeiden, gesehen zu werden.

Als er zum zweitenmal an der Oberfläche erschien, war er schon wenigstens fünfzig Schritt von dem Ort seines Sturzes entfernt; er sah über sich den schwarzen stürmischen Himmel, an dem der Wind einige Wolken hinfegte; vor ihm dehnte sich die finstere, brüllende Fläche aus, auf der die Wogen wie beim Nahen eines Sturmes zu kochen begannen, während hinter ihm, schwärzer als Meer und Himmel, wie ein drohendes Gespenst der Granitriese aufstieg, dessen finstere Spitze sich einem Arme gleich auszustrecken schien, um seine Beute wieder zu ergreifen. Auf dem höchsten Felsen erhellte eine Laterne zwei Männer.

Diese beiden Männer schienen sich voll Unruhe nach dem Meer hinabzubeugen; in der Tat mußten diese seltsamen Totengräber den Schrei vernommen haben, den Dantès ausgestoßen hatte. Edmund tauchte deshalb von neuem und schwamm eine lange Strecke unter Wasser dahin; dieses Kunststück hatte er früher oft ausgeführt und damit zahlreiche Bewunderer an der Pharobucht versammelt, die ihn für den geschicktesten Schwimmer von Marseille erklärt hatten.

Als er wieder an die Oberfläche kam, war von der Laterne nichts mehr zu sehen.

Er mußte sich entschließen, wohin er sich wenden wollte. Von allen das Schloß If umgebenden Inseln waren Ratonneau und Pommègue die nächsten, aber beide waren bewohnt, ebenso die kleine Insel Daume; die sichersten Inseln waren also Tiboulen und Lemaire, aber beide waren eine Meile von Schloß If entfernt. Dantès beschloß nichtsdestoweniger eine dieser beiden Inseln zu gewinnen. Wie aber sollte er sie inmitten der Finsternis, die sich jeden Augenblick um ihn vergrößerte, finden?

In diesem Augenblick sah er wie einen Stern den Leuchtturm von Planier glänzen.

Wenn er gerade auf diesen Leuchtturm zuhielte, ließe er die Insel Tiboulen etwas links liegen; hielt er sich also etwas nach links, so müßte er auf die Insel stoßen.

Freilich betrug die Entfernung eine Meile, aber Dantès sah zu seiner Freude, daß seine erzwungene Untätigkeit ihm nichts von seiner Kraft und Gewandtheit geraubt hatte; er fühlte, daß er noch immer Herr des Elements war, in dem er schon als Kind zu Hause gewesen war.

Zudem verdoppelte die Angst seine Kräfte; er lauschte, über die Kämme der Wogen gebeugt, ob kein Geräusch bis zu ihm dringe.

Jedesmal, wenn er sich mit einer Woge erhob, umfaßte sein Blick schnell den sichtbaren Horizont und versuchte die dichte Finsternis zu durchdringen; jede sich etwas über die andere erhebende Woge schien ihm ein verfolgendes Boot zu sein, und dann verdoppelte er

seine Anstrengungen, die ihn ohne Zweifel weiter brachten, aber seine Kräfte erschöpfen mußten.

Eine Stunde verfloß, während der Dantès, durch das Gefühl der Freiheit angespannt, ohne Unterbrechung die Fluten in der Richtung, die er sich gesteckt hatte, teilte.

Obgleich der Wind ihm entgegen gewesen war, mußte er jetzt, seiner Berechnung nach, nicht mehr weit von der Insel Tiboulou entfernt sein.

Wenn er sich aber getäuscht hatte!

Ein Schauer ging durch den Körper des Schwimmers; er versuchte es, sich einen Augenblick lang auf dem Rücken liegend treiben zu lassen, um sich auszuruhen; aber das Meer wurde immer unruhiger, und er sah bald ein, daß dieses Mittel, auf das er gerechnet hatte, unmöglich war.

»Nun, sei's denn«, sagte er, »ich werde schwimmen, bis mir die Arme erlahmen und der Krampf mich erfaßt!«

Und mit der Kraft und Energie der Verzweiflung schwamm er weiter.

Plötzlich schien es ihm, daß der bereits so dunkle Himmel sich noch mehr verfinstere, daß eine dichte, schwere Wolke auf ihn herabsänke; zugleich fühlte er einen heftigen Schmerz im Knie. Er wähnte sich sofort von einer Kugel getroffen und erwartete im nächsten Augenblick den Knall eines Gewehrs zu hören; aber er vernahm keinen Knall. Dantès streckte die Hand aus und fühlte einen Widerstand, er zog sein anderes Bein an sich und berührte den Grund; nun sah er, was das war, was er für eine Wolke gehalten hatte.

Zwanzig Schritt vor ihm erhob sich eine Masse wunderlich geformter Felsen: Es war die Insel Tiboulou.

Dantès erhob sich, trat einige Schritte vorwärts und sank auf die Felsenspitzen, die ihm weicher erschienen als das weichste Bett.

Trotz Wind und Sturm und trotz des Regens, der zu fallen begann, schief er ein, körperlich zu Tode erschöpft, aber die Seele von Jubel erfüllt.

Nach einer Stunde erwachte Edmund unter dem Grollen eines gewaltigen Donnerschlags. Der Sturm war entfesselt; von Zeit zu Zeit fuhr wie eine Feuerschlange ein Blitz hernieder und beleuchtete die Fluten und die Wolken, die wie die Wogen eines ungeheuren Chaos übereinanderzurollen schienen.

Dantès' Seemannsauge hatte sich nicht getäuscht; er war in der Tat auf der Insel Tiboulen gelandet. Er wußte, daß sie wüst und gegen das Meer ungeschützt war und nicht die geringste Zuflucht bot; wenn sich aber das Unwetter gelegt hatte, wollte er nach der Insel Lemaire schwimmen, die ebenso öde, aber größer und deshalb gastlicher war.

Ein überhängender Felsen bot ihm für den Augenblick Schutz; kaum hatte er sich darunter geflüchtet, so brach das Unwetter in seiner ganzen Wut los.

Edmund fühlte den Felsen, unter dem er sich barg, zittern; die Wellen brachen sich an der gigantischen Pyramide und zischten bis zu ihm hinauf. Obgleich er in Sicherheit war, wurde er doch inmitten dieses Getöses und der grellen Blitzstrahle von einer Art Schwindel erfaßt; es war ihm, als ob die Insel unter ihm zitterte und wie ein vom Anker gerissenes Fahrzeug im nächsten Augenblick ein Spielball dieses brausenden Gewoges sein Würde.

Da fiel ihm ein, daß er seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte: Er hatte Hunger und Durst.

Dantès streckte die Hände und den Kopf aus und trank das Wasser, das vom Himmel niederstürzte, aus einer Aushöhlung des Felsens.

Als er sich erhob, erhellte ein Blitzstrahl den Raum, und bei dessen Schein sah Dantès zwischen der Insel Lemaire und dem Kap Croiselle, einem von der Höhe einer Woge in einen Abgrund gleitenden Gespenst gleich, ein kleines Fischerfahrzeug von Sturm und Wogen dahergejagt kommen; eine Sekunde darauf erschien das

Phantom auf dem Kamm einer neuen Woge wieder und näherte sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Dantès wollte rufen, er suchte einen Leinwandlumpen, um ihnen ein Zeichen zu geben, daß sie zugrunde gehen müßten, aber sie sahen das selbst. Beim Glanz eines neuen Blitzes sah Dantès vier Männer, die sich an die Masten und Taue klammerten; ein fünfter hielt sich an dem Helmstock des zerbrochenen Steuers fest. Diese Männer sahen ihn jedenfalls auch, denn durch den Aufruhr der Elemente hindurch drangen verzweifelte Schreie an sein Ohr. Über dem wie ein Rohr gebogenen Mast peitschte ein zerfetztes Segel in der Luft; plötzlich zerrissen die Taue, die es noch hielten, und es verschwand in den finsternen Tiefen des Himmels.

Zu gleicher Zeit ließ sich ein entsetzliches Krachen vernehmen, und Verzweiflungsschreie drangen zu Dantès. Ein Blitz zeigte ihm das kleine Fahrzeug zerbrochen, unter den Trümmern Köpfe mit verzweifelten Gesichtern und gegen den Himmel gestreckte Arme.

Dann versank alles in Nacht; das schreckliche Schauspiel hatte die Dauer eines Blitzes gehabt.

Dantès stürzte nach dem abschüssigen Felsenufer, auf die Gefahr hin, selbst ins Meer zu fallen; er spähte und horchte, aber er vernahm nichts mehr, kein Schrei, kein Zeichen des Lebens drang zu ihm; das Unwetter allein brüllte weiter mit den Winden und schäumte weiter mit den Fluten.

Allmählich legte sich der Wind; große graue Wolken trieben ostwärts dahin, am Himmel erschienen die Sterne funkelnder als je; bald zeigte sich im Osten ein langes, rötliches Band am Horizont; die Fluten sprangen, ein plötzlicher Glanz fuhr über ihre schäumenden Kämme und verwandelte sie in goldene Mähnen.

Es war Tag.

Dantès blieb unbeweglich und stumm vor diesem großartigen Schauspiel, als ob er es zum erstenmal sähe; in der Tat, seit er im Schloß If gewesen war, hatte er es vergessen gehabt. Er wandte sich

nach der Festung, und sein Blick schweifte weit über Erde und Meer.

Mit imposanter Majestät stieg das finstere Bauwerk aus den Fluten auf.

Es konnte fünf Uhr morgens sein; das Meer beruhigte sich immer mehr.

In zwei oder drei Stunden, sagte sich Dantès, wird der Schließer in meine Zelle treten, den Leichnam meines armen Freundes finden, ihn erkennen, mich vergeblich suchen und Lärm schlagen. Dann wird man das Loch und den Gang finden, wird die Männer fragen, die mich ins Meer geworfen haben und meinen Schrei gehört haben müssen. Sofort werden Boote mit Soldaten die Verfolgung des unglücklichen Flüchtlings aufnehmen, der, wie man weiß, nicht weit sein kann. Ein Kanonenschuß wird die ganze Küste benachrichtigen, daß man einem Menschen, den man nackend und hungernd umherirren findet, keine Zuflucht geben soll. Die Polizei von Marseille wird benachrichtigt werden und die Küste absuchen, während der Gouverneur des Schlosses If das Meer kontrollieren läßt. Was soll dann aus mir werden? Ich habe Hunger, mich friert, ich habe das rettende Messer weggeworfen, das mir beim Schwimmen hinderlich war; ich bin der Gnade des ersten Bauern überlassen, der sich zwanzig Franken mit meiner Auslieferung verdienen will. Ich habe weder Kraft noch einen Gedanken.

In diesem Augenblick sah er an der Spitze der Insel Pommègue ein kleines Fahrzeug erscheinen, welches nur das Auge eines Seemanns auf der noch halbdunklen Linie des Meeres als eine genuesische Tartane erkennen konnte. Sie kam aus dem Marseiller Hafen.

»Oh!« rief Edmund. »In einer halben Stunde hätte ich das Schiff erreicht, wenn ich nicht fürchtete, befragt, als Flüchtling erkannt und nach Marseille zurückgebracht zu werden. Was soll ich tun? Was sagen? Welches Märchen erfinden, um sie zu täuschen? Diese Leute sind alle Schmuggler, halbe Piraten, denen der angebliche Küstenhandel nur als Deckmantel dient; sie würden mich lieber ver-

kaufen als eine gute Tat tun, die ihnen nichts einbringt. Es ist besser zu warten. Warten wir! Aber warten ist eine Unmöglichkeit; ich sterbe vor Hunger; in einigen Stunden werden die mir noch gebliebenen Kräfte erschöpft sein! Zudem naht die Stunde, zu der der Schließer in meine Zelle kommt; noch ist kein Alarm geschlagen, vielleicht ahnt man nichts. Ich kann mich für einen der Matrosen dieses kleinen Fahrzeugs ausgeben, das heute nacht hier zerschellt ist. Diese Fabel ist nicht unwahrscheinlich, niemand wird kommen, um mir zu widersprechen, denn sie sind alle ertrunken. Wohlan denn!«

Dantès wandte die Augen nach der Stelle, wo das kleine Fahrzeug zerschellt war, und fuhr zusammen. An einer Felsenkante war die phrygische Mütze eines der schiffbrüchigen Matrosen hängengeblieben, und ganz dicht daneben schwammen einige Balken des Schiffskörpers.

In einem Augenblick war Dantès' Entschluß gefaßt; er schwamm auf die Mütze zu, setzte sie auf, ergriff einen der Balken und schlug schwimmend die Richtung ein, in der er den Kurs des Fahrzeugs kreuzen mußte.

Jetzt bin ich gerettet! sagte er sich.

Diese Überzeugung gab ihm seine Kräfte wieder.

Bald bemerkte er die Tartane, die, da sie den Wind fast gerade gegen sich hatte, zwischen dem Schloß If und dem Turm von Planier kreuzte.

Schiff und Schwimmer näherten sich unmerklich; einmal kam das kleine Fahrzeug sogar bis auf eine Viertelseemeile an Dantès heran.

Dantès erhob sich aus den Fluten und schwenkte seine Mütze in der Luft als Notzeichen; aber niemand auf dem Schiff, das von neuem drehte, sah ihn. Dantès wollte rufen, aber er maß mit dem Auge die Entfernung und sagte sich, daß seine Stimme bei dem Geräusch des Windes und der Wogen nicht bis zu dem Schiff gelangen würde.

Obgleich Dantès der Route, die das Fahrzeug verfolgte, ziemlich sicher war, begleitete er es doch ängstlich mit den Augen, bis er es wieder umlegen und von neuem auf sich zukommen sah.

Er schwamm dem Schiff entgegen; aber ehe er es erreicht hatte, begann es wieder beizudrehen.

Sofort erhob sich Dantès mit gewaltiger Anstrengung fast ganz aus dem Wasser, schwenkte seine Mütze und ließ jenen klagenden Ruf ertönen, wie ihn die Seeleute in der Not ausstoßen.

Diesmal sah und hörte man ihn. Die Tartane unterbrach ihr Manöver und wandte den Schnabel nach seiner Seite. Zugleich sah er, daß man sich anschickte, ein Boot ins Meer zu lassen.

Einen Augenblick darauf kam das mit zwei Leuten bemannte Boot auf ihn zu. Dantès ließ den Balken, dessen er nicht mehr zu bedürfen glaubte, fahren und holte kräftig aus, um den Ankommenden die Hälfte des Weges zu ersparen.

Er hatte indessen seine Kräfte überschätzt; seine Arme und Beine begannen steif zu werden, seine Bewegungen wurden schwer und unregelmäßig, seine Brust keuchte.

Er stieß einen lauten Schrei aus; die beiden Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung, und einer rief ihm auf italienisch zu: »Mut!«

Er hörte das Wort in dem Augenblick, da eine Woge, die zu nehmen er nicht mehr die Kraft hatte, ihm über den Kopf ging und ihn mit Schaum bedeckte.

Er kam wieder hoch, schlug das Meer mit den unregelmäßigen und verzweifelten Bewegungen eines Ertrinkenden, stieß zum drittenmal einen Schrei aus und fühlte sich in das Meer sinken, als ob er wieder die tödliche Kugel an den Füßen hätte.

Eine kräftige Anstrengung brachte ihn nochmals an die Oberfläche; es war ihm, als ob man ihn an den Haaren erfaßte, dann sah und hörte er nichts mehr, er hatte die Besinnung verloren.

Als Dantès die Augen wieder öffnete, befand er sich auf dem Deck der Tartane, die ihren Weg fortsetzte; sein erster Blick galt der Richtung, in der sie fuhr; das Schiff entfernte sich vom Schloß If.

Dantès war so erschöpft, daß man den Freudenlaut, den er hören ließ, für einen Schmerzensseufzer hätte halten können.

Ein Matrose rieb ihm die Glieder mit einer wollenen Decke, ein anderer, in dem er denjenigen erkannte, der ihm »Mut!« zugerufen hatte, führte ihm die Mündung einer Kürbisflasche in den Mund; ein dritter, ein alter Seemann, der zugleich Steuermann und Patron war, betrachtete ihn mit dem Gefühl egoistischer Teilnahme, die die Menschen gewöhnlich für ein Unglück empfinden, dem sie gestern entronnen sind und das sie heute treffen kann.

Einige Tropfen Rum belebten ihn wieder, und die fortgesetzten Reibungen des neben ihm knienden Matrosen gaben seinen Gliedern ihre Geschmeidigkeit zurück.

»Wer sind Sie?« fragte in schlechtem Französisch der Patron.

»Ich bin«, antwortete Dantès in schlechtem Italienisch, »ein Malteser Matrose; wir kamen von Syrakus, hatten Wein und Zucker geladen. Das Wetter von heute nacht hat uns am Kap Morgion überrascht, und wir sind an den Felsen, die Sie drunten sehen, zerschellt.«

»Woher kommen Sie?«

»Von diesen Felsen, wo ich mich glücklicherweise anklammern konnte, während unser armer Kapitän sich den Kopf einschlug. Unsere drei anderen Kameraden sind ertrunken. Ich glaube, ich bin der einzige Überlebende. Ich bemerkte Ihr Schiff, und da ich fürchtete, auf der einsamen Insel zu lange warten zu müssen, habe ich mich auf einen Balken von unserem Schiffe gewagt, um Sie zu erreichen zu versuchen. Ich danke Ihnen«, fuhr Dantès fort, »Sie haben mir das Leben gerettet; ich war verloren, als einer von Ihren Matrosen mich beim Haar ergriff.«

»Das war ich«, sagte ein Matrose mit offenem, freimütigem, von einem langen schwarzen Backenbart umrahmten Gesicht; »es war auch Zeit, denn Sie sanken unter.«

»Ja«, antwortete Dantès, ihm die Hand reichend, »ja, mein Freund, und ich danke Ihnen nochmals.«

»Meiner Treu!« meinte der Seemann, »ich zögerte fast! Mit Ihrem langen Bart und dem langen Haar sahen Sie einem Verbrecher ähnlicher als einem ehrlichen Mann.«

Dantès fiel es in der Tat ein, daß er sich, seitdem er auf Schloß If war, weder Haar noch Bart geschnitten hatte.

»Ja«, sagte er, »ich habe der Jungfrau in einem Augenblick der Gefahr das Gelübde getan, mir zehn Jahre lang weder Haar noch Bart zu schneiden. Heute läuft die Zeit gerade ab, und ich wäre beinahe an meinem Jahrestag ertrunken.«

»Was sollen wir jetzt mit Ihnen machen?« fragte der Patron.

»Ach«, entgegnete Dantès, »was Sie wollen; die Feluke, zu deren Bemannung ich gehörte, ist untergegangen, der Kapitän ist tot; wie Sie sehen, bin ich dem gleichen Schicksal entgangen, aber vollständig entblößt. Zum Glück bin ich ein guter Seemann; setzen Sie mich in dem ersten Hafen, wo Sie anlegen, an Land, ich werde immer Beschäftigung auf einem Kauffahrer finden.«

»Sie kennen das Mittelländische Meer?«

»Ich befahre es seit meiner Kindheit.«

»Kennen Sie die guten Ankergründe?«

»Es gibt wenig Häfen, in die ich nicht mit geschlossenen Augen einlaufen könnte.«

»Na, hören Sie, Patron«, meinte der Matrose, der Dantès »Mut!« zugerufen hatte, »wenn der Kamerad die Wahrheit spricht, warum soll er nicht bei uns bleiben?«

»Ja, wenn«, antwortete der Patron; »aber in dem Zustand, in dem der arme Teufel ist, verspricht man alles mögliche.«

»Ich werde mehr halten, als ich versprochen habe«, sagte Dantès.

»Hoho!« erwiderte der Patron lachend. »Das müßte man sehen.«

»Sobald Sie wollen«, antwortete Dantès. »Wohin gehen Sie?«

»Nach Livorno.«

»Nun, warum gehen Sie dann nicht, anstatt mit dem Lavieren die kostbare Zeit zu verlieren, hart an den Wind?«

»Weil wir dann direkt auf die Insel Rion laufen würden.«

»Sie werden mehr als zwanzig Faden daran vorbeikommen.«

»Nehmen Sie doch das Steuer«, sagte der Patron, »und zeigen Sie uns, was Sie können.«

Der junge Mann setzte sich an das Steuer, überzeugte sich durch einen leichten Druck, daß das Schiff gehorsam war, und da er sah, daß es, ohne zu den besten zu gehören, doch nicht versagte, erteilte er den vier Matrosen, die die Besatzung bildeten, seine Befehle.

Die Befehle wurden genau ausgeführt, und das Schiff begann auf die Insel Rion zuzufahren, die es dann, wie Edmund Dantès vorhergesagt hatte, etwa zwanzig Faden rechts liegen ließ.

»Bravo!« sagte der Patron.

»Bravo!« wiederholte die Mannschaft.

Und alle betrachteten staunend diesen Mann, dessen Blick eine Intelligenz und dessen Körper eine Kraft wiedererlangt hatte, die man nicht in ihm vermutet hätte.

»Sie sehen«, sagte Dantès, das Steuer verlassend, »daß ich Ihnen von Nutzen sein kann, wenigstens während der Überfahrt. Wollen Sie mich in Livorno nicht haben, so lassen Sie mich dort.«

»Schön, schön«, sagte der Patron; »wir können einig werden, wenn Sie billig sind.«

»Ein Mann ist soviel wert wie der andere«, sagte Dantès; »was Sie den Kameraden geben, geben Sie mir auch, dann sind wir einig.«

»Das ist nicht recht«, meinte der Matrose, der Dantès aus der See gezogen hatte; »denn Sie können mehr als wir.«

»Wohinein steckst du deine Nase? Geht dich das was an, Jacopo?« sagte der Patron. »Es steht jedem frei, sich für die Summe zu verpflichten, die ihm paßt.«

»Ganz recht«, entgegnete Jacopo; »ich machte nur eine einfache Bemerkung.«

»Nun, du tätest noch viel besser daran, wenn du diesem braven Burschen, der ganz nackend ist, eine Hose und eine Jacke liehest, falls du eine zweite Garnitur hast.«

»Nein«, antwortete Jacopo, »aber ich habe ein Hemd und eine Hose.«

»Weiter brauche ich nichts«, sagte Dantès; »ich danke, Freund.« Jacopo verschwand durch die Luke und kam nach einem Augenblick mit den beiden Kleidungsstücken wieder herauf, die Dantès mit einem unbeschreiblichen Glücksgefühl anlegte.

»Brauchen Sie jetzt noch etwas?« fragte der Patron.

»Ein Stück Brot und noch etwas von dem ausgezeichneten Rum; denn es ist schon sehr lange her, daß ich so etwas genossen habe.« In der Tat waren es fast vierzig Stunden.

Man brachte Dantès ein Stück Brot, und Jacopo reichte ihm die Flasche.

»Ruder nach backbord!« rief der Kapitän, sich nach dem Bootsmann am Steuer wendend.

Dantès warf, indem er die Flasche an den Mund führte, einen Blick nach derselben Seite; aber die Flasche erreichte seinen Mund nicht.

»Na«, fragte der Patron, »was ist denn auf Schloß If passiert?«

Eine kleine weiße Wolke zeigte sich über den Schießscharten der Südbastion des Schlosses If.

Eine Sekunde darauf drang aus der Ferne der Schall eines Kanonenschusses bis zur Tartane.

Die Matrosen hoben die Köpfe und sahen einander an.

»Was soll das heißen?« fragte der Patron.

»Es wird diese Nacht ein Gefangener entsprungen sein, und man gibt den Alarmschuß«, sagte Dantès.

Der Patron warf einen Blick auf den jungen Mann, der bei diesen Worten die Flasche an den Mund gesetzt hatte; aber er sah ihn mit solcher Ruhe und Befriedigung trinken, daß der Argwohn, wenn er einen gehabt hätte, sofort wieder schwand.

»Ein verteufelt starker Rum das«, sagte Dantès, indem er sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirn wischte.

Auf alle Fälle, sagte der Patron zu sich selbst, wenn er's ist, um so besser; denn ich habe da einen fixen Kerl gekriegt!

Dantès fragte, ob er sich ans Steuerruder setzen könne. Der Bootsmann, dem die Ablösung sehr angenehm war, fragte mit den Augen den Patron; dieser nickte.

Von dem Platz aus, den Dantès einnahm, konnte er nach der Seite, wo Marseille lag, sehen.

»Den Wievielten haben wir heute?« fragte er Jacopo, der sich neben ihn gesetzt hatte, als das Schloß If dem Gesichtskreis entschwand.

»Den achtundzwanzigsten Februar«, entgegnete dieser.

»Welchen Jahres?« fragte Dantès wieder.

»Wie, welchen Jahres! Sie fragen, welchen Jahres?«

»Jawohl«, entgegnete der junge Mann, »ich frage Sie, welchen Jahres!«

»Sie haben vergessen, welches Jahr wir haben?« Jacopo wunderte sich sehr.

»Nun ja, ich habe diese Nacht solche Angst ausgestanden«, antwortete Dantès lachend, »daß ich beinahe den Verstand verloren hätte; mein Gedächtnis hat gelitten, und ich frage Sie also, in welchem Jahre sind wir?«

»Im Jahre 1829«, antwortete Jacopo.

Vierzehn Jahre waren es her, daß Dantès verhaftet worden war.

Neunzehn Jahre alt, war er nach Schloß If gekommen, dreiunddreißig Jahre alt, verließ er es.

Ein schmerzliches Lächeln zog über seine Lippen; er fragte sich, was während dieser Zeit, da sie ihn für tot gehalten haben mußte, aus Mercedes geworden sein mochte.

Dann leuchtete ein Strahl des Hasses in seinen Augen auf, als er an die drei Menschen dachte, denen er diese lange und grausame Gefangenschaft verdankte.

Und er erneuerte jenen unerbittlichen Schwur der Rache an Danglars, Ferdinand und Villefort, den er im Gefängnis getan hatte.

Und dieser Schwur war keine leere Drohung mehr, denn um diese Stunde hätte der schnellste Segler des Mitteländischen Meeres die kleine Tartane sicherlich nicht einzuholen vermocht, die mit vollen Segeln nach Livorno fuhr.

DAS SCHMUGGLERSCHIFF

Dantès hatte noch keinen Tag an Bord verbracht, als er wußte, mit wem er es zu tun hatte. Ohne bei dem Abbé Faria in die Schule gegangen zu sein, kannte der würdige Patron der »Jungen Amalie« – so hieß die genuesische Tartane – ziemlich alle Sprachen, die um das Mittelländische Meer herum gesprochen werden, vom Arabischen bis zum Provenzalischen.

Dantès befand sich auf einem Schmugglerschiff.

Der Patron hatte Dantès auch zuerst mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen; er war allen Zollbeamten der Küste sehr gut bekannt, und da diese Herren und er sich gegenseitig an List zu überbieten suchten, so hatte er zuerst den Verdacht, daß Dantès ein Spion der Zollbehörden sein könnte; aber die glänzende Probe, die der junge Mann als Seemann abgelegt hatte, hatte ihm diesen Verdacht vollständig genommen. Auch der zweite Verdacht, der ihn allerdings weniger beunruhigte, daß nämlich Dantès vom Schloß If entflohen sein könne, war beim Anblick der vollständigen Ruhe des Neuangekommenen geschwunden.

Edmund hatte also den Vorteil zu wissen, was sein Patron war, ohne daß dieser in Erfahrung bringen konnte, wer er war; von welcher Seite ihn der alte Seemann oder seine Kameraden auch angriffen, er hielt sich gut und gestand nichts, gab eine Menge Einzelheiten über Neapel und Malta, die er wie Marseille kannte, an und blieb mit einer Festigkeit, die seinem Gedächtnis Ehre machte, bei seiner ersten Erzählung.

Das Fahrzeug kam in Livorno an; hier hatte Edmund eine neue Probe zu bestehen: zu sehen, ob er sich wiedererkenne. Er ging zu einem Barbier, ließ sich das Haar schneiden und den Bart abnehmen, verlangte dann einen Spiegel und betrachtete sich.

Er war dreiunddreißig Jahre alt, und diese vierzehn Jahre der Gefangenschaft hatten in seinem Gesicht eine große Veränderung bewirkt.

Er war nach dem Schloß If gekommen mit dem runden Gesicht des glücklichen jungen Mannes, dem die ersten Schritte ins Leben leicht gewesen sind und der auf eine frohe Zukunft rechnet. Jetzt war er gänzlich verändert.

Sein ovales Gesicht hatte sich verlängert; der Mund hatte eine feste entschlossene Linie angenommen; seine Augen trugen den Ausdruck tiefer Traurigkeit; seine Gesichtsfarbe war blaß; das tiefe Wissen, das er sich erworben hatte, hatte seinem ganzen Gesicht den Stempel intelligenter Sicherheit gegeben. Sein Körper war fest und muskulös geworden; seine Stimme klang nach der langen Gefangenschaft bald seltsam weich, bald derb und fast heiser.

Da er sich unaufhörlich im Halbdunkel oder in der Dunkelheit befunden hatte, so hatten seine Augen die Fähigkeit erlangt, die Gegenstände während der Nacht zu unterscheiden.

Edmund lächelte, als er sich sah; es war unmöglich, daß sein bester Freund, falls ihm überhaupt einer geblieben war, ihn wiedererkannte, denn er erkannte sich ja selbst nicht wieder.

Der Patron der »Jungen Amalie«, dem sehr daran lag, einen Mann wie Edmund zu behalten, hatte ihm einen Vorschuß auf seinen Anteil am zukünftigen Gewinn angeboten, und Edmund hatte angenommen.

Er kaufte sich einen vollständigen Matrosenanzug: weiße Hosen, gestreiftes Hemd und phrygische Mütze.

In diesem Kostüm erschien Edmund, als er Jacopo das ihm geliehene Hemd und die Hose zurückbrachte, vor dem Patron der »Jungen Amalie«.

Der Patron erkannte ihn zuerst gar nicht wieder, dann aber, eingenommen von seinem guten Aussehen, erneuerte er sein Anerbieten; aber Dantès, der seine eigenen Pläne hatte, wollte nur auf ein Vierteljahr annehmen.

Übrigens hatte die »Junge Amalie« eine sehr tüchtige Besatzung unter dem Befehl eines Patrons, der nicht gewöhnt war, seine Zeit zu verlieren. Nach acht Tagen war das Schiff wieder mit Waren gefüllt; es handelte sich darum, diese Ladung steuerfrei von Livorno fortzubringen und am Ufer der Insel Korsika auszuschiffen, wo sie von Händlern übernommen und nach Frankreich gebracht werden sollte.

Man fuhr ab. Als der Patron am anderen Morgen auf Deck kam, was er stets ziemlich früh tat, fand er Dantès auf die Schiffswand gestützt, mit seltsamem Ausdruck eine Masse Granitfelsen betrachtend, die die aufgehende Sonne mit rosigem Licht übergoß; es war die Insel Monte Christo.

Die »Junge Amalie« ließ sie drei viertel Meilen steuerbord liegen und setzte ihren Weg nach Korsika fort.

Dantès dachte daran, daß er nur ins Meer zu springen brauche und in einer halben Stunde in diesem gelobten Land wäre. Aber was sollte er dort beginnen, ohne Werkzeuge, um seinen Schatz zu entdecken, ohne Waffen, um ihn zu verteidigen? Was würden zudem die Matrosen sagen, was der Patron denken? Er mußte warten. Er hatte vierzehn Jahre auf die Freiheit gewartet und konnte wohl jetzt, da er frei war, ein halbes oder ganzes Jahr auf den Reichtum warten.

Der Abend kam; Edmund sah die Insel in allen Farben der Dämmerung und für jeden anderen unsichtbar sich in der Dunkelheit verlieren; er aber konnte sie mit seinen an die Dunkelheit des Kerkers gewöhnten Augen noch sehen.

Am folgenden Tag erwachte man auf der Höhe von Aleria.

Den ganzen Tag wurde gekreuzt; am Abend leuchteten Feuer an der Küste auf. An der Verteilung dieser Feuer erkannte man jedenfalls, daß man ausladen konnte; denn auf dem Fahrzeug wurde an-

statt der Flagge eine Laterne aufgezo-gen, und man näherte sich bis auf Büchschußweite dem Ufer.

Dantès hatte bemerkt, daß der Patron bei Annäherung an das Land zwei kleine Kanonen aufgestellt hatte, die, ohne viel Geräusch zu machen, eine hübsche Ladung Viertelpfünder auf tausend Schritt senden konnten.

Für diesen Abend aber war diese Vorsicht überflüssig; alles ging aufs ruhigste und höflichste zu. Vier Boote näherten sich leise dem Schiff, das sein eigenes Boot ins Wasser ließ, und um zwei Uhr morgens war die ganze Ladung der »Jungen Amalie« aufs feste Land geschafft.

Noch in derselben Nacht würde der Gewinn verteilt; jeder Mann empfing hundert toskanische Pfund, das heißt ungefähr achtzig Franken.

Aber die Expedition war noch nicht beendet; man fuhr nach Sardinien, um neue Ladung an Bord zu nehmen.

Diese zweite Unternehmung ging ebenso glücklich vonstatten wie die erste; diesmal war die Ware nach Lucca bestimmt.

Dort gab es Streit mit den Zollwächtern; einer davon blieb tot auf dem Platze, und zwei Matrosen wurden verwundet. Unter ihnen befand sich Dantès; eine Kugel war ihm durch die rechte Schulter gegangen.

Jacopo, der ihn, als er ihn fallen sah, für tot gehalten hatte, war auf ihn zugesprungen, hatte ihn aufgerichtet und dann als guter Kamerad gepflegt.

Edmunds Wunde schloß sich schnell. Nun wollte er Jacopo versuchen und bot ihm für die empfangene Pflege seinen Anteil am Gewinn an; aber Jacopo wies dies voll Unwillen zurück.

Aus dieser Art Zuneigung, die Jacopo dem jungen Mann vom ersten Augenblick an gewidmet hatte, ergab sich, daß auch Edmund dem Matrosen eine gewisse Teilnahme zuwendete. Aber Jacopo verlangte nicht mehr; er hatte in Edmund instinktmäßig die Über-

legenheit über seine Stellung erraten, die dieser den anderen zu verbergen vermocht hatte.

Während der langen Tage, da das Schiff auf sicherem Meer nur der Hilfe des Bootsmanns am Steuerruder bedurfte, machte nun Edmund mit einer Seekarte in der Hand den Lehrer Jacopos, und wenn dieser ihn fragte: »Wozu soll ein armer Matrose wie ich das alles lernen«, so antwortete Edmund: »Wer weiß? Vielleicht wirst du eines Tages Kapitän eines Schiffes; dein Landsmann Bonaparte ist ja auch Kaiser geworden.«

Jacopo war nämlich Korse.

Zwei und ein halber Monat waren schon mit diesen Fahrten verflossen. Edmund war ein ebenso geschickter Küstenfahrer geworden, wie er ehemals ein kühner Seemann war; er hatte mit allen Schleichhändlern der Küste Bekanntschaft angeknüpft und kannte alle Freimaurerzeichen, woran sich diese Halbpiraten untereinander erkennen.

Zwanzigmal war er an der Insel Monte Christo vorübergekommen, aber kein einziges Mal hatte er Gelegenheit gefunden, dort zu landen.

Er hatte sich nun vorgenommen, nach Ablauf seines Engagements eine kleine Barke auf eigene Rechnung zu mieten, was er konnte, da er an hundert Piaster verdient hatte, und sich unter irgendeinem Vorwand nach der Insel Monte Christo zu begeben.

Freilich ging es nicht anders, als daß er sich hinbringen ließ, und dann wurde er jedenfalls von den Leuten, die ihn hinbrachten, ausgespioniert. Die Gefangenschaft hatte Dantès klug gemacht, und er wollte nichts aufs Spiel setzen.

Dantès schwankte noch in seinem Entschluß, als ihn eines Abends sein Patron, der großes Zutrauen zu ihm hatte und ihn gern in seinem Dienst behalten wollte, am Arm nahm und in eine Seemannschenke in Livorno führte, wo sich die Schleichhändler zu versammeln pflegten und gewöhnlich ihre Geschäfte abschlossen. Dantès war schon einigemal in dieser Seemannsbörse gewesen und hatte,

als er all diese waghalsigen Männer dort sah, daran gedacht, über welche Macht ein Mensch verfügen müßte, dem es gelänge, sie unter seinen Willen zu beugen.

Diesmal handelte es sich um ein großes Geschäft, um eine Ladung türkischer Teppiche und Levantiner Stoffe; man mußte ein neutrales Gebiet finden, wo der Austausch stattfinden könnte, und dann versuchen, diese Waren an die französische Küste zu bringen.

Der Gewinn war außerordentlich, wenn die Sache gelang; es kamen fünfzig bis sechzig Piaster auf den Mann.

Der Patron schlug als Ausladeplatz die Insel Monte Christo vor, da diese vollständig öde sei und weder Soldaten noch Zollwächter habe.

Bei dem Namen Monte Christo zitterte Dantès vor Freude; er stand auf, um seine Aufregung zu verbergen, und ging im Zimmer umher.

Als er wieder zu den beiden Männern, die miteinander verhandelten, zurückkehrte, war es beschlossen, daß man bei Monte Christo anlegte; schon in der folgenden Nacht sollte zu der Expedition aufgebrochen werden.

Edmund war auf Befragen der Meinung, daß die Insel alle gewünschte Sicherheit biete und daß große Unternehmungen, wenn sie gelingen sollten, schnell ausgeführt werden müßten.

Es blieb also dabei, daß man sich am Abend des folgenden Tages segelfertig machen wollte, und da das Meer ruhig und der Wind günstig war, rechnete man darauf, sich übermorgen abend in dem Gewässer der Insel zu befinden.

DIE INSEL MONTE CHRISTO

Endlich sollte Dantès nun sein Ziel auf eine einfache und natürliche Weise erreichen und, ohne Argwohn zu erregen, den Fuß auf die Insel setzen.

Eine Nacht nur trennte ihn von der so sehnlich herbeigewünschten Abfahrt. Er verbrachte die Nacht in fieberhafter Unruhe; alle günstigen und ungünstigen Möglichkeiten tauchten abwechselnd vor ihm auf. Wenn er die Augen schloß, sah er den Brief des Kardinals Spada in Flammenzeichen an die Wand geschrieben; wenn er einen Augenblick einschlief, zogen die sonderbarsten Träume durch seinen Geist; er befand sich in verzauberten Höhlen, füllte sich die Taschen mit Gold und Edelsteinen, und doch entschwanden alle die unermeßlichen Schätze, die er sah, seinen Händen wieder.

Als es Tag geworden war, entwarf Dantès einen Plan, wie er vorgehen wollte. Mit dem Abend kamen die Vorbereitungen zur Abfahrt, und diese waren für Dantès ein Mittel, seine Erregung zu verbergen. Er hatte allmählich eine hervorragende Stellung unter der Mannschaft gewonnen, daß er befehlen konnte, als ob er der Herr des Fahrzeugs wäre, und die Matrosen ihm rasch und gern gehorchten.

Der alte Seemann ließ ihn gewähren; auch er hatte die Überlegenheit Dantès' über die anderen Matrosen und über sich selbst erkannt; er sah in dem jungen Mann seinen Nachfolger und bedauerte, keine Tochter zu haben, um Edmund noch fester an sich zu fesseln.

Um sieben Uhr abends war alles bereit; zehn Minuten nach sieben fuhr man an dem Leuchtturm vorbei, wo eben Licht angezündet wurde.

Das Meer war ruhig, ein frischer Wind blies aus Südwest. Dantès erklärte, daß alle schlafen gehen könnten und er das Steuer übernehmen wollte.

Wenn der Malteser, so nannte man Dantès, solch eine Erklärung abgegeben hatte, so genügte das, und jeder legte sich ruhig nieder.

Dantès blieb allein, aber die Einsamkeit der Nacht war von seinen Gedanken bevölkert.

Als der Patron erwachte, lief das Schiff unter vollen Segeln. Die Insel Monte Christo stieg am Horizont immer größer auf.

Edmund übergab das Schiff seinem Herrn und legte sich seinerseits nieder, aber trotz der schlaflosen Nacht konnte er kein Auge schließen. Zwei Stunden darauf kam er wieder an Deck. Man sah in dem Azur des Himmels den Gipfel von Monte Christo.

Gegen fünf Uhr abends war man dicht an der Insel und unterschied in der durchsichtigen Abendluft die geringsten Einzelheiten.

Edmund konnte die Augen nicht von dieser Felsenmasse lassen, die in allen Farben der Abenddämmerung, vom lebhaften Rosa bis zum dunklen Blau, schimmerte. Von Zeit zu Zeit stieg ihm das Blut ins Gesicht, eine Purpurwolke zog über seine Augen.

Die Nacht kam. Um zehn Uhr abends erreichte man die Insel; die »Junge Amalie« war das erste Schiff, das eintraf.

Trotz seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung konnte Dantès nicht an sich halten; er sprang zuerst ans Ufer, und hätte er es gewagt, er hätte wie Brutus die Erde geküßt.

Die Nacht war dunkel, aber um elf Uhr erhob sich der Mond aus der Mitte des Meeres, übergoß mit seinen silbernen Strahlen die Wasserfläche und spielte um die Felsenmassen der Insel.

Die Insel war der Mannschaft der »Jungen Amalie« vertraut; das Schiff pflegte dort gewöhnlich anzulegen. Dantès war auf jeder sei-

ner Reisen nach der Levante an der Insel vorübergefahren, war aber nie dort abgestiegen.

Er fragte Jacopo:

»Wo bringen wir die Nacht zu?«

»Nun, doch an Bord der Tartane«, antwortete der Matrose.

»Wären wir in den Grotten nicht besser aufgehoben?«

»In welchen Grotten?«

»Nun, in den Grotten der Insel.«

»Ich kenne keine Grotten«, sagte Jacopo.

»Gibt es keine Grotten auf Monte Christo?« fragte Dantès.

»Nein.«

Dantès war einen Augenblick betäubt; dann sagte er sich, daß diese Grotten in der Zwischenzeit durch ein Naturereignis verschüttet sein könnten oder daß der Kardinal Spada die Öffnung der Höhle zu größerer Vorsicht verstopft haben könnte.

Es handelte sich also darum, diese verlorengegangene Öffnung wiederzufinden. Während der Nacht zu suchen war unnützlich; Dantès verschob deshalb seine Nachforschungen auf den folgenden Tag. Zudem zeigte ein Signal vom Meere her an, daß der Augenblick, an die Arbeit zu gehen, gekommen war.

Weiß und schweigend wie ein Gespenst erschien bald das andere Schiff und warf eine Kabellänge vom Ufer entfernt Anker.

Sofort begann der Transport.

Dantès fürchtete, durch sein Verhalten und seine Fragen Argwohn erregt zu haben, aber niemand ahnte etwas, und als Dantès am andern Morgen ein Gewehr und Munition nahm und den Wunsch äußerte, eine der zahlreichen wilden Ziegen, die man von Felsen zu Felsen springen sah, zu erlegen, schrieb man diesen Ausflug nur der Jagdlust oder dem Verlangen nach Einsamkeit zu. Nur Jacopo wollte ihn begleiten. Dantès wollte sich dem nicht widersetzen, um nicht etwa Argwohn zu erregen. Kaum aber hatte er Gelegenheit gefunden, eine junge Ziege zu erlegen, so schickte er Jacopo mit der Beute zu den Kameraden zurück mit dem Auftrag, sie zu bra-

ten und, wenn das Mahl bereitet sei, ihm durch einen Flintenschuß ein Zeichen zu geben.

Dantès setzte nun seinen Weg fort, wobei er sich von Zeit zu Zeit vorsichtig umsah.

Als er die Spitze eines Felsens erreicht hatte, sah er tausend Fuß unter sich seine Kameraden, bei denen Jacopo soeben angekommen war und die sich schon lebhaft mit der Herrichtung des Frühstücks beschäftigten.

Zwischen zwei Felswänden folgte er einem vom Wasser ausgehöhlten Pfad, den aller Wahrscheinlichkeit nach wohl niemals ein menschlicher Fuß betreten hatte. Er hatte sich dem Orte genähert, wo seiner Vermutung nach sich die Höhlen befunden haben mußten. Während er am Ufer entlangging und auf alles genau achtete, glaubte er an einigen Felsen von Menschenhand herrührende Einschnitte zu bemerken.

Die Zeit schien diese Zeichen respektiert zu haben, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit und wahrscheinlich, um eine Spur anzudeuten, angebracht waren. Hin und wieder aber verschwanden diese Zeichen unter blühendem Myrtengebüsch oder Flechten; er mußte dann die Zweige auseinanderbiegen oder das Moos entfernen, um sie zu finden. Die Entdeckung der Zeichen hatte ihm neue Hoffnung eingeflößt; wahrscheinlich hatte sie der Kardinal angebracht, damit sich sein Neffe nach ihnen richten könnte. Dieser einsame Ort mußte zum Vergraben eines Schatzes wohl geeignet erscheinen. Aber hatten diese Zeichen nicht andere Augen als die, für die sie bestimmt waren, auf sich gezogen, und hatte die Insel ihr Geheimnis getreulich bewahrt?

Sechzig Schritt von dem Hafen schien es Edmund, daß die Einschnitte aufhörten; aber sie endeten an keiner Grotte. Ein großer, runder Felsblock war das einzige Ziel, zu dem sie zu führen schienen. Edmund glaubte, daß er statt am Ende vielleicht am Anfang sein könnte; er ging deshalb den Weg zurück.

Unterdessen bereiteten seine Kameraden das Frühstück. Gerade in dem Augenblick, als sie das Lamm von dem Spieße nahmen, bemerkten sie Edmund, der leicht und kühn wie eine Gemse von Felsen zu Felsen sprang. Sie schossen ein Gewehr ab, um ihm ein Zeichen zu geben. Der Jäger änderte sofort die Richtung und kam im Lauf auf sie zu. Alle bewunderten seine Gewandtheit und Waghalsigkeit; plötzlich sah man ihn auf dem Gipfel eines Felsens straukeln, hörte ihn einen Schrei ausstoßen, und dann war er in der Tiefe verschwunden.

Alle eilten nach der Stelle, denn sie mochten ihn sehr gern; aber Jacopo war der erste, der bei ihm ankam.

Er fand Edmund blutig und fast ohne Besinnung; er mußte von einer Höhe von zwölf oder fünfzehn Fuß abgestürzt sein. Man flößte ihm einige Tropfen Rum ein.

Edmund öffnete die Augen, klagte über heftigen Schmerz am Knie, große Schwere im Kopf und unerträgliche Stiche im Kreuz. Man wollte ihn ans Ufer bringen, aber als man ihn anrührte, erklärte er stöhnend, daß er sich nicht kräftig genug fühle, um den Transport auszuhalten.

Er bestand darauf, daß seine Kameraden zu ihrem Frühstück zurückkehrten, er selbst brauche nur ein wenig Ruhe, und bei ihrer Rückkehr würden sie ihn wiederhergestellt finden.

Die Seeleute ließen sich nicht sehr bitten, denn sie hatten Hunger, und der Duft des Bratens drang bis zu ihnen.

Eine Stunde später kamen sie wieder. Edmund hatte sich nur etwa zehn Schritt weit nach einem moosbewachsenen Stein schleppen können, an den er sich anlehnte.

Anstatt daß die Schmerzen Dantès' sich aber gelegt hätten, schienen sie noch heftiger geworden zu sein. Der alte Patron, der am Morgen abfahren mußte, um seine Ladung an der Grenze von Piemont und Frankreich zwischen Nizza und Fréjus auszuschieffen, bestand darauf, daß Dantès aufzustehen versuchte. Dantès machte

übermenschliche Anstrengungen, sank aber immer wieder klagend und bleich zurück.

»Er hat sich das Kreuz gebrochen«, sagte leise der Patron; »doch einerlei, es ist ein guter Kamerad, den wir nicht im Stich lassen dürfen. Wir wollen versuchen, ihn nach der Tartane zu tragen.«

Aber Dantès erklärte, daß er lieber auf der Stelle, wo er war, sterben wollte, als die heftigen Schmerzen ertragen, die ihm die leiseste Bewegung verursachen würden.

»Nun denn«, sagte der Patron, »komme, was wolle, aber man soll nicht sagen, daß wir einen braven Gefährten ohne Hilfe gelassen haben. Wir fahren erst heute abend.«

Dieser Vorschlag wunderte die Matrosen sehr, obgleich keiner von ihnen dagegen war. Der Patron war als sehr streng bekannt, und es geschah zum erstenmal, daß man ihn auf ein Unternehmen verzichten oder die Ausführung verschieben sah.

Dantès wollte es aber nicht zugeben, daß man seinetwegen alle Anordnungen umstieß.

»Nein«, sagte er zu dem Patron, »ich bin ungeschickt gewesen, und es ist nicht mehr als recht und billig, daß ich die Strafe für meine Ungeschicklichkeit trage. Lassen Sie mir einen kleinen Vorrat Zwieback, ein Gewehr nebst Munition, um Ziegen zu schießen oder mich verteidigen zu können, und eine Hacke zurück, damit ich mir einen Unterschlupf machen kann, wenn es zu lange dauern sollte, bis ich von Ihnen abgeholt werde.«

»Du wirst aber verhungern«, entgegnete der Patron.

»Das ist mir lieber, als die unerhörten Schmerzen zu erdulden, die mir eine einzige Bewegung verursacht«, antwortete Dantès.

Der Patron wandte sich nach der Seite, wo das Schiff sich in dem kleinen Hafen schaukelte.

»Was sollen wir denn nun machen, Malteser?« fragte er. »Wir können dich hier nicht so im Stich lassen, können aber auch nicht hierbleiben.«

»Fahren Sie, fahren Sie!« rief Dantès.

»Wir werden mindestens acht Tage fortbleiben«, sagte der Patron, »und dann müßten wir auch noch einen Umweg machen, um dich abzuholen.«

»Hören Sie«, antwortete Dantès; »wenn Sie in den nächsten zwei oder drei Tagen ein Fischerfahrzeug oder dergleichen treffen, das in diese Gegend kommt, so schicken Sie es zu mir; ich gebe fünf- undzwanzig Piaster für meine Rückkehr nach Livorno. Treffen Sie keins, so kommen Sie zurück.«

Der Patron schüttelte den Kopf.

»Hören Sie, Patron Baldi«, meinte Jacopo; »ich weiß ein Mittel; fahren Sie ab, und ich bleibe bei dem Verwundeten, um ihn zu pflegen.«

»Du wolltest auf deinen Gewinnanteil verzichten, um bei mir zu bleiben?« fragte Edmund.

»Jawohl, ohne daß es mir leid tut.«

»Du bist ein braver Kerl, Jacopo«, entgegnete Edmund; »Gott wird dir deinen guten Willen lohnen; aber ich brauche niemand, ein oder zwei Tage Ruhe werden mich wiederherstellen, und ich hoffe, hier zwischen den Felsen Kräuter gegen Quetschungen zu finden.«

Ein eigenes Lächeln glitt dabei über Dantès' Lippen; er drückte Jacopo warm die Hand, blieb aber bei seinem Entschluß, allein zu bleiben.

Die Schleichhändler ließen bei Edmund, was er verlangte, zurück und entfernten sich, indem sie sich häufig umdrehten und ihm herzlich Lebewohl zuwinkten, worauf er nur mit einer Handbewegung antwortete, als ob er den übrigen Körper nicht bewegen könnte.

Sonderbar, sagte sich Edmund, als sie verschwunden waren, daß man gerade unter solchen Menschen Beweise von Freundschaft und Liebe findet!

Dann kroch er vorsichtig bis zur Spitze des Felsens und sah von da, wie die Tartane sich zur Fahrt fertigmachte, den Anker lichtete, sich anmutig wie eine Möwe vor dem Flug schaukelte und abfuhr. Nach

einer Stunde war sie vollständig verschwunden; wenigstens konnte er sie von dem Ort, wo er sich befand, nicht mehr sehen.

Da erhob sich Dantès leicht und gewandt, nahm seine Flinte in die eine, die Hacke in die andere Hand und eilte nach dem Felsen, wo die Einschnitte endeten.

»Und jetzt«, rief er, indem er an die Geschichte von dem arabischen Fischer dachte, die ihm Faria erzählt hatte, »Sesam, öffne dich!«

GOLD

Es war im Monat Mai, die Sonne war ungefähr auf dem Drittel ihrer Höhe angelangt und warf ihre warmen und belebenden Strahlen auf die Felsen; Tausende von Grillen ließen ihr eintöniges Geräusch vernehmen, die Blätter der Myrten- und Olivenbäume bewegten sich zitternd, und bei jedem Schritt, den Edmund auf dem erwärmten Granit tat, scheuchte er schillernde Eidechsen auf; an den entfernten Abhängen sprangen wilde Ziegen; die ganze Insel war belebt, und doch fühlte sich Edmund allein in Gottes Hand.

Er empfand etwas wie Furcht, und das Gefühl war so stark, daß er in dem Augenblick, da er sich ans Werk machen wollte, innehielt, die Hacke niederstellte, sein Gewehr nahm und noch einmal den höchsten Felsen der Insel bestieg und einen Blick auf seine Umgebung warf.

Die Brigantine, die mit Tagesanbruch aufgebrochen war, war im Begriff zu verschwinden; die Tartane fuhr in der entgegengesetzten Richtung und schickte sich an, Korsika zu umsegeln.

Dieser Anblick beruhigte Edmund.

Dann richtete er seinen Blick auf die nächste Umgebung. Kein Mensch war um ihn her sichtbar, keine Barke, nichts als das azurine Meer, das silbern gegen den Strand schäumte.

Schnell, aber vorsichtig stieg er vom Gipfel herunter; er fürchtete, daß ihm solch ein Unfall, wie er ihn so geschickt geheuchelt hatte, im Ernst zustoßen könnte.

Dantès war, wie gesagt, den Weg, den die Einschnitte in den Felsen andeuteten, zurückgegangen und war nach einer Art kleinen versteckten Hafens gelangt. Dieser kleine Hafen war am Eingang ziemlich breit und in der Mitte ziemlich tief, so daß ein kleines Fahrzeug in ihn einfahren und sich darin verstecken konnte. Dantès schloß nun, daß der Kardinal Spada, um unbemerkt zu bleiben, in diesen Hafen eingelaufen sei, dort sein Schiff verborgen, den von den Einschnitten angezeigten Weg verfolgt und am Ende desselben seinen Schatz vergraben habe.

Diese Vermutung führte Dantès zu dem runden Felsen zurück.

Aber wie hatte man ohne gewaltige Kraftaufwendung diesen Felsblock in die Höhe schaffen können?

Plötzlich kam Dantès der Gedanke, daß man den Stein, statt hochzuheben, herabgelassen haben könnte. Er stieg deshalb auf den Stein, suchte oben nach dessen früherer Lage und sah in der Tat bald, daß eine kleine Rutschbahn gemacht worden war, auf der der Block bis zu der Stelle, wo er sich befand, heruntergeglitten sein mußte; ein anderer Block hatte ihm als Keil gedient, die Steine waren sorgfältig wieder hingelegt und Erde war über die Stelle gestreut worden, um jede Spur der Arbeit verschwinden zu lassen; die Stelle war bald von Moos und Pflanzen bedeckt worden, und der Felsen schien fest mit dem Boden verwachsen zu sein.

Dantès hob vorsichtig die Erde und glaubte diese sinnreiche Arbeit zu erkennen.

Dann begann er mit seiner Hacke diese natürliche Trennwand anzugreifen.

Nach zehn Minuten gab die Mauer nach, und ein Loch war geöffnet, so groß, daß man den Arm hineinstecken konnte.

Dantès schlug den stärksten Olivenbaum um, den er finden konnte, schnitt die Zweige ab, steckte ihn in das Loch und benutzte ihn als Hebel.

Aber der Block war zu schwer und zu fest verrammt, als daß ihn menschliche Kraft, selbst die eines Herkules, zu bewegen vermocht hätte.

Dantès mußte den unteren als Keil dienenden Stein zuerst entfernen. Aber womit?

Er sah sich um, wie Leute tun, die in Verlegenheit sind. Da fiel sein Blick auf ein mit Pulver gefülltes Horn, das ihm sein Freund Jacopo zurückgelassen hatte.

Mit seiner Hacke machte er nun zwischen dem oberen und dem unteren Felsblock ein Loch, füllte es mit Pulver, drehte sein Taschentuch zusammen, machte mit Hilfe des Salpeters eine Lunte daraus und zündete sie an. Dann entfernte er sich.

Die Explosion ließ nicht auf sich warten; der obere Block wurde gehoben und der untere zersprengt. Durch die kleine von Dantès gesprengte Öffnung entschlüpfte ein ganzer Schwarm von Insekten und eine riesige Natter.

Dantès trat näher; der obere, nicht mehr gestützte Block neigte sich nach unten. Dantès suchte die geeignetste Stelle hinter ihm und setzte mit gewaltiger Anstrengung den Hebel an.

Der Felsen wankte, gab endlich nach, überschlug sich, sprang ab und stürzte ins Meer. Er hatte eine kreisförmige Stelle bloßgelegt, und Dantès sah eine viereckige Steinplatte, in deren Mitte ein eiserner Ring angebracht war.

Er stieß einen Schrei der Freude und Verwunderung aus. Er wollte weiterarbeiten, aber die Beine zitterten ihm, und das Herz klopfte ihm so heftig, daß er innehalten mußte.

Das dauerte aber nur eine Sekunde, dann steckte Edmund seinen Hebel in den Ring, hob die eingelassene Platte und sah ein Art steile Treppe, die in das Dunkel einer Grotte führte.

Ein anderer wäre außer sich vor Freude die Treppe hinabgeeilte, aber Dantès hielt inne.

Laß sehen, sagte er zu sich, bewähre dich als Mann, der an Unglück gewöhnt ist; laß dich nicht durch eine Enttäuschung niederschla-

gen! Das Herz bricht, wenn es sich in der Wärme der Hoffnung zu weit ausgedehnt hat und dann wieder in die Kälte der Wirklichkeit zurückkommt. Faria hat geträumt; der Kardinal Spada hat in dieser Höhle nichts vergraben, ist vielleicht nie hierhergekommen, oder wenn auch, so hat Cesare Borgia, der kühne Abenteurer und unersättliche Räuber, ihm nachgespürt, hat die Spur entdeckt, ist denselben Zeichen gefolgt wie ich, hat den Stein gehoben, ist vor mir hinabgestiegen und hat mir nichts zum Mitnehmen übriggelassen!

Er blieb einen Augenblick unbeweglich, nachdenkend stehen, den Blick auf die Öffnung gerichtet. Dann fuhr er fort:

Aber jetzt, da ich auf nichts mehr reche, da ich mir gesagt habe, daß es Wahnsinn sei, noch Hoffnung zu hegen, ist die Fortsetzung dieses Abenteuers für mich eine Sache der Neugier, nichts weiter!

Er stand noch immer sinnend da.

»Hinunter!« sagte er dann. Und mit dem Lächeln des Zweifels auf den Lippen, und das letzte Wort menschlicher Weisheit: »Vielleicht!« murmelnd, stieg er hinab.

Statt der erwarteten Finsternis sah Dantès ein bläuliches Licht; Luft und Licht drangen nicht nur durch die von ihm gemachte Öffnung, sondern auch durch Felsenrisse, die von außen unsichtbar waren.

Nach einigen Sekunden Aufenthalt in dieser Höhle, in der die Temperatur gegenüber draußen sehr angenehm war, vermochte Dantès mit seinen an die Finsternis gewöhnten Augen in die fernsten Winkel zu blicken. Die Höhlenwände bestanden aus rötlich-gelbem Granit, der wie Diamanten flimmerte.

»Ach!« meinte Dantès lächelnd; »das werden jedenfalls die vom Kardinal hinterlassenen Schätze sein!«

Aber er erinnerte sich der Worte des Testaments: »In dem entlegensten Winkel der zweiten Höhle.«

Die zweite Höhle, deren Öffnung er suchte, mußte nach dem Innern der Insel gehen. Dantès untersuchte die Steine und klopfte an eine der Wände, wo er die Öffnung vermutete, die jedenfalls zur Vorsicht unkenntlich gemacht worden war.

Die Hacke tönte einen Augenblick und entlockte dem Felsen einen matten Ton. Endlich schien es ihm, als ob die Granitwand mit einem dumpferen und tieferen Echo antwortete; er prüfte mit den Augen die Wand und erkannte mit dem Scharfsinn des Gefangenen, was vielleicht kein anderer erkannt hätte, daß dort eine Öffnung sein müsse.

Um sich indessen keine unnütze Arbeit zu machen, prüfte Dantès erst die anderen Wände mit der Hacke, untersuchte den Boden mit dem Gewehrkolben und kratzte an verschiedenen Stellen den Sand fort; da er aber nichts entdeckte, kehrte er zu der Stelle an der Wand zurück.

Er schlug von neuem mit der Hacke zu und stärker als das erstemal. Da sah er etwas Seltsames: Unter den Schlägen der Hacke löste sich eine Art Anwurf ab und legte einen weißlichen, weichen Stein bloß. Man hatte die Öffnung des Felsens mit einer anderen Gesteinsart verschlossen, dann einen Anwurf darüber angebracht und diesem Anwurf die Farbe und das Aussehen des Granits gegeben.

Dantès klopfte nun mit der spitzen Seite der Hacke, und sie drang einen Zoll tief in das Mauerwerk ein. Dort mußte er nachgraben.

Aber – sonderbares Geheimnis der menschlichen Natur! – je zahlreicher die Beweise wurden, daß Faria sich nicht getäuscht hatte, desto stärker wurden in ihm Zweifel und Mutlosigkeit. Die Hacke entglitt fast seinen Händen; er stellte sie auf den Boden, wischte sich den Schweiß von der Stirn und stieg wieder an das Tageslicht hinauf. Er redete sich ein, er müsse nachsehen, ob ihm niemand nachspüre; in Wahrheit bedurfte er der Luft, weil er nahe daran war, ohnmächtig zu werden.

Die Insel lag verlassen in der Sonnenglut. In der Ferne spannten kleine Fischerbarken ihre Flügel auf dem saphirblauen Meer.

Dantès hatte noch nichts genossen, aber er dachte nicht an Essen, trank einige Schluck Rum und kehrte wieder in die Höhle zurück.

Die Hacke, die ihm vorhin so schwer erschien, war wieder leicht geworden; er nahm sie wie eine Feder auf und machte sich erneut an die Arbeit.

Nach einigen Schlägen bemerkte er, daß die Steine nicht vermauert, sondern bloß aufeinandergelegt und dann mit dem Anwurf überzogen worden waren; er steckte die Hacke in eine der Spalten, drückte auf den Stiel und sah mit Freude den Stein zu seinen Füßen fallen.

Von nun ab brauchte Dantès nur einen Stein nach dem andern mit der Spitze der Hacke an sich zu ziehen, und sie rollten neben den ersten zu seinen Füßen.

Dantès hätte bereits durch die erste Öffnung eintreten können, aber indem er es noch einige Augenblicke verschob, verschob er die Gewißheit und konnte sich noch an die Hoffnung halten.

Endlich trat er nach nochmaligem Zögern aus der ersten Höhle in die zweite.

Die zweite Höhle war niedriger und finsterer als die erste, die Luft war erstickend.

Dantès ließ erst die Außenluft eine Zeitlang eindringen und trat dann wieder ein.

Links vom Eingang war ein tiefer, finsterer Winkel. Dantès, für dessen Augen es keine Dunkelheit gab, sah forschend umher: Die zweite Höhle war leer wie die erste.

Wenn der Schatz existierte, mußte er in diesem finstern Winkel vergraben sein. Zwei Fuß Erde lagen für Dantès zwischen der höchsten Freude und der tiefsten Verzweiflung.

Er schritt nach dem Winkel und begann den Boden zu bearbeiten. Beim fünften oder sechsten Hackenschlag ertönte Eisen auf Eisen. Wäre Dantès auf nichts getroffen, er wäre jedenfalls nicht bleicher geworden.

Er schlug etwas seitwärts von der Stelle und traf auf denselben Widerstand; der Klang aber war ein anderer.

»Es ist eine Holztruhe mit Eisenbeschlag«, sagte er.

In diesem Augenblick huschte ein Schatten durch die Höhle.

Dantès ließ die Hacke fallen, ergriff das Gewehr und eilte durch die Öffnung zum Ausgang.

Eine wilde Ziege war über den ersten Eingang der Höhle gesprungen und graste einige Schritte abwärts.

Dies war für Dantès eine schöne Gelegenheit, sich ein Mittagsmahl zu verschaffen, aber er fürchtete, daß der Schuß jemand herbeilocken könnte.

Er überlegte einen Augenblick, schnitt dann einen harzreichen Baum ab, ging nach dem noch brennenden Feuer, an dem die Schleichhändler ihr Frühstück gekocht hatten, zündete seine Fackel an und kehrte damit zurück.

Er wollte nichts von dem, was sich seinen Augen bieten würde, verlieren.

Er näherte die Fackel dem formlosen, unvollendeten Loch und erkannte, daß er sich nicht getäuscht hatte: Seine Schläge hatten abwechselnd Eisen und Holz getroffen.

Er steckte die Fackel in die Erde und machte sich wieder an die Arbeit.

Im nächsten Augenblick war ein etwa drei Fuß langes und zwei Fuß breites Loch ausgehoben, und Dantès konnte eine mit ziselirten Eisenbändern beschlagene Truhe erkennen. In der Mitte des Deckels glänzte auf einer Silberplatte das Wappen der Familie Spada, ein ovales Schild mit Schwert und darüber ein Kardinalshut.

Dantès erkannte es leicht; hatte doch der Abbé Faria es ihm oft genug gezeichnet.

Jetzt war kein Zweifel mehr, der Schatz war wirklich da; man hätte nicht soviel Vorsicht angewandt, um eine leere Truhe an dieser Stelle zu vergraben.

In einem Augenblick waren die Seiten der Truhe vollständig freigelegt, und Dantès sah nach und nach das zwischen zwei Vorhängeschlössern befindliche Mittelschloß und die Henkel an den Seitenwänden; alles dies war ziselirt, wie man in jener Epoche, da die Kunst die gewöhnlichsten Metalle kostbar machte, ziselirte.

Dantès faßte die Truhe an den Henkeln und versuchte sie aufzuheben; es war unmöglich.

Er versuchte sie zu öffnen; Schloß und Vorlegeschlösser waren verschlossen, die treuen Wächter schienen ihren Schatz nicht herausgeben zu wollen.

Dantès zwängte die scharfe Seite der Hacke zwischen Kasten und Deckel und drückte auf den Stiel; der Deckel knarrte und sprang mit einem Ruck auf.

Ein Fieber ergriff Dantès; er nahm sein Gewehr, lud es und stellte es neben sich. Zuerst schloß er die Augen, dann öffnete er sie wieder und war geblendet.

Die Truhe bestand aus drei Abteilungen.

In der ersten glänzten rötlich-gelbe Goldtaler.

In der zweiten schlecht polierte, in guter Ordnung nebeneinanderliegende Barren, die vom Golde nur das Gewicht und den Wert hatten.

Aus der dritten endlich, die halb voll war, hob Dantès Hände voll Diamanten, Perlen, Rubine, die, in funkelndem Strom zurückfallend, ein Geräusch machten, wie wenn Hagel gegen die Fenster schlägt.

Nachdem Dantès mit zitternden Händen das Gold betastet und in den Edelsteinen gewühlt hatte, erhob er sich und rannte durch die Höhlen wie jemand, der dem Wahnsinn nahe ist. Er sprang auf einen Felsen, von wo er das Meer sehen konnte, und bemerkte nichts; er war allein, ganz allein mit dem unberechenbaren, unerhörten, fabelhaften Reichtum, der ihm gehörte. Träumte oder wachte er?

Er mußte sein Gold noch einmal sehen, und doch fühlte er, daß er in diesem Augenblick nicht die Kraft hatte, den Anblick des Schatzes zu ertragen. Einen Augenblick hielt er sich mit beiden Händen den Kopf, dann stürzte er fort über die Insel und scheuchte die wilden Ziegen und die Seevögel durch sein Schreien und seine wilden Bewegungen auf. Er gelangte wieder an den Eingang, stürz-

te durch die erste Höhle in die zweite und befand sich wieder vor dem Haufen von Gold und Diamanten.

Diesmal fiel er auf die Knie, preßte beide Hände krampfhaft auf sein klopfendes Herz und stieß ein Gebet hervor, das Gott allein verständlich war.

Bald fühlte er sich ruhiger und begann an sein Glück zu glauben.

Nun fing er an, sein Vermögen zu zählen; es waren tausend Barren Gold, jeder von zwei bis drei Pfund; dann häufte er fünfundzwanzigtausend Goldtaler, alle mit dem Bildnisse des Papstes Alexander VI. und seiner Vorgänger, auf, wovon jeder achtzig Franken wert sein konnte, und er bemerkte, daß das Fach erst halb leer war; endlich maß er zehnmal seine beiden Hände voll Perlen, Edelsteine und Diamanten, von denen viele von den ersten Goldschmieden der Epoche aufs kunstvollste gefaßt waren.

Dantès sah allmählich den Tag zur Neige gehen. Er fürchtete überrascht zu werden, wenn er in der Höhle bliebe, und verließ sie mit dem Gewehr in der Hand. Ein Stück Zwieback und einige Schluck Wein waren sein Abendessen. Dann setzte er den Stein wieder ein, legte sich auf ihn und schlief einige Stunden, indem er den Eingang zur Höhle mit seinem Leib deckte.

DER UNBEKANNTE

Der Tag kam; Dantès erwartete ihn schon lange mit offenen Augen. Bei den ersten Strahlen erhob er sich und stieg wie am Tag vorher auf den höchsten Felsen der Insel, um Ausschau zu halten; wie am Tag vorher war alles einsam.

Edmund kehrte zurück, hob den Stein, füllte seine Taschen mit Edelsteinen, schloß den Koffer wieder, so gut es ging, bedeckte ihn mit Erde, stampfte die Erde mit den Füßen fest und warf Sand auf die Stelle, so daß sie dem übrigen Boden glich. Dann verließ er die Höhle, fügte die Platte wieder ein und bedeckte sie mit Steinen verschiedener Größe. Die Zwischenräume füllte er mit Erde aus und pflanzte Myrten und Heidekraut hinein, begoß die Pflanzen, damit es aussähe, als ob sie stets an der Stelle gestanden hätten, verwischte die Spuren seiner Tritte und erwartete voll Ungeduld die Rückkehr seiner Gefährten. Jetzt durfte er keine Zeit mehr damit verlieren, sich an der Betrachtung seines Schatzes zu weiden; jetzt mußte er ins Leben, unter die Menschen zurückkehren und in der Gesellschaft den Rang einnehmen und den Einfluß und die Macht ausüben, die der Reichtum, die größte Kraft, über die der Mensch verfügt, seinem Besitzer verleiht.

Die Schmuggler kamen am sechsten Tag zurück. Dantès erkannte die »Junge Amalie« von weitem, schleppte sich wie der verwundete Philoktet zum Hafen, und als seine Gefährten ankamen, teilte er ihnen, obwohl immer noch klagend, mit, daß er sich merklich besser fühle. Dann hörte er den Bericht ihrer Abenteuer an. Ihr

Unternehmen war ihnen zwar gelungen, aber kaum hatten sie ihre Ladung gelöscht, so waren sie benachrichtigt worden, daß ein in Toulon stationiertes Wachtschiff den Hafen verlassen habe und auf sie zukäme. Sie waren dann mit vollen Segeln auf und davon gegangen, wobei sie bedauerten, daß Dantès, der dem Schiff eine so viel größere Geschwindigkeit zu geben verstand, nicht da war, um es zu führen. In der Tat hatten sie bald das Fahrzeug auf der Jagd nach ihnen bemerkt, aber unter dem Schutz der Nacht war es ihnen gelungen zu entweichen.

Die Reise war nicht schlecht gewesen, und alle, besonders aber Jacopo, bedauerten, daß Dantès nicht von der Partie gewesen war und nicht auch seinen Teil von dem Gewinn erhalten hatte, der sich für den Mann auf fünfzig Piaster belief.

Edmund ließ sich nichts anmerken; er lächelte nicht einmal bei der Aufzählung der Anteile, die er bekommen haben würde, wenn er die Insel hätte verlassen können; und da die »Junge Amalie« nur nach Monte Christo gekommen war, um ihn abzuholen, so schiffte er sich an demselben Abend ein und folgte dem Patron nach Livorno.

In Livorno ging er zu einem Händler und verkaufte vier seiner kleinsten Diamanten für je fünftausend Franken. Der Händler hätte sich erkundigen können, wie ein Matrose in den Besitz solcher Wertsachen käme, aber er hütete sich wohl, denn er verdiente an jedem tausend Franken.

Am folgenden Tage kaufte er eine ganz neue Barke, die er Jacopo gab nebst hundert Piastern, um eine Mannschaft anzuwerben, und das unter der Bedingung, daß Jacopo nach Marseille ginge und sich nach einem Greise namens Louis Dantès, der in den Allées de Meilhan wohnte, und nach einem jungen Mädchen im Katalonierdorf namens Mercedes erkundige.

Jetzt war es Jacopo, der glaubte, daß er träume. Edmund erzählte ihm dann, daß er aus Laune und weil ihm seine Familie das Geld zu seinem Unterhalt verweigerte, Seemann geworden sei; bei der Ankunft in Livorno habe er aber die Erbschaft eines Onkels er-

hoben, der ihn zum einzigen Erben eingesetzt habe. Die Bildung Dantès' ließ diese Erzählung so glaubhaft erscheinen, daß Jacopo keinen Augenblick daran zweifelte, daß sein früherer Gefährte ihm die Wahrheit gesagt habe.

Da andererseits Edmunds Engagement an Bord der »Jungen Amalie« abgelaufen war, nahm er Abschied von dem Seemann, der ihn zuerst zurückzuhalten suchte, nachdem er aber die Geschichte von der Erbschaft gehört hatte, die Hoffnung aufgab, seinen früheren Matrosen umzustimmen.

Am anderen Tag fuhr Jacopo nach Marseille ab; er sollte Edmund auf Monte Christo wiedertreffen.

An demselben Tag reiste Dantès ab, ohne das Ziel seiner Reise zu nennen; er hatte sich von der Mannschaft der »Jungen Amalie« mit einem glänzenden Trinkgeld verabschiedet und dem Patron versprochen, einmal von sich hören zu lassen.

Dantès ging nach Genua.

In dem Augenblick, da er ankam, absolvierte eine kleine Jacht ihre Probefahrt. Diese Jacht war von einem Engländer bestellt, der gehört hatte, daß die Genueser die besten Schiffbauer des Mittelländischen Meeres seien, und eine in Genua gebaute Jacht haben wollte. Der Engländer sollte vierzigtausend Franken bezahlen. Dantès bot sechzigtausend, unter der Bedingung, daß ihm das Fahrzeug noch an demselben Tag übergeben werde. Der Engländer war nach der Schweiz gereist und wollte erst in drei bis vier Wochen wiederkommen, um das Schiff in Empfang zu nehmen. Der Schiffbauer glaubte noch Zeit zu haben, ein anderes fertigzustellen. Dantès führte den Schiffbauer zu einem Händler, ging mit ihm in den hinteren Laden, und der Händler zahlte dem Schiffbauer sechzigtausend Franken aus.

Der Schiffbauer bot Dantès seine Dienste an, um ihm eine Mannschaft zu besorgen; Dantès aber dankte, indem er sagte, daß er die Gewohnheit habe, allein zu reisen, und daß er nichts weiter wünsche,

als daß in der Kajüte am Kopfende des Betts ein geheimer Schrank mit drei Abteilungen angebracht würde, wozu er die Maße angab.

Der Schrank war am folgenden Tage angebracht. Zwei Stunden später verließ Dantès den Hafen von Genua; eine Menge Neugieriger hatte sich angesammelt, die den vornehmen Spanier sehen wollten, der die Gewohnheit hatte, allein zu reisen.

Mit Hilfe des Steuerruders und ohne daß er es nötig hatte, es zu verlassen, ließ Dantès sein Schiff alle gewünschten Bewegungen machen. Man hätte das Schiff für ein vernünftiges Wesen halten können, das bereit war, jedem gegebenen Antrieb zu gehorchen, und Dantès gestand sich, daß die Genueser ihren Ruf als erste Schiffbauer der Welt verdienten.

Am Ende des zweiten Tages kam Dantès bei der Insel Monte Christo an; das Schiff war ein vorzüglicher Segler und hatte die Entfernung in fünfunddreißig Stunden zurückgelegt. Dantès hatte die Küste vollständig erkundet, und anstatt in dem gewöhnlichen Hafen anzulegen, warf er in der kleinen versteckten Bucht Anker.

Die Insel war vollständig verlassen, niemand schien sie nach Dantès' Abreise betreten zu haben. Er begab sich in seine Schatzkammer. Alles war noch in demselben Zustand, wie er es verlassen hatte.

Am folgenden Tag brachte er sein ungeheures Vermögen an Bord der Jacht und verschloß es in den drei Fächern des geheimen Schrankes.

Dantès wartete noch acht Tage. Während dieser Zeit fuhr er mit der Jacht um die Insel herum, studierte sie wie ein Reiter sein Pferd und kannte nach Ablauf der acht Tage alle ihre Vorzüge und Mängel; er versprach sich, die ersteren noch zu erhöhen und den letzteren abzuhelpfen.

Am achten Tag sah Dantès ein kleines Fahrzeug mit vollen Segeln auf die Insel zukommen und erkannte die Barke Jacopos. Er gab ein Zeichen, das Jacopo beantwortete, und zwei Stunden darauf lag die Barke neben der Jacht.

Auf beide von Edmund gestellte Fragen erfolgte eine traurige Antwort.

Der alte Dantès war tot. Mercedes war verschwunden.

Edmund hörte diese Nachrichten mit ruhigem Gesicht an, stieg aber sogleich an Land und verbot, daß ihm irgend jemand dahin folge.

Zwei Stunden darauf kam er zurück. Zwei Mann von Jacopos Barke gingen auf die Jacht, um beim Manövrieren behilflich zu sein, und er gab den Befehl, nach Marseille zu fahren. Den Tod seines Vaters hatte er vorausgesehen; aber was war aus Mercedes geworden?

Eines Morgens fuhr die Jacht, von der kleinen Barke gefolgt, in den Marseiller Hafen ein und machte gerade gegenüber dem Orte halt, wo Dantès an jenem verhängnisvollen Abend nach dem Schloß If eingeschifft worden war.

Nicht ohne Bangen sah Dantès in dem Sanitätsboot einen Gendarmen auf sich zukommen. Er überreichte ihm einen englischen Paß, den er in Livorno gekauft hatte, und konnte ohne Schwierigkeiten an Land gehen.

Der erste Mensch, den Dantès bemerkte, als er den Fuß an Land setzte, war einer der Matrosen des »Pharao«. Er ging direkt auf den Mann zu, der unter ihm gedient hatte. So bot sich ihm eine vortreffliche Gelegenheit, sich von der Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, zu überzeugen. Dantès stellte mehrere Fragen, die der Matrose beantwortete, ohne daß seine Worte oder sein Gesicht im geringsten andeuteten, daß er sich erinnere, den Mann, mit dem er sprach, je gesehen zu haben.

Dantès gab dem Matrosen zum Dank für seine Auskunft ein Geldstück; einen Augenblick darauf hörte er den Mann ihm naheilen.

Dantès wandte sich um.

»Entschuldigen Sie, Herr«, sagte der Matrose, »aber Sie haben sich jedenfalls geirrt; Sie werden geglaubt haben, mir ein Vierzigsousstück zu geben, und haben mir einen Doppelnapoleon gegeben.«

»In der Tat, Freund«, antwortete Dantès, »ich hatte mich geirrt; da aber Eure Ehrlichkeit einen Lohn verdient, so ist hier noch einer, den ich Euch anzunehmen bitte, um mit Euren Kameraden auf mein Wohl zu trinken.«

Der Matrose sah Dantès mit solchem Erstaunen an, daß er nicht einmal daran dachte, sich zu bedanken.

»Das ist irgendein Nabob, der von Indien kommt«, sagte er, indem er ihm nachsah.

Dantès setzte seinen Weg fort; jeder Schritt, den er machte, ließ sein Herz erbeben; alle Erinnerungen der Kindheit, unauslöschlich, ewig der Seele gegenwärtige Erinnerungen erstanden vor ihm. Als er sich den Allées de Meilhan näherte, fühlte er seine Knie wanken, und er wäre beinahe unter die Räder eines Wagens geraten. Endlich war er vor dem Haus, das sein Vater einst bewohnte. Die Wildreben und Kapuzinerpflanzen waren aus der Mansarde verschwunden, wo der Alte sie früher so sorgfältig am Spalier gepflegt hatte.

Er lehnte sich an einen Baum und stand einige Zeit in Gedanken versunken, die obersten Stockwerke dieses armseligen Hauses betrachtend. Endlich überschritt er die Schwelle, fragte, ob nicht im Haus eine Wohnung zu vermieten sei, und obgleich keine Wohnung frei war, bestand er doch so hartnäckig darauf, die im fünften Stockwerk anzusehen, daß der Hausmeister hinaufging und die Inhaber der Wohnung von seiten eines Fremden um die Erlaubnis bat, die zwei kleinen Zimmer, aus denen die Wohnung bestand, ansehen zu dürfen. Die Bewohner waren ein junger Mann und eine junge Frau, die erst vor acht Tagen geheiratet hatten.

Als Dantès diese beiden jungen Leute sah, seufzte er tief auf.

Übrigens erinnerte Dantès nichts mehr an die Wohnung seines Vaters; nicht einmal die Tapete war geblieben, nur die Mauern waren die gleichen.

Dantès betrachtete das Bett, das an derselben Stelle stand wie das des früheren Mieters. Obwohl er sich bezwang, wurden seine Augen

naß; auf dieser Stelle war der Greis mit dem Namen seines Sohnes auf den Lippen gestorben.

Die beiden jungen Leute betrachteten mit Verwunderung diesen Mann mit dem ernstesten Gesicht, über dessen Wangen zwei große Tränen liefen, ohne daß er das Gesicht verzog. Doch die jungen Leute richteten keine Fragen an den Unbekannten. Sie zogen sich zurück, um ihn in Ruhe weinen zu lassen, und als er ging, begleiteten sie ihn und sagten ihm, daß er wiederkommen könne, wann er wolle, und daß ihr armes Heim ihn immer gern aufnehmen werde.

In dem Stockwerk darunter blieb Edmund vor einer Tür stehen und fragte den Hausmeister, ob der Schneider Caderousse noch immer hier wohne. Aber der Hausmeister antwortete, daß Caderousse schlechte Geschäfte gemacht habe und jetzt eine kleine Herberge an der Straße von Bellegarde nach Beaucaire halte.

Dantès ging nach unten, fragte nach der Adresse des Hauseigentümers und begab sich zu ihm. Er ließ sich unter dem Namen Lord Wilmore, auf den sein Paß lautete, anmelden und kaufte das Haus in den Allées de Meilhan für fünfundzwanzigtausend Franken; das waren mindestens zehntausend Franken mehr, als es wert war. Aber Dantès hätte es mit einer halben Million bezahlt, wenn man soviel gefordert hätte.

Noch am selben Tag wurde den jungen Leuten im fünften Stock von dem Notar, der den Kontrakt aufgesetzt hatte, mitgeteilt, daß der neue Besitzer ihnen die Wahl unter allen Wohnungen im Hause lasse, ohne den Mietspreis zu erhöhen, unter der Bedingung, daß sie ihm die beiden von ihnen bewohnten Zimmer abträten.

Dieses sonderbare Ereignis beschäftigte die Leute in den Allées de Meilhan länger als acht Tage und veranlaßte tausend Vermutungen und Überlegungen.

Was aber vor allem die Köpfe verwirrte, war, daß man am selben Abend den Mann, den man in das Haus in den Allées de Meilhan hatte eintreten sehen, nach dem Katalonierdorf hinausgehen sah. Dort trat er in ein armseliges Fischerhaus, wo er über eine Stunde

blieb und sich nach mehreren Personen erkundigte, die tot oder seit mehr als fünfzehn oder sechzehn Jahren verschwunden waren.

Am andern Morgen erhielten die Leute, bei denen er eingetreten war, um alle diese Fragen zu tun, als Geschenk eine ganz neue, mit zwei Schlepp- und einem Sacknetz ausgerüstete Barke.

Die braven Leute hätten dem freigebigen Fremden gern danken wollen; aber man hatte beobachtet, wie er nach seinem Besuch im Dorf einem Matrosen einige Befehle gegeben hatte, dann zu Pferde gestiegen war und Marseille durch das Aixier Tor verlassen hatte.

DIE HERBERGE VON PONT DU GARD

Auf der Landstraße zwischen Beaucaire und Bellegarde liegt an der rechten Seite, mit der Rückseite nach der Rhône zu, eine kleine Herberge, deren beim geringsten Winde knarrendes Schild eine groteske Darstellung des Pont du Gard trägt.

Seit sieben oder acht Jahren waren die Inhaber dieser kleinen Herberge ein Mann und eine Frau, die als ganzes Gesinde eine Magd Trinette und einen Stallburschen Pacaud hatten. Diese beiden genügten vollständig zur Besorgung der Wirtschaft, seitdem ein Kanal von Beaucaire nach Aiguemortes gebaut war, der der Landstraße den Frachtverkehr entzog.

Der Inhaber der Herberge war ein Mann von vierzig bis fünf- undvierzig Jahren; groß, trocken und nervig, war er mit seinen tiefliegenden glänzenden Augen, der Adlernase und den weißen Raubtierzähnen ein richtiger Südländer. Sein Haupthaar und der Bart, der sein Gesicht umrahmte, waren dicht und kraus und kaum mit einigen weißen Fäden durchzogen. Seine von Natur braune Gesichtsfarbe hatte sich noch mit einer neuen braunen Schicht belegt, infolge der Gewohnheit, die der arme Teufel angenommen hatte, vom Morgen bis zum Abend auf der Schwelle zu stehen und auszuschaun, ob nicht zu Fuß oder zu Wagen irgendein Gast komme, eine Erwartung, die fast immer getäuscht wurde. Während er Ausschau hielt, hatte sein Gesicht gegen die brennende Sonne keinen anderen Schutz als ein um den Kopf gebundenes rotes Taschentuch. Dieser Mann war unser alter Bekannter Gaspard Caderousse.

Seine Frau war eine blasse, magere und kränkliche Person, die in der Gegend von Arles geboren war. Ihr Gesicht, das noch Spuren der traditionellen Schönheit ihrer Landsmänninnen zeigte, verfiel immer mehr, da sie für gewöhnlich an einem der in jener Gegend so häufigen Fieber litt. Sie hielt sich deshalb fast immer fröstelnd in ihrem Zimmer im ersten Stock auf, wo sie entweder im Lehnstuhl oder im Bett saß, während ihr Mann an der Tür Schildwache stand, ein Posten, den er um so lieber einnahm, als jedesmal, wenn er mit seiner reizbaren besseren Hälfte zusammen war, diese ihn mit ihren ewigen Klagen gegen das Schicksal verfolgte. Er antwortete auf diese Klagen meistens nur mit den philosophischen Worten: »Schweig, Gott will es so.«

Caderousse hatte sich, seiner Gewohnheit gemäß, wieder einen Teil des Morgens vor der Tür aufgehalten, wo er seinen melancholischen Blick von einem kleinen dünnen Rasenfleck, auf dem einige Hühner scharrt, bis zu den beiden Enden der Landstraße schweifen ließ, als ihn plötzlich die scharfe Stimme seiner Frau zwang, seinen Posten zu verlassen. Er trat brummend ins Haus und stieg die Treppe hinauf, ließ dabei aber die Haustür weit offen, wie um die Reisenden einzuladen, ihn beim Vorbeigehen nicht zu vergessen.

In dem Augenblick, da Caderousse ins Haus zurücktrat, war die Landstraße ebenso nackt und öde wie die Wüste um Mittag; weiß und endlos dehnte sie sich zwischen zwei Reihen magerer Bäume, und man begriff, daß ein Reisender, der eine andere Tagesstunde wählen konnte, sich nicht in diese schreckliche Sahara wagte.

Wäre Caderousse auf seinem Posten geblieben, so hätte er aus der Richtung von Bellegarde her einen Reiter herankommen gesehen. Dieser Reiter war ein schwarzgekleideter Priester mit einem Dreimaster auf dem Kopf; er näherte sich trotz der brennenden, hoch im Mittag stehenden Sonne in mäßigem Trab.

Vor der Tür angekommen, stieg der Reiter ab, band das Pferd an einen zerfallenen Fensterladen und ging dann nach der Tür, indem er sich mit einem roten Taschentuch den Schweiß von der Stirn

wischte. Er klopfte mit seinem eisenbeschlagenen Stock dreimal auf die Schwelle.

Sofort erhob sich ein großer schwarzer Hund und kam, seine weißen, scharfen Zähne zeigend, bellend auf den Fremden zu, ein Beweis, daß er wenig an Gesellschaft gewöhnt war.

In demselben Augenblick erschütterte ein schwerer Tritt die Holz-
treppe, und der Wirt der armseligen Herberge ging auf den in der
Tür stehenden Priester zu.

»Da bin ich«, sagte Caderousse ganz erstaunt. »Still, Margottin!
Haben Sie keine Angst, Herr, er bellt bloß, beißt aber nicht. Sie
wünschen Wein, nicht wahr? Denn es ist eine verdammte Hitze ...
Ah, entschuldigen Sie«, unterbrach er sich, als er sah, mit wem er
es zu tun hatte, »entschuldigen Sie. Ich wußte nicht, mit wem ich
die Ehre hatte. Was befehlen Sie, Herr Abbé? Ich stehe zu Ihren
Diensten.«

Der Priester betrachtete den Mann einige Sekunden mit eigen-
tümlicher Aufmerksamkeit, er schien sogar die Aufmerksamkeit des
Wirtes auf sich ziehen zu wollen; als er aber sah, daß die Züge des
Wirtes nichts anderes als Überraschung darüber ausdrückten, kei-
ne Antwort zu bekommen, sagte er mit sehr starkem italienischem
Akzent:

»Sind Sie nicht Herr Caderousse?«

»Jawohl, Herr«, antwortete der Wirt, vielleicht noch erstaunter
über die Frage als über das Schweigen, »der bin ich in der Tat;
Gaspard Caderousse, Ihnen zu dienen.«

»Gaspard Caderousse ... ja, ich glaube, das war der Name. Sie
wohnten früher in den Allées de Meilhan, nicht wahr, im vierten
Stock?«

»Ganz recht.«

»Sie übten das Schneiderhandwerk aus?«

»Jawohl, aber das Geschäft ist faul geworden; es ist in diesem Nest
Marseille so warm, daß man, glaube ich, schließlich gar nichts mehr

anziehen wird. Aber wollen Sie nicht eine Erfrischung zu sich nehmen, Herr Abbé?»

»Doch, geben Sie mir eine Flasche von Ihrem besten Wein, und wir werden dann unsere Unterhaltung fortsetzen.«

»Wie Ihnen beliebt, Herr Abbé«, antwortete Caderousse, und um nicht diese Gelegenheit zu verlieren, eine der letzten Flaschen von seinem Cahors anzubringen, beeilte er sich, eine im Fußboden des Zimmers angebrachte Falltür zu öffnen.

Als er nach fünf Minuten wieder erschien, fand er den Abbé auf einem Schemel sitzend, den Ellbogen auf einen langen Tisch gestützt, während Margottin, der seinen Frieden mit dem seltsamen Reisenden gemacht hatte, der ganz wider Erwarten hier etwas genießen wollte, seinen mageren Hals auf seinen Schenkel streckte und ihn mit schmach tenden Augen ansah.

»Sie sind allein?« fragte der Abbé den Wirt, als dieser die Flasche und ein Glas vor ihn hinstellte.

»Nun, lieber Gott, ja, oder doch fast allein, Herr Abbé; denn meine Frau kann mir in nichts helfen, da sie krank ist.«

»Ah, Sie sind verheiratet!« sagte der Priester interessiert, indem er einen Blick um sich warf, der das armselige Mobiliar zu taxieren schien.

»Sie finden, daß ich nicht reich bin, nicht wahr, Herr Abbé?« fragte Caderousse seufzend. »Aber, lieber Gott, es genügt nicht, ehrlich zu sein, um in der Welt vorwärtszukommen.«

Der Abbé richtete einen durchdringenden Blick auf ihn.

»Ja, ein ehrlicher Mann, dessen kann ich mich rühmen, Herr«, fuhr der Wirt fort, indem er den Blick des Abbés aushielt, die eine Hand auf die Brust legte und mit dem Kopf nickte, »und das kann heutzutage nicht jeder sagen.«

»Um so besser, wenn das, dessen Sie sich rühmen, wahr ist«, entgegnete der Abbé; »denn der ehrliche Mann, davon bin ich überzeugt, wird früher oder später belohnt und der schlechte bestraft werden.«

»Das ist Ihr Beruf, so zu sprechen, Herr Abbé«, sagte Caderousse mit bitterem Ausdruck; »unsereinem aber steht es frei, nicht zu glauben, was Sie sagen.«

»Sie tun unrecht, so zu sprechen«, erwiderte der Abbé, »denn vielleicht werde ich selbst Ihnen gleich ein Beweis dessen sein, was ich sage.«

»Was meinen Sie damit?« fragte Caderousse erstaunt.

»Ich meine, daß ich mich vor allem erst versichern muß, ob Sie derjenige sind, mit dem ich zu tun habe.«

»Welche Beweise soll ich Ihnen dafür geben?«

»Haben Sie im Sommer 1814 oder 1815 einen Seemann gekannt, der sich Dantès nannte?«

»Dantès ...! Und ob ich ihn gekannt habe, diesen armen Edmund! Er war sogar einer meiner besten Freunde!« rief Caderousse, dessen Gesicht eine Purpurröte bedeckte, während das klare und sichere Auge des Abbés sich auszudehnen schien, um den Mann ganz zu umfassen.

»Ja, ich glaube in der Tat, daß er sich Edmund nannte.«

»Ob er sich Edmund nannte, der Kleine! Ich denke doch, so wahr wie ich mich Gaspard Caderousse nenne! Und was ist aus diesem armen Edmund geworden, Herr?« fuhr der Wirt fort. »Haben Sie ihn etwa gekannt? Lebt er noch? Ist er frei? Ist er glücklich?«

»Er ist als Gefangener gestorben, verzweifelter und elender als die Übeltäter, die im Bagno von Toulon ihre Kugel schleppen.«

Eine tödliche Blässe folgte der Röte auf Caderousses Gesicht. Er wandte sich ab, und der Abbé sah ihn mit einem Zipfel des roten Tuches, das er um den Kopf trug, eine Träne fortwischen.

»Armer Junge!« murmelte Caderousse. »Nun, da haben Sie wieder einen Beweis von dem, was ich Ihnen sagte, Herr Abbé, daß der liebe Gott nur gut gegen die Schlechten ist. Oh, daß es noch zwei Tage lang Pulver und Feuer regnete!«

»Sie liebten den Jungen von ganzem Herzen, wie es scheint?« fragte der Abbé.

»Ja, ich liebte ihn sehr«, antwortete Caderousse, »obgleich ich mir vorzuwerfen habe, daß ich einen Augenblick sein Glück beneidete. Seitdem aber, das schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre, habe ich sein unglückliches Schicksal tief beklagt.«

Sie schwiegen einen Augenblick lang, während der Blick des Abbés sich nicht von dem beweglichen Gesicht des Herbergswirtes abwandte.

»Und Sie haben ihn gekannt, den armen Kleinen?« fuhr Caderousse fort.

»Ja, ich wurde an sein Sterbebett gerufen, um ihm den letzten Trost der Religion zu spenden«, antwortete der Abbé.

»Woran ist er denn gestorben?« fragte Caderousse mit erstickter Stimme.

»Woran stirbt man mit dreißig Jahren in der Gefangenschaft, wenn nicht an der Gefangenschaft selbst?«

Caderousse wischte sich den Schweiß, der ihm von der Stirn lief.

»Das sonderbare bei alledem«, fuhr der Abbé fort, »ist, daß Dantès auf dem Sterbebett bei dem Heiland, dessen Füße er küßte, mir geschworen hat, daß er den Grund seiner Gefangenschaft nicht wisse.«

»Allerdings, das konnte er nicht wissen«, sagte Caderousse; »nein, Herr Abbé, der arme Junge hat nicht gelogen.«

»Deshalb hat er mich auch beauftragt, sein Unglück aufzuklären und seinen guten Namen wiederherzustellen, falls dieser befleckt worden sein sollte.«

Der Abbé, der Caderousse unverwandt betrachtete, bemerkte den finsternen Ausdruck auf dessen Gesicht.

»Ein reicher Engländer, sein Unglücksgenosse«, fuhr der Abbé fort, »der bei der zweiten Restauration freikam, besaß einen Diamanten von großem Wert. Als er das Gefängnis verließ, wollte er Dantès, der ihn in einer Krankheit wie ein Bruder gepflegt hatte, ein Zeichen seiner Dankbarkeit hinterlassen und gab ihm diesen Diamanten. Anstatt sich des Diamanten zu bedienen, um seine Kerkermeister zu

bestechen, die den kostbaren Stein annehmen und den Gefangenen dann doch verraten konnten, hob Dantès ihn sorgsam auf für den Fall, daß er aus dem Gefängnis kommen sollte; denn dann war er durch den Verkauf dieses Diamanten allein ein wohlhabender Mann.«

»Es war also, wie Sie sagen, ein Diamant von großem Wert?« fragte Caderousse mit gierigen Augen.

»Wenigstens von großem Wert für Edmunds Verhältnisse«, entgegnete der Abbé; »dieser Diamant wurde auf fünfzigtausend Franken geschätzt«

»Fünfzigtausend Franken!« sagte Caderousse. »Dann war er wohl so groß wie eine Nuß?«

»Nicht ganz«, antwortete der Abbé, »aber Sie können selbst urteilen, denn ich habe ihn bei mir.«

Caderousse schien unter den Kleidern des Abbés den Schatz zu suchen.

Der Abbé zog einen kleinen Behälter von schwarzem Leder aus der Tasche, öffnete ihn und ließ vor den geblendeten Augen Caderousses den Stein funkeln, der einen Ring von wunderbarer Arbeit schmückte.

»Und der ist fünfzigtausend Franken wert?«

»Ohne die Fassung, die gleichfalls wertvoll ist«, antwortete der Abbé.

Und er schloß den Behälter und steckte den Diamanten, der in der Seele Caderousses zu funkeln fortfuhr, wieder in die Tasche.

»Aber wie kommt es, daß Sie im Besitz des Diamanten sind, Herr Abbé?« fragte Caderousse. »Hat Edmund Sie denn zu seinem Erben eingesetzt?«

»Nein, aber zu seinem Testamentsvollstrecker. ›Ich hatte drei gute Freunde und eine Braut«, sagte er mir; ›alle vier werden mich jedenfalls aufs tiefste beklagen. Einer dieser guten Freunde hieß Caderousse.«

Caderousse zitterte.

»Der andere« fuhr der Abbé fort, ohne scheinbar die Erregung Caderousses zu bemerken, »der andere hieß Danglars; der dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich auch.«

Ein sardonisches Lächeln zog über das Gesicht des Wirtes, der eine Bewegung machte, um den Abbé zu unterbrechen.

»Warten Sie«, sagte der Abbé, »lassen Sie mich aussprechen, und wenn Sie eine Bemerkung zu machen haben, können Sie es dann tun. ›Der andere, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich auch und hieß Ferdinand. Meine Braut hieß ...‹ Ich erinnere mich nicht mehr des Namens der Braut.«

»Mercedes«, fiel Caderousse ein.

»Ja, ganz recht«, fuhr der Abbé mit einem unterdrückten Seufzer fort, »Mercedes.«

»Nun?« fragte Caderousse.

»Geben Sie mir eine Flasche Wasser«, sagte der Abbé.

Caderousse beeilte sich, das Verlangte zu holen.

Der Abbé füllte das Glas und trank einige Schlucke.

»Wo waren wir stehengeblieben?« fragte er, als er sein Glas auf den Tisch stellte.

»Die Braut hieß Mercedes.«

»Ah, richtig! ›Gehen Sie nach Marseille ...‹ Dies sind die Worte Dantès', verstehen Sie?«

»Vollkommen.«

»Verkaufen Sie den Diamanten, teilen Sie den Erlös in fünf Teile und geben Sie jedem von diesen Menschen, die mich auf der Welt geliebt haben, einen Teil.«

»Wieso in fünf Teile?« fragte Caderousse. »Sie haben mir ja nur vier Personen genannt.«

»Weil die fünfte, wie mir gesagt wurde, tot ist ... Die fünfte war Dantès' Vater.«

»Ach ja«, sagte Caderousse, »der Ärmste ist gestorben!«

»Ich habe es in Marseille gehört«, entgegnete der Abbé, indem er sich zusammennahm, um gleichgültig zu erscheinen, »aber es

ist schon so viel Zeit seit seinem Tod verflossen, daß ich keine Einzelheiten darüber erfahren konnte ... Wissen Sie vielleicht etwas von dem Ende dieses Greises?»

»Ei«, sagte Caderousse, »wer sollte das besser wissen als ich ...! Ich wohnte Tür an Tür mit dem alten Mann ... Es war kaum ein Jahr nach dem Verschwinden seines Sohnes verflossen, als er starb.«

»Woran?»

»Die Ärzte nannten seine Krankheit ... eine Magen- und Darmentzündung, glaube ich; diejenigen, die ihn kannten, sagten, er sei vor Gram gestorben ... und ich, der ich ihn fast habe sterben sehen, sage, daß er ...« Caderousse hielt inne.

»Nun?» fragte der Priester gespannt.

»Nun denn, ich sage, daß er vor Hunger gestorben ist!«

»Vor Hunger?» rief der Abbé, von seinem Schemel aufspringend. »Vor Hunger! Die elendesten Tiere sterben nicht vor Hunger! Die Hunde, die herrenlos in den Straßen umherlaufen, finden eine mitleidige Hand, die ihnen ein Stück Brot zuwirft, und ein Mensch, ein Christ, ist vor Hunger gestorben, mitten unter anderen Menschen, die sich Christen nennen wie er! Unmöglich! Oh, das ist unmöglich!«

»Ich habe gesagt, was ich gesagt habe«, antwortete Caderousse.

»Und du hast unrecht«, sagte eine Stimme auf der Treppe. »Worum kümmerst du dich?»

Die beiden Männer wandten sich um und sahen durch das Gelände das kränkliche Gesicht einer Frau. Es war die Wirtin, die sich bis dahin geschleppt hatte und, auf der letzten Stufe sitzend, den Kopf auf die Knie gestützt, die Unterhaltung mitanhörte.

»Worum kümmerst du dich denn, Frau?« entgegnete Caderousse. »Der Herr bittet mich um Auskunft, und die Höflichkeit fordert, daß ich sie ihm gebe.«

»Ja, aber die Klugheit fordert, daß du sie ihm verweigerst. Wer sagt dir denn, in welcher Absicht man dich ausfragen will, Dummkopf?»

»In der besten Absicht, ganz gewiß«, sagte der Abbé. »Ihr Mann hat nichts zu fürchten, falls er offen antwortet.«

»Nichts zu fürchten, ja, erst macht man schöne Versprechungen, dann heißt es einfach, daß man nichts zu fürchten habe, und nachher geht man, ohne was von dem, was man gesagt hat, zu halten, und eines schönen Morgens kommt den armen Leuten das Unglück auf den Hals, ohne daß man weiß, woher es kommt.«

»Seien Sie unbesorgt, liebe Frau, von meiner Seite wird Ihnen gewiß kein Unglück kommen, das verspreche ich Ihnen.«

Die Frau brummte einige Worte, die man nicht verstehen konnte, ließ ihren Kopf, den sie einige Augenblicke erhoben hatte, wieder auf die Knie fallen und saß wieder fieberzitternd da, es ihrem Manne anheimstellend, die Unterhaltung fortzusetzen, von der ihr an ihrem Platz kein Wort entgehen konnte.

Während dieser Zeit hatte der Abbé einige Schlucke Wasser getrunken und sich wieder gefaßt.

»War denn aber dieser unglückliche Greis«, fragte er weiter, »so von aller Welt verlassen, daß er eines solchen Todes sterben konnte?«

»O Herr«, antwortete Caderousse, »Mercedes, die Katalonierin, und Herr Morrel hatten ihn nicht verlassen; aber der Alte hatte eine tiefe Abneigung gegen Ferdinand gefaßt, denselben«, fuhr er mit spöttischem Lächeln fort, »den Dantès Ihnen als einen seiner Freunde genannt hat.«

»War er's denn nicht?« fragte der Abbé.

»Gaspard! Gaspard!« murmelte die Frau oben auf der Treppe. »Paß auf, was du sagst.«

Caderousse machte eine Bewegung der Ungeduld und fuhr, ohne seiner Frau zu antworten, fort:

»Kann man der Freund desjenigen sein, dessen Weib man begehrt? Dantès, der ein Herz wie Gold hatte, nannte alle diese Leute seine Freunde ... Armer Edmund ...! Wahrhaftig, es ist das beste, daß er nichts erfahren hat; es wäre ihm zu schwer geworden, ihnen in der Todesstunde zu vergeben ... Und man mag sagen, was man

will, ich fürchte mehr die Verwünschung der Toten als den Haß der Lebenden!«

»Dummkopf!« sagte die Frau.

»Wissen Sie denn, was Ferdinand«, fragte der Abbé weiter, »Dantès getan hat?«

»Ob ich's weiß! Ich dünkte wohl!«

»Gaspard, mach was du willst, es steht dir frei«, sagte die Frau; »wenn du mir aber glaubst, so sagst du nichts.«

»Diesmal, glaube ich, hast du recht, Frau«, entgegnete Caderousse.

»Also, Sie wollen nichts sagen?« fragte der Abbé.

»Wozu?« antwortete Caderousse. »Wenn der Kleine lebte und zu mir käme, um ein für allemal seine Freunde und seine Feinde kennenzulernen, dann ja; aber er ist unter der Erde, wie Sie sagen, und kann nicht mehr hassen und sich nicht mehr rächen. Lassen wir die Geschichte also ruhen.«

»Ich soll also den Leuten, die Sie als unwürdige und falsche Freunde hinstellen, eine Belohnung geben, die für die Treue bestimmt ist?« fragte der Abbé.

»Freilich, Sie haben recht«, entgegnete Caderousse. »Was wäre für sie übrigens auch das Vermächtnis des armen Edmund? Ein Tropfen Wasser, der ins Meer fällt.«

»Ganz abgesehen davon, daß diese Leute dich mit einer Handbewegung zerschmettern können«, fiel die Frau ein.

»Wieso? Sind diese Leute denn reich und mächtig geworden?«

»Dann kennen Sie also deren Geschichte nicht?«

»Nein, erzählen Sie mir.«

Caderousse schien einen Augenblick zu überlegen.

»Nein, wirklich«, sagte er dann, »es wäre zu lang.«

»Es steht Ihnen frei zu schweigen, mein Freund«, entgegnete der Abbé mit dem Ton höchster Gleichgültigkeit, »und ich achte Ihre Bedenken; sprechen wir also nicht weiter davon. Womit war ich

denn beauftragt? Mit einer einfachen Formalität. Ich werde also den Diamanten hier verkaufen.«

Und er zog den Behälter aus der Tasche, öffnete ihn und ließ den Diamanten vor den Augen Caderousses glänzen.

»Sieh doch, Frau«, sagte er mit heiserer Stimme.

»Ein Diamant?« sagte die Wirtin, indem sie aufstand und mit ziemlich festem Tritt die Treppe herunterkam. »Was ist denn mit diesem Diamanten?«

»Hast du denn nicht gehört, Frau? Das ist ein Diamant, den der Kleine uns vermacht hat: seinem Vater, seinen drei Freunden, Ferdinand, Danglars und mir, und Mercedes, seiner Braut. Der Diamant ist fünfzigtausend Franken wert.«

»Oh, das schöne Kleinod!« rief sie.

»Der fünfte Teil dieser Summe gehört uns also?« fragte Caderousse.

»Ja«, antwortete der Abbé, »und außerdem der Anteil des Vaters, den ich mich für berechtigt halte, unter Sie vier zu verteilen.«

»Und weshalb unter uns vier?« fragte die Wirtin.

»Weil Sie die vier Freunde Edmunds waren.«

»Das sind keine Freunde, die einen verraten!« murmelte die Frau dumpf.

»Ja«, fiel Caderousse ein, »das sagte ich ja; es ist fast eine Entweihung, eine Sünde, den Verrat zu belohnen.«

»Sie haben es ja so gewollt«, entgegnete ruhig der Abbé, indem er den Diamanten wieder in die Tasche seines Priesterrocks steckte. »Jetzt geben Sie mir die Adresse der Freunde Edmunds, damit ich seinen letzten Willen vollstrecken kann.«

Von Caderousses Stirn floß der Schweiß in schweren Tropfen; er sah den Abbé aufstehen und nach der Tür gehen, wie um nach seinem Pferd zu sehen.

Der Wirt und seine Frau sahen einander mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an. »Der Diamant wäre ganz für uns«, sagte Caderousse.

»Glaubst du ihm?« antwortete die Frau.

»Ein Mann der Kirche würde uns nicht täuschen.«

»Mach, was du willst«, sagte die Frau; »ich mische mich nicht ein.«

Und sie ging wieder zur Treppe; sie zitterte, und trotz der Wärme klapperten ihre Zähne. Auf der letzten Stufe hielt sie einen Augenblick an.

»Überleg dir's wohl, Gaspard!« sagte sie.

»Ich bin entschlossen«, antwortete Caderousse.

Die Wirtin begab sich wieder auf ihr Zimmer, indem sie einen Seufzer ausstieß. Man hörte die Decke unter ihren Tritten knarren, bis sie ihren Lehnstuhl erreicht hatte, auf den sie schwer niederfiel.

»Wozu sind Sie entschlossen?« fragte der Abbé, der zurückkam.

»Ihnen alles zu sagen«, antwortete Caderousse.

»Ich glaube auch wirklich, daß es das beste ist«, sagte der Priester.

»Nicht, daß mir daran liegt, Dinge zu wissen, die Sie mir verbergen möchten; wenn Sie mir aber dazu behilflich sein können, die Legate nach dem Wunsch des Testators zu verteilen, ist das jedenfalls das beste.«

»Ich hoffe es«, antwortete Caderousse, dessen Wangen die Röte der Hoffnung und Gier färbte.

»Ich höre Ihnen zu«, sagte der Abbé.

»Warten Sie«, entgegnete Caderousse, »man könnte uns bei der interessantesten Stelle unterbrechen, und das wäre unangenehm; außerdem braucht niemand zu wissen, daß Sie hierhergekommen sind.«

Und er ging nach der Haustür, verschloß sie und legte zur größeren Sicherheit den Nachriegel vor.

Unterdessen hatte der Abbé seinen Platz gewählt, um in Ruhe zuhören zu können; er hatte sich in eine Ecke gesetzt, so daß er im Schatten blieb, während das Licht voll auf das Gesicht des Wirtes fiel. Den Kopf geneigt, die Hände gefaltet oder vielmehr zusammengekrampft, erwartete er die Erzählung.

Caderousse setzte sich ihm gegenüber auf einen Schemel.

»Denke daran, daß ich dich zu nichts treibe!« sagte die zitternde Stimme der Wirtin, als ob sie durch die Decke hindurch die beiden Männer hätte sehen können.

»Schon gut, schon gut!« entgegnete Caderousse. »Sprechen wir nicht weiter davon; ich nehme alles auf mich.«

Und er begann.

DER BERICHT

»Vor allem«, sagte Caderousse, »muß ich Sie bitten, mir eins zu versprechen.«

»Was?« fragte der Abbé.

»Daß, wenn Sie je von den Dingen, die ich Ihnen erzählen werde, Gebrauch machen, niemand erfahren wird, daß sie von mir kommen; denn die Leute, von denen ich sprechen werde, sind reich und mächtig und würden mich wie Glas zerbrechen, wenn sie mich nur mit der Fingerspitze berührten.«

»Machen Sie sich keine Sorge«, entgegnete der Abbé, »ich bin Priester, und die Geheimnisse werden in meiner Brust begraben. Denken Sie daran, daß wir keinen anderen Zweck haben, als den letzten Willen unseres Freundes in würdiger Weise zu erfüllen; sprechen Sie also ohne Schonung wie ohne Haß, sagen Sie die Wahrheit, die ganze Wahrheit. Ich kenne die Personen nicht, von denen Sie mir erzählen wollen, und werde sie auch wahrscheinlich nie kennenlernen; zudem bin ich Italiener und nicht Franzose; ich gehöre Gott und nicht den Menschen und werde wieder in mein Kloster zurückkehren, das ich nur verlassen habe, um den letzten Willen eines Sterbenden zu erfüllen.«

Dieses Versprechen schien Caderousse etwas zu beruhigen.

»Wohlan denn, in diesem Falle sei es«, sagte Caderousse, »ich werde Sie über diese Freunde, die der arme Edmund für so aufrichtig hielt, aufklären.«

»Lassen Sie uns mit seinem Vater anfangen«, sagte der Abbé. »Edmund hat mir viel von diesem Greise erzählt, für den er eine tiefe Liebe hegte.«

»Die Geschichte ist traurig, Herr«, sagte Caderousse und schüttelte den Kopf dabei; »den Anfang kennen Sie wahrscheinlich.«

»Ja«, antwortete der Abbé, »Edmund hat mir alles erzählt bis zu dem Augenblick, da er in einer kleinen Schenke bei Marseille verhaftet wurde.«

»In der ›Réserve‹, ach Gott ja! Ich sehe es noch, als ob es jetzt passierte.«

»War es nicht sogar bei seinem Verlobungsmahl?«

»Jawohl, das Mahl, das so fröhlich begann, hatte ein trauriges Ende. Ein Polizeikommissar, gefolgt von vier Füsiliern, trat ein, und Edmund wurde verhaftet.«

»Damit endet das, was ich weiß«, sagte der Priester; »Dantès selbst wußte nichts weiter, als was ihn persönlich betraf, denn er hat die fünf Personen, die ich Ihnen genannt habe, nie wieder gesprochen, und er hat auch nie wieder von ihnen gehört.«

»Nun wohl! Nach der Verhaftung Dantès' eilte Herr Morrel fort, um Erkundigungen einzuziehen; die lauteten sehr traurig. Der alte Dantès kehrte allein nach Hause zurück, zog weinend seinen Hochzeitsrock aus und lief den ganzen Tag im Zimmer auf und ab. Am Abend legte er sich nicht hin, denn ich wohnte unter ihm und hörte ihn die ganze Nacht hin und her gehen.

Am folgenden Tag kam Mercedes nach Marseille, um Herrn von Villefort um Schutz anzuflehen, doch erreichte sie nichts. Sie besuchte auch den Alten, und als sie ihn so niedergeschlagen sah und erfuhr, daß er die ganze Nacht nicht zu Bett gegangen war und seit gestern nichts gegessen hatte, wollte sie ihn mitnehmen, um ihn zu pflegen; aber der Alte wollte seine Wohnung nicht verlassen.

»Nein«, sagte er, »ich verlasse das Haus nicht, denn mich liebt mein armes Kind vor allem, und mich wird er zuerst aufsuchen, wenn er freikommt. Was würde er sagen, wenn ich ihn nicht erwartete?«

Ich hörte das vom Flur aus, denn ich hätte gern gesehen, daß Mercedes den Alten mitnahm; das fortwährende Gehen über mir ließ mir den ganzen Tag keinen Augenblick Ruhe.«

»Sind Sie nicht selbst hinaufgegangen, um den Greis zu trösten?« fragte der Priester.

»O Herr«, antwortete Caderousse, »man tröstet nur diejenigen, die getröstet werden wollen, und er wollte es nicht; außerdem hatte er anscheinend etwas gegen mich, ich weiß nicht recht weshalb. Eines Nachts aber, als ich sein Schluchzen hörte, konnte ich nicht widerstehen und ging hinauf; als ich aber vor der Tür ankam, weinte er nicht mehr, sondern er betete. Wie er betete, kann ich Ihnen nicht wiederholen; ich sagte mir aber an dem Tage, daß, wenn ich ein Kind hätte und einen solchen Schmerz empfände wie der Alte, ich mich direkt ins Meer stürzen würde, um nicht länger zu leiden.«

»Armer Vater!« murmelte der Priester.

»Mit jedem Tag lebte er einsamer und zurückgezogener; Herr Morrel und Mercedes kamen oft, um ihn zu besuchen, aber seine Tür war verschlossen, und er antwortete nicht, obgleich ich sicher war, daß er zu Hause war. Eines Tages, als er gegen seine Gewohnheit Mercedes empfangen hatte und das arme, selbst verzweifelnde Kind ihn zu trösten versuchte, sagte er: ›Glaube mir, meine Tochter, er ist tot, und statt daß wir ihn erwarten, erwartet er uns; ich bin der älteste und werde also so glücklich sein, ihn zuerst wiederzusehen.«

Nun, sehen Sie, so gut man auch ist, man hört bald auf, Leute zu besuchen, die einen traurig stimmen. Der alte Dantès blieb schließlich ganz allein; ich sah nur gelegentlich fremde Leute mit einem Paket von ihm herunterkommen. Ich habe nachher begriffen, was diese Pakete enthielten: Er verkaufte nach und nach, was er zum Leben besaß. Endlich schuldete er die Miete für drei Monate; man drohte, ihn auf die Straße zu setzen; er bat noch um acht Tage Aufschub, die ihm bewilligt wurden. Ich erfuhr dies von dem Eigentümer, der auf dem Rückweg bei mir vorsprach.

In den ersten drei Tagen hörte ich ihn noch wie gewöhnlich auf und ab gehen; am vierten aber hörte ich nichts mehr und wagte mich hinauf. Die Tür war verschlossen, aber durchs Schlüsselloch sah ich ihn so bleich und entstellt, daß ich ihn für sehr krank hielt und zu Herrn Morrel schickte und Mercedes holte. Beide kamen sofort, und Herr Morrel brachte einen Arzt mit; der Arzt stellte eine Magen- und Darmentzündung fest und verordnete Diät. Ich war zugegen, Herr, und vergesse nie das Lächeln des Alten bei dieser Verordnung.

Von jetzt ab schloß er sich nicht mehr ein; er hatte einen Vorwand, nicht mehr zu essen, der Arzt hatte ihm ja Diät verordnet.«

Der Abbé ließ eine Art Stöhnen hören.

»Die Geschichte interessiert Sie, Herr, nicht wahr?« fragte Caderousse.

»Ja«, antwortete der Abbé, »sie ist ergreifend.«

»Mercedes kam wieder und fand ihn so verändert, daß sie ihn wie das erstemal nach ihrer Wohnung schaffen lassen wollte. Das war auch die Meinung des Herrn Morrel, der den Transport mit Gewalt durchsetzen wollte; aber der Alte schrie so laut, daß sie Angst bekamen. Mercedes blieb bei dem Kranken; Herr Morrel machte ihr beim Gehen ein Zeichen, daß er eine Börse auf dem Kamin zurückgelassen habe. Aber der Alte berief sich auf die Vorschrift des Arztes und wollte nichts nehmen. Nach neun Tagen der Verzweiflung und des Fastens gab der Alte endlich seinen Geist auf. Er verwünschte die Menschen, die sein Unglück verursacht hatten, und sagte zu Mercedes:

›Wenn du meinen Edmund wieder siehst, so sage ihm, daß ich ihn sterbend segne!«

Der Abbé stand auf und ging mehrere Male durchs Zimmer, wobei er mit der Hand an seine ausgedörrte Kehle faßte.

»Und Sie glauben, daß er ...«

»Vor Hunger gestorben ist ... vor Hunger«, antwortete Caderousse; »das ist so sicher, wie wir beide Christen sind.«

Der Abbé ergriff krampfhaft das noch halbvolle Glas Wasser, leerte es auf einen Zug und setzte sich wieder; seine Augen waren rot, seine Wangen bleich.

»Das war ein großes Unglück«, sagte er mit heiserer Stimme.

»Ein um so größeres, als Gott dabei gar keine Rolle spielt und die Menschen allein die Ursache sind.«

»Also, jetzt zu diesen Menschen«, sagte der Abbé; »aber denken Sie daran«, fuhr er mit fast drohender Miene fort, »daß Sie sich verpflichtet haben, mir alles zu sagen. Lassen Sie sehen, wer diese Menschen sind, die den Sohn vor Verzweiflung und den Vater vor Hunger haben sterben lassen.«

»Zwei auf ihn Eifersüchtige, Herr, der eine infolge von Liebe, der andere infolge von Ehrgeiz: Ferdinand und Danglars.«

»Wie zeigte sich ihre Eifersucht?«

»Sie zeigten Edmund als bonapartistischen Agenten an.«

»Aber wer von beiden zeigte ihn an, wer war der eigentliche Schuldige?«

»Alle beide, Herr, der eine schrieb den Brief, der andere gab ihn auf die Post.«

»Und wo wurde dieser Brief geschrieben?«

»In der ›Réserve‹, am Tag vor der Hochzeit.«

»O Faria, Faria, wie du die Menschen und Dinge kanntest!« murmelte der Abbé.

»Wie meinen Sie?« fragte Caderousse.

»Nichts«, entgegnete der Priester, »fahren Sie fort.«

»Danglars schrieb den Brief mit der linken Hand, damit seine Handschrift nicht erkannt würde, und Ferdinand schickte ihn ab.«

»Aber Sie waren dabei?« rief plötzlich der Abbé.

»Ich?« sagte Caderousse erstaunt. »Wer hat Ihnen das gesagt?«

Der Abbé sah, daß er zu weit gegangen war.

»Niemand«, antwortete er, »aber da Sie alle Einzelheiten so genau wissen, müssen Sie doch ihr Zeuge gewesen sein.«

»Das ist wahr«, sagte Caderousse mit ersticker Stimme, »ich war dabei.«

»Und Sie haben sich dieser Schändlichkeit nicht widersetzt?« rief der Abbé. »Dann sind Sie ja ihr Spießgeselle.«

»Herr Abbé«, entgegnete Caderousse, »beide hatten mich so viel trinken lassen, daß ich beinahe den Verstand verloren hatte und nur noch wie durch eine Wolke sah. Ich sagte alles, was man in solchem Zustand sagen kann; aber beide antworteten, daß es nur ein Scherz wäre und daß dieser Scherz weiter keine Folgen haben würde.«

»Am nächsten Morgen sahen Sie doch, daß er welche hatte, aber Sie sagten nichts; Sie waren ja doch zugegen, als er verhaftet wurde.«

»Jawohl, Herr, ich war da und wollte sprechen und alles sagen, aber Danglars hielt mich zurück.

»Und wenn er nun zufällig schuldig ist«, sagte er zu mir, »wenn er wirklich an der Insel Elba angelegt hat und beauftragt war, einen Brief an das bonapartistische Komitee in Paris zu besorgen, wenn man diesen Brief bei ihm findet, so werden diejenigen, die ihn unterstützt haben, als mitschuldig gelten.«

Ich muß sagen, ich hatte Furcht vor der Politik, wie sie damals war, und schwieg. Es war Feigheit, das gebe ich zu, aber es war kein Verbrechen.«

»Ich verstehe; Sie ließen eben nur die anderen gewähren.«

»Ja«, entgegnete Caderousse, »und darüber mache ich mir Tag und Nacht Gewissensbisse. Ich bitte Gott oft um Vergebung, das schwöre ich Ihnen, besonders, da diese Handlung, die einzige, die ich mir ernstlich vorzuwerfen habe, jedenfalls an meinem Unglück schuld ist. Ich büße für einen Augenblick der Selbstsucht; ich sage auch immer zu meiner Frau, wenn sie klagt: Schweig, Weib, Gott will es so!«

Und Caderousse ließ mit allen Zeichen einer wahren Reue den Kopf sinken.

»Nun«, sagte der Abbé, »Sie haben freimütig gesprochen; sich so anzuklagen heißt Vergebung verdienen. – Übrigens wußte er es nicht«, fuhr der Abbé fort.

»Aber er weiß es jetzt vielleicht«, fiel Caderousse ein, »man sagt ja, daß die Toten alles wissen.«

Es entstand ein Augenblick des Schweigens; der Abbé war aufgestanden und ging gedankenversunken im Zimmer umher, dann setzte er sich wieder.

»Sie haben mir schon einige Male einen gewissen Herrn Morrel genannt«, sagte er. »Wer war das?«

»Der Reeder des ›Pharao‹, der Patron Dantès'.«

»Und welche Rolle hat dieser Mann in der ganzen traurigen Geschichte gespielt?« fragte der Abbé.

»Die Rolle eines ehrlichen, mutigen Mannes von Herz. Zwanzigmal hat er sich für Edmund verwandt; als der Kaiser zurückkam, schickte er Gesuche ein, bat und drohte, so daß er bei der zweiten Restauration als Bonapartist stark verfolgt wurde. Zehnmal war er, wie ich Ihnen erzählt habe, bei Dantès' Vater und wollte ihn aus dem Hause nehmen, und einen oder zwei Tage vor dem Tode des Alten ließ er, wie gesagt, eine Börse auf dem Kamin zurück, von deren Inhalt man die Schulden des Alten und das Begräbnis bestritt, so daß der arme Greis wenigstens sterben konnte, wie er gelebt hatte, ohne jemand unrecht zu tun. Ich habe diese Börse noch.«

»Und lebt dieser Herr Morrel noch?« fragte der Abbé.

»Ja«, antwortete Caderousse.

»Dann ist er jedenfalls ein von Gott gesegneter Mann und reich und glücklich?«

Caderousse lächelte bitter.

»Ja, glücklich wie ich«, antwortete er.

»Herr Morrel wäre unglücklich?« rief der Abbé.

»Er steht vor dem Elend, ja noch mehr, vor dem Ehrverlust.«

»Wieso?«

»Die Sache liegt so«, fuhr Caderousse fort, »nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit, nachdem er sich die geachtetste Stellung in den Marseiller Geschäftskreisen erworben hat, ist er gänzlich ruiniert. Er hat in zwei Jahren fünf Schiffe verloren, ist von drei schrecklichen Bankrotten betroffen worden und hat nur noch die eine Hoffnung auf diesen selben ›Pharao‹, den der arme Dantès befehligte und der mit einer Ladung Cochenille und Indigo von Indien zurückkommen muß. Wenn das Schiff ihn wie die übrigen im Stich läßt, so ist er verloren.«

»Hat der Unglückliche Frau und Kinder?« fragte der Abbé.

»Ja, er hat eine Frau, die sich bei alledem wie eine Heilige benimmt; er hat eine Tochter, die einen Mann, den sie liebte, heiraten sollte, dessen Familie jetzt aber die Heirat mit einem Mädchen aus verarmter Familie nicht mehr zugeben will, und dann hat er noch einen Sohn, der in der Armee steht; aber, Sie begreifen wohl, alles dies verdoppelt seinen Schmerz, statt ihn zu lindern. Wäre der Arme allein, würde er sich eine Kugel durch den Kopf jagen.«

»Schrecklich!« sagte der Priester.

»Sehen Sie, so belohnt Gott die Tugend«, fuhr Caderousse fort. »Sehen Sie mich an, der ich nie eine Schlechtigkeit begangen habe, außer dem, was ich Ihnen vorhin erzählte, ich sitze im Elend; wenn ich meine arme Frau am Fieber habe sterben sehen, ohne etwas für sie tun zu können, werde ich gleich Dantès' Vater verhungern, während Ferdinand und Danglars sich im Golde wälzen.«

»Wie das?«

»Weil ihnen alles geglückt ist, während ehrlichen Leuten alles schiefeht.«

»Was ist aus Danglars geworden, der ja wohl der Schuldigste, der Anstifter, war?«

»Was aus dem geworden ist? Er hat Marseille verlassen, ist auf die Empfehlung des Herrn Morrel hin, der von seinem Verbrechen nichts wußte, bei einem spanischen Bankier als Kommissar eingetreten, hat zur Zeit des spanischen Kriegs einen Teil der Lieferungen

für die französische Armee übernommen und sich etwas Vermögen geschafft; mit diesem ersten Geld hat er dann spekuliert und sein Kapital verdreifacht und vervierfacht. Nach dem Tod seiner ersten Frau, der Tochter seines Bankiers, hat er dann eine Witwe, Frau von Nargonne, geheiratet, die Tochter des Herrn Servieux, eines Kammerherrn, der beim König sehr gut angeschrieben ist. Er ist Millionär geworden und nennt sich heute Baron Danglars, hat einen Palast in der Rue du Montblanc, zehn Pferde in seinen Ställen, sechs Lakaien in seinem Vorzimmer und ich weiß nicht wieviel Millionen in seiner Kasse.«

»Ah!« äußerte der Abbé mit sonderbarer Betonung. »Und ist er glücklich?«

»Hm, glücklich, wer kann das sagen? Glück oder Unglück sind das Geheimnis der vier Wände, die Ohren, aber keine Zunge haben; wenn man mit einem großen Vermögen glücklich ist, so ist Danglars glücklich.«

»Und Ferdinand?«

»Ferdinand, mit dem ist es wieder etwas anderes.«

»Aber wie hat ein armer katalonischer Fischer ohne Mittel und ohne Bildung reich werden können? Das übersteigt, offen gesagt, mein Begriffsvermögen.«

»Das begreift auch kein Mensch; es muß in seinem Leben irgendein sonderbares Geheimnis geben, das niemand kennt.«

»Aber auf welchen sichtbaren Stufen hat er es denn zu so großem Vermögen oder so hoher Stellung gebracht?«

»Er hat beides, Vermögen und Stellung.«

»Sie erzählen mir da Märchen.«

»Die Sache sieht allerdings so aus; aber hören Sie, und Sie werden es begreifen.

Ferdinand war einige Tage vor der Rückkehr stellungspflichtig geworden. Die Bourbonen ließen ihn in seinem Dorf, aber Napoleon kehrte zurück, es wurde eine außergewöhnliche Aushebung verfügt, und Ferdinand mußte mit. Auch ich wurde eingezogen, da ich aber

älter war als Ferdinand und kurz vorher meine arme Frau geheiratet hatte, so wurde ich nur an die Küste geschickt.

Ferdinand kam zu den aktiven Truppen, marschierte mit seinem Regiment an die Grenze und nahm an der Schlacht von Ligny teil.

In der Nacht nach der Schlacht hatte er Postendienst beim General, der in geheimer Beziehung zum Feind stand und in dieser Nacht zu den Engländern gehen wollte. Er schlug Ferdinand vor, ihn zu begleiten; Ferdinand willigte ein, verließ seinen Posten und folgte dem General.

Was ihn, wäre Napoleon auf dem Thron geblieben, vor ein Kriegsgericht gebracht hätte, diente ihm bei den Bourbonen als Empfehlung. Er kehrte mit den Leutnantsepauletten nach Frankreich zurück, und da er von nun an stets die Protektion des sehr einflußreichen Generals genoß, war er bei Ausbruch des spanischen Kriegs Hauptmann, das heißt gerade damals, als Danglars seine ersten Spekulationen ausführte. Ferdinand war ein Spanier und wurde nach Madrid geschickt, um dort die Stimmung seiner Landsleute zu erkunden; er fand dort Danglars wieder, einigte sich mit diesem, versprach seinem General eine Stütze unter den Royalisten der Hauptstadt und der Provinzen, empfing Versprechungen, verpflichtete sich seinerseits, führte sein Regiment auf nur ihm allein bekannten Wegen durch die von Royalisten besetzten Pässe, kurz, leistete in diesem Feldzug solche Dienste, daß er nach Einnahme des Trocadero zum Obersten ernannt wurde und das Offizierskreuz der Ehrenlegion mit dem Grafentitel empfing.«

»O Schicksal, Schicksal!« murmelte der Abbé.

»Ja, aber hören Sie, das ist noch nicht alles. Nach dem spanischen Krieg waren die Aussichten Ferdinands, weiter Karriere zu machen, durch den langen Frieden, der allem Anschein nach Europa bevorstand, vermindert. Nur Griechenland hatte sich gegen die Türkei erhoben und begann seinen Unabhängigkeitskrieg; aller Augen waren nach Athen gerichtet, es war Mode, die Griechen zu beklagen und zu unterstützen. Ohne sie offen zu unterstützen, duldete

die französische Regierung doch, daß französische Offiziere nach Griechenland gingen. Ferdinand erbat und erhielt die Erlaubnis, griechische Dienste anzunehmen, während er nichtsdestoweniger in der Armeeliste weitergeführt wurde.

Bald vernahm man, daß der Graf von Morcerf – das war sein Name – mit dem Grad eines Generalinstruktors in die Dienste Ali Paschas getreten sei. Ali Pascha fiel, wie Sie wissen; aber vor seinem Tod belohnte er die Dienste Ferdinands, indem er ihm eine bedeutende Summe vermachte.

Ferdinand kehrte nach Frankreich zurück, wo ihm sein Grad als Generalleutnant bestätigt wurde.«

»So daß er heute ...«, fragte der Abbé.

»So daß er heute«, fuhr Caderousse fort, »einen prächtigen Palast in Paris, Rue du Helder Nummer 27, besitzt.«

Der Abbé öffnete den Mund, zögerte einen Augenblick und fragte dann, sich zusammennehmend:

»Und Mercedes? Es wurde mir versichert, daß sie verschwunden sei.«

»Verschwunden?« entgegnete Caderousse. »Ja, wie die Sonne verschwindet, um am andern Tag strahlender aufzugehen.«

»Hat sie denn auch ihr Glück gemacht?« fragte der Abbé mit ironischem Lächeln.

»Mercedes ist gegenwärtig eine der vornehmsten Damen von Paris«, antwortete Caderousse.

»Fahren Sie fort«, sagte der Abbé; »es ist mir, als ob ich den Bericht von einem Traum hörte. Aber ich habe selbst so außergewöhnliche Dinge gesehen, daß ich mich über nichts mehr wundere.«

»Mercedes war verzweifelt über den Schlag, der ihr Edmund nahm. Ich habe Ihnen von ihren Schritten bei Herrn von Villefort und ihren Bemühungen um Dantès' Vater erzählt. Mitten in ihrer Verzweiflung traf sie ein neuer Schmerz, die Abreise Ferdinands, dessen Verbrechen sie nicht kannte und den sie wie einen Bruder liebte.

Ferdinand ging fort, und sie blieb allein.

Ein Vierteljahr verfloß für sie in Tränen: keine Nachrichten von Edmund, keine von Ferdinand; nichts vor den Augen als einen Greis, der aus Verzweiflung starb.

Eines Abends, nachdem sie, wie das ihre Gewohnheit war, an der Straße von Marseille nach dem Katalonierdorf gegessen hatte, kehrte sie niedergeschlagener als je nach Hause zurück; weder ihr Geliebter noch ihr Freund kamen zurück, und sie hatte von keinem der beiden eine Nachricht.

Plötzlich glaubte sie einen bekannten Schritt zu hören, sie wandte sich um, die Tür ging auf, und sie sah Ferdinand in Leutnantsuniform.

Das war nicht die Hälfte von dem, was sie beweinte, aber es war ein Teil ihres vergangenen Lebens, der wieder zu ihr kam.

Mercedes ergriff die Hände Ferdinands mit einem Entzücken, daß dieser für Liebe hielt, das aber nur die Freude darüber war, nicht mehr allein zu sein auf der Welt und endlich nach langen Stunden einsamer Traurigkeit einen Freund wiederzusehen. Übrigens war ihr ja Ferdinand niemals widerwärtig gewesen, sie hatte ihn nur nicht geliebt; ein anderer nahm das ganze Herz Mercedes' ein. Dieser andere war verschwunden, vielleicht tot. Bei diesem letzteren Gedanken brach Mercedes in Weinen aus und rang vor Schmerz die Hände; aber dieser Gedanke, den sie früher, wenn er ihr von einem anderen eingegeben wurde, zurückstieß, kam ihr jetzt ganz von selbst. Zudem hatte der alte Dantès ihr fortwährend gesagt: ›Unser Edmund ist tot, denn sonst würde er zurückkehren.‹

Der Alte war gestorben, wie gesagt; wäre er am Leben geblieben, vielleicht wäre Mercedes nie die Frau eines andern geworden, denn er wäre dagewesen, um ihr ihre Untreue vorzuwerfen. Ferdinand begriff das. Als er vom Tod des Alten erfuhr, kam er zurück. Diesmal war er Leutnant. Bei der ersten Reise hatte er kein Wort von Liebe gesagt; bei der zweiten erinnerte er sie daran, daß er sie liebte.

Mercedes bat um ein halbes Jahr, um Edmund zu erwarten und zu beweinen.«

»In der Tat«, fiel der Abbé mit bitterem Lächeln ein, »das macht im ganzen anderthalb Jahre. Was kann der angebetetste Liebhaber mehr erwarten?«

Dann murmelte er die Worte des englischen Dichters: »Schwachheit, dein Name ist Weib!«

»Ein halbes Jahr darauf«, fuhr Caderousse fort, »fand die Hochzeit in der Église des Accoules statt.«

»Das war dieselbe Kirche, wo ihre Hochzeit mit Edmund stattfinden sollte«, sagte der Priester zu sich selbst, »es wurde also nur der Bräutigam gewechselt.«

»Mercedes verheiratete sich also«, fuhr Caderousse fort; »aber wenn sie auch in aller Augen ruhig erschien, so fiel sie doch in Ohnmacht, als sie an der ›Réserve‹ vorbeikamen, wo vor anderthalb Jahren ihre Verlobung mit demjenigen stattgefunden hatte, dessen Bild sie als das ihres Geliebten in ihrem Herzen gefunden haben würde, wenn sie in ihr Herz zu blicken gewagt hätte.

Ferdinand, der glücklich, aber nicht ruhig war – denn ich sah ihn zu jener Zeit, und er fürchtete fortwährend die Rückkehr Edmunds –, war darauf bedacht, sofort Marseille zu verlassen.

Acht Tage nach der Hochzeit reisten beide ab.«

»Und haben Sie Mercedes wiedergesehen?« fragte der Abbé.

»Ja, beim Ausbruch des spanischen Kriegs in Perpignan, wo Ferdinand sie zurückgelassen hatte; sie widmete sich damals der Erziehung ihres Sohnes.«

Der Abbé fuhr zusammen.

»Ihres Sohnes?« fragte er.

»Ja«, antwortete Caderousse, »des kleinen Albert.«

»Aber, um diesen Sohn zu erziehen«, bemerkte der Abbé, »hatte sie also selbst Erziehung genossen? Ich glaubte von Edmund gehört zu haben, daß sie die Tochter eines einfachen Fischers, ein schönes, aber ungebildetes Mädchen gewesen sei.«

»Oh«, entgegnete Caderousse, »hat er denn seine eigene Braut so schlecht gekannt? Mercedes hätte Königin werden können, wenn

die Krone nur den schönsten und klügsten Häuptern zukäme. Ihr Vermögen nahm zu, und ihre Bildung nahm mit dem Vermögen zu; sie lernte Zeichnen, lernte Musizieren, lernte alles. Übrigens glaube ich, unter uns, daß sie das alles nur tat, um sich zu zerstreuen und das Verlangen ihres Herzens zu betäuben. Aber jetzt«, fuhr Caderousse fort, »wird wohl alles gut geworden sein; Vermögen und Ehren haben sie jedenfalls getröstet. Sie ist reich, ist Gräfin, und dennoch ...«

Caderousse hielt inne.

»Dennoch, was?« fragte der Abbé.

»Dennoch bin ich überzeugt, daß sie nicht glücklich ist«, sagte Caderousse.

»Weshalb glauben Sie das?«

»Nun, als es mir allzu schlecht ging, dachte ich, daß mir meine alten Freunde etwas helfen würden. Ich ging zu Danglars, der mich nicht einmal empfing, ging auch zu Ferdinand, der mir durch seinen Kammerdiener hundert Franken übergeben ließ.«

»Dann sahen Sie also keinen von beiden?«

»Nein; aber Frau von Morcerf hat mich gesehen.«

»Wie das?«

»Als ich fortging, fiel eine Börse zu meinen Füßen; sie enthielt fünf- undzwanzig Louisdors. Ich sah schnell auf und erkannte Mercedes, die das Fenster schloß.«

»Und Herr von Villefort?« fragte der Abbé.

»Oh, der war mein Freund nicht gewesen, den kannte ich nicht, und von dem hatte ich nichts zu erwarten.«

»Aber wissen Sie nicht, was aus ihm geworden ist und welchen Anteil er an Edmunds Unglück gehabt hat?«

»Nein, ich weiß nur, daß er einige Zeit darauf, nachdem er ihn hatte verhaften lassen, Fräulein von Saint-Méran geheiratet und Marseille bald verlassen hat. Jedenfalls hat ihm das Glück auch gelächelt wie den anderen; er ist reich wie Danglars, angesehen wie

Ferdinand. Ich allein bin, wie Sie sehen, arm, elend und von Gott vergessen geblieben.«

»Sie irren sich, lieber Freund«, sagte der Abbé; »es mag zuweilen scheinen, als ob Gott vergäße, wenn seine Gerechtigkeit ruht; aber es kommt ein Augenblick, da er sich erinnert, und hier ist der Beweis dafür.«

Mit diesen Worten zog der Abbé den Diamanten aus der Tasche und überreichte ihn Caderousse, indem er sagte:

»Da, lieber Freund, nehmen Sie den Diamanten, denn er gehört Ihnen.«

»Wie, mir allein?« rief Caderousse. »O Herr, scherzen Sie nicht?«

»Dieser Diamant sollte unter seine Freunde verteilt werden; da Edmund nur einen einzigen Freund hatte, wird die Teilung überflüssig. Nehmen Sie den Diamanten und verkaufen Sie ihn; ich wiederhole, er ist fünfzigtausend Franken wert, und die Summe wird hoffentlich hinreichen, um Sie aus dem Elend zu reißen.«

»O Herr«, sagte Caderousse, indem er scheu die eine Hand ausstreckte und sich mit der andern den Schweiß von der Stirn wischte, »o Herr, treiben Sie nicht mit dem Glück oder der Verzweiflung eines Menschen Scherz!«

»Ich weiß, was Glück und was Verzweiflung ist, und werde niemals mit diesen Gefühlen Scherz treiben. Nehmen Sie also, aber dafür ...«

Caderousse, der schon den Diamanten berührte, zog die Hand zurück.

Der Abbé lächelte.

»Dafür aber«, fuhr er fort, »geben Sie mir die Börse, die Herr Morrel auf dem Kamin von Dantès' Vater zurückgelassen hat und die Sie, wie Sie gesagt haben, noch besitzen.«

Caderousse, dessen Erstaunen immer mehr zunahm, ging zu einem großen eisernen Schrank, öffnete ihn und gab dem Abbé eine lange, beschmutzte, rotseidene Börse mit zwei einstmals vergoldeten Ringen.

Der Abbé nahm sie und gab Caderousse dafür den Diamanten.

»Oh, Sie sind ein Mann Gottes!« rief Caderousse. »Denn wahrhaftig, niemand wußte, daß Edmund Ihnen diesen Diamanten gegeben hatte, und Sie hätten ihn behalten können.«

Nun, es scheint, daß du es jedenfalls so gemacht hättest! dachte der Abbé. Er stand auf und nahm Hut und Handschuhe.

»Alles, was Sie mir gesagt haben, ist doch wahr, und ich kann es in allen Punkten glauben?« fragte er.

»Hören Sie, Herr Abbé«, antwortete Caderousse; »da in der Ecke ist ein Christus aus geweihtem Holz und hier auf der Truhe das Evangelienbuch meiner Frau; öffnen Sie das Buch, und ich schwöre Ihnen bei dem Heil meiner Seele, bei meinem Glauben als Christ, daß ich Ihnen alles erzählt habe, wie es sich zugetragen hat und wie es der Engel der Menschen am Jüngsten Tag unserm Herrgott ins Ohr sagen wird!«

»Gut«, sagte der Abbé, den der Ton Caderousses überzeugt hatte, daß er die Wahrheit sprach. »Möge das Geld Ihnen Nutzen bringen. Leben Sie wohl, ich kehre wieder in meine Abgeschiedenheit zurück, fern von den Menschen, die einander so viel Böses tun.«

Und der Abbé, der sich nur mit Mühe den begeisterten Freudenbekundungen Caderousses zu entziehen vermochte, hob selbst die Eisenstange von der Tür, trat aus dem Haus, bestieg sein Pferd, grüßte noch einmal den Wirt, der nicht genug Worte zum Abschied finden konnte, und ritt auf demselben Weg, den er gekommen war, davon.

Als Caderousse sich umwandte, sah er hinter sich seine Frau, bleicher und mehr zitternd denn je.

»Ist das wirklich wahr, was ich gehört habe?« fragte sie.

»Was? Daß er uns den Diamanten für uns allein gegeben hat?« fragte Caderousse, fast närrisch vor Freude.

»Ja.«

»So wahr wie nur etwas, denn da ist er.«

Die Frau besah den Stein einen Augenblick, dann sagte sie mit dumpfer Stimme:

»Und wenn er falsch ist?«

Caderousse erblaßte und wankte.

»Falsch«, murmelte er, »falsch ... Und weshalb hätte mir dieser Mann einen falschen Diamanten geben sollen?«

»Um dein Geheimnis zu bekommen, ohne etwas dafür zu zahlen, Dummkopf!«

Caderousse war einen Augenblick wie betäubt. »Oh«, sagte er dann, indem er seinen Hut ergriff und aufsetzte, »das werden wir bald wissen.«

»Wie denn das?«

»In Beaucaire ist heute Messe; dort sind Juwelenhändler aus Paris, und denen will ich den Stein zeigen. Paß auf, ob jemand kommt, Frau; in zwei Stunden bin ich wieder da.«

Und Caderousse stürzte aus dem Haus und lief in der entgegengesetzten Richtung zu der, die der Unbekannte eingeschlagen hatte, davon.

»Fünzigtausend Franken!« murmelte die Wirtin. »Das ist Geld ... Aber es ist kein Vermögen.«

DIE REGISTER DER GEFANGENEN

Am nächsten Tag erschien beim Bürgermeister von Marseille ein etwa dreißig bis zweiunddreißig Jahre alter Herr in kornblumenblauem Frack, Nankinghosen und weißer Weste, der in Haltung und Sprache den Engländer verriet.

»Herr Bürgermeister«, sagte der Fremde, »ich bin der erste Kommiss des Hauses Thomson und French in Rom. Wir stehen seit zehn Jahren mit dem hiesigen Haus Morrel und Sohn in Verbindung; wir sind in dieser Verbindung mit etwa hunderttausend Franken engagiert und nicht ohne Besorgnis, da es heißt, daß dieses Haus in bedrohter Lage ist. Ich bin nun wegen dieser Angelegenheit von Rom hierher gereist, um Sie um Auskunft darüber zu bitten.«

»Ich weiß in der Tat, mein Herr«, antwortete der Bürgermeister, »daß Herrn Morrel seit vier oder fünf Jahren das Unglück zu verfolgen scheint; er hat nacheinander vier oder fünf Schiffe verloren und ist durch drei oder vier Bankrotte in Mitleidenschaft gezogen worden, aber obgleich ich selbst mit etwa zehntausend Franken sein Gläubiger bin, so kommt es mir doch nicht zu, irgendwelche Auskunft über den Stand seines Vermögens zu geben. Fragen Sie mich als Bürgermeister, was ich von Herrn Morrel denke, so antworte ich Ihnen, er ist ein bis zur Genauigkeit rechtschaffener Mann, der bis jetzt allen seinen Verpflichtungen mit größter Pünktlichkeit nachgekommen ist. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Herr; wollen Sie mehr erfahren, so wenden Sie sich an Herrn von Boville, Inspektor der Gefängnisse, Rue de Noailles Nr. 15; dieser

Herr hat, glaube ich, zweihunderttausend Franken im Hause Morrel stehen, und wenn wirklich etwas zu befürchten ist, so werden Sie ihn wahrscheinlich besser unterrichtet finden als mich, da seine Summe größer ist als die meine.«

Der Engländer schien die Bedenken des Bürgermeisters zu würdigen, verabschiedete sich und begab sich in die bezeichnete Straße.

Herr von Boville war in seinem Arbeitszimmer. Bei seinem Anblick machte der Engländer eine Bewegung der Überraschung, die anzudeuten schien, daß er sich dem Herrn, dem sein Besuch galt, nicht zum erstenmal gegenüber befinde. Herr von Boville schien so ganz von irgendeinem Gedanken eingenommen, so völlig verzweifelt zu sein, daß weder seine Gedanken noch seine Phantasie Muße hatten, in die Vergangenheit zurückzuschweifen.

Der Engländer richtete mit der seinen Landsleuten eigentümlichen Gelassenheit die gleiche Frage an ihn wie an den Bürgermeister.

»Oh«, rief Herr von Boville, »Ihre Befürchtungen sind nur allzu sehr begründet, und Sie sehen einen Verzweifelten vor sich. Ich hatte zweimal hunderttausend Franken im Hause Morrel stehen; das Geld war die Mitgift meiner Tochter, die in vierzehn Tagen heiraten sollte. Hunderttausend sind Mitte dieses Monats fällig und hunderttausend Mitte nächsten Monats. Ich hatte Herrn Morrel meinen Wunsch mitgeteilt, daß die Zahlungen pünktlich stattfinden möchten, und vor kaum einer halben Stunde war er hier, um mir zu sagen, daß er außerstande sein würde, diese Zahlungen zu leisten, wenn nicht bis zum Fünfzehnten sein Schiff, der ›Pharao‹, einliefe.«

»Das sieht ja aber ganz nach einer Fristverlängerung aus«, sagte der Engländer.

»Sagen Sie lieber, es sieht nach einem Bankrott aus!« rief Herr von Boville verzweifelt.

Der Engländer schien einen Augenblick zu überlegen, dann sagte er: »Sie hegen also Besorgnisse wegen dieses Guthabens?«

»Ich betrachte es für verloren.«

»Nun, ich kaufe es Ihnen ab.«

»Sie?«

»Ja, ich.«

»Aber jedenfalls mit riesigem Rabatt.«

»Nein, für zweimalhunderttausend Franken. Unser Haus«, fügte der Engländer lachend hinzu, »macht dergleichen Geschäfte nicht.«

»Und Sie zahlen?«

»Bar.«

Und der Engländer zog ein Paket Banknoten aus der Tasche, die das Doppelte der Summe ausmachen mochten, die Herr von Boville zu verlieren fürchtete.

Über das Gesicht des Herrn von Boville zog plötzlich ein Freudenschimmer, doch beherrschte er sich sehr schnell wieder und sagte:

»Mein Herr, ich muß Ihnen bemerken, daß Sie aller Wahrscheinlichkeit nach keine sechs Prozent von dieser Summe erhalten werden.«

»Das ist nicht meine Sache«, antwortete der Engländer, »sondern die Sache des Hauses Thomson und French, in dessen Namen ich handle. Vielleicht hat die Firma ein Interesse daran, den Zusammenbruch eines Konkurrenten zu beschleunigen. Aber was ich weiß, ist, daß ich bereit bin, Ihnen gegen die Übertragung der Schuld diese Summe auszuzahlen; nur beanspruche ich eine Maklergebühr.«

»Gewiß, mein Herr, das ist nicht mehr als billig«, rief Herr von Boville. »Die Provision beträgt gewöhnlich anderthalb. Wollen Sie zwei? Wollen Sie drei? Wollen Sie fünf? Wollen Sie noch mehr? Sprechen Sie.«

»Herr von Boville«, antwortete der Engländer lachend, »ich bin wie mein Haus und mache nicht dergleichen Geschäfte. Nein, meine Maklergebühr ist anderer Natur.«

»Sprechen Sie, mein Herr.«

»Sie sind Inspektor der Gefängnisse?«

»Seit mehr als vierzehn Jahren.«

»Sie führen die Register über die Neuangekommenen und die Entlassenen?«

»Gewiß.«

»Diesen Registern werden Notizen beigelegt, die sich auf die Gefangenen beziehen?«

»Jeder Gefangene hat seine Akten.«

»Nun gut, ich bin in Rom von einem armen Teufel von Abbé erzogen worden, der plötzlich verschwand. Später habe ich erfahren, daß er auf Schloß If gefangengehalten worden ist, und möchte etwas Näheres über seinen Tod wissen.«

»Wie hieß der Mann?«

»Es ist der Abbé Faria.«

»Oh, dessen erinnere ich mich gut«, entgegnete Herr von Boville; »er war irrsinnig.«

»So hieß es.«

»Nein, er war's ganz entschieden.«

»Wohl möglich. Und welcher Art war sein Irrsinn?«

»Er behauptete, Kenntnis von einem ungeheuren Schatz zu haben, und bot der Regierung wahnsinnige Summen, wenn man ihn in Freiheit setzen wollte.«

»Der arme Teufel! Und er ist tot?«

»Ja, seit fünf oder sechs Monaten ungefähr; er starb im vergangenen Februar.«

»Sie haben ein sehr gutes Gedächtnis, daß Sie sich dessen so genau zu erinnern wissen.«

»Ich erinnere mich dieses Todesfalles, weil er von einem seltsamen Umstand begleitet war.«

»Darf man diesen Umstand erfahren?« fragte der Engländer mit einem Ausdruck von Neugier, den ein guter Beobachter mit Verwunderung auf seinem phlegmatischen Gesicht gesehen hätte.

»Gewiß; der Kerker des Abbés war ungefähr fünfundvierzig bis fünfzig Fuß von demjenigen eines ehemaligen bonapartistischen Agenten entfernt, eines Mannes, der das meiste zur Rückkehr des

Usurpatoren im Jahre 1815 beigetragen hatte, eines sehr entschlossenen und höchst gefährlichen Menschen.«

»Wirklich?« meinte der Engländer.

»Ja«, antwortete Herr von Boville; »ich hatte selbst Gelegenheit, diesen Mann im Jahr 1816 oder 1817 zu sehen; man stieg nur in Begleitung von Wachmannschaften in sein Verlies hinunter. Dieser Mann hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich werde sein Gesicht nie vergessen.«

Der Engländer lächelte unmerklich.

»Sie sagten also, daß die beiden Kerker ...«

»Fünzig Fuß voneinander getrennt waren; dieser Edmund Dantès scheint sich aber ...«

»Der gefährliche Mensch hieß also ...«

»Edmund Dantès; jawohl. Dieser Edmund Dantès scheint sich Werkzeuge verschafft oder angefertigt zu haben, denn man fand einen Gang, durch den die beiden Gefangenen in Verbindung standen.«

»Dieser Gang war jedenfalls hergestellt worden, um eine Flucht zu ermöglichen?«

»Gewiß; aber leider wurde der Abbé Faria von Starrsucht befallen und starb.«

»Ich verstehe; das mußte die Flucht vereiteln.«

»Für den Toten, ja«, antwortete Herr von Boville, »aber nicht für den Lebenden; im Gegenteil, dieser Dantès sah darin ein Mittel, seine Flucht zu beschleunigen; er glaubte jedenfalls, daß die auf Schloß If gestorbenen Gefangenen auf einem gewöhnlichen Kirchhof beerdigt würden. Er brachte den Toten in seine Zelle, nahm dessen Platz im Sack ein, in den man ihn eingenäht hatte, und erwartete die Beerdigung.«

»Ein gewagtes Mittel, das von Mut zeugt«, meinte der Engländer.

»Oh, ich sagte Ihnen ja, es war ein sehr gefährlicher Mensch; zum Glück hat er die Regierung selbst von der Sorge befreit, die ihr seine Existenz bereitete.«

»Wieso das?«

»Verstehen Sie nicht?«

»Nein.«

»Das Schloß If hat keinen Kirchhof; man wirft die Toten einfach ins Meer, nachdem man ihnen eine Kugel von sechsunddreißig Pfund an die Füße gebunden hat.«

»Nun?« fragte der Engländer, als ob er schwer von Begriff wäre.

»Man band ihm solch eine Kugel an die Füße und warf ihn ins Meer.«

»Wahrhaftig?« rief der Engländer.

»Ja«, fuhr der Inspektor fort. »Sie können sich die Überraschung des Flüchtlings ausmalen, als er sich von dem Felsen heruntergestürzt fühlte. Ich hätte in dem Augenblick sein Gesicht sehen mögen.«

»Das wäre schwierig gewesen.«

»Einerlei«, entgegnete Herr von Boville, den die Gewißheit, seine zweimal hunderttausend Franken wiederzubekommen, in gute Laune versetzte; »einerlei, ich kann's mir vorstellen.« Und er lachte laut.

»Ich kann mir's auch vorstellen«, sagte der Engländer und lachte gleichfalls.

»Der Flüchtling ist also ertrunken?« fragte der Engländer, der sich zuerst wieder faßte.

»Elendiglich.«

»So daß also der Gouverneur des Schlosses auf einen Schlag den Gefährlichen und den Irrsinnigen los wurde?«

»So war es.«

»Dann ist wohl eine Art Akte über dieses Ereignis aufgenommen worden?« fragte der Engländer.

»Jawohl, eine Totenakte. Die Verwandten des Dantès, wenn er welche hat, konnten ja ein Interesse daran haben, sich zu vergewissern, ob er gestorben sei oder lebe.«

»So daß sie jetzt beruhigt sein können, wenn sie von ihm zu erben haben. Er ist tot, sicher tot?«

»Nun freilich; und sie können das Attest bekommen, wenn sie wollen.«

»Gut denn«, sagte der Engländer. »Doch kommen wir auf unsre Register zurück.«

»Richtig; diese Geschichte hatte uns davon abgebracht; verzeihen Sie.«

»Verzeihen, was? Die Geschichte? Ich habe sie sehr interessant gefunden.«

»Sie ist es auch wirklich. Sie möchten also Einsicht in das nehmen, was sich auf Ihren armen Abbé bezieht, der die Sanftmut selbst war?«

»Ich täte es sehr gern.«

»Treten Sie in mein Bureau, ich werde es Ihnen zeigen.«

Beide gingen in das Bureau des Herrn von Boville. Der Inspektor ließ den Engländer in seinem Lehnstuhl Platz nehmen und legte das Register von Schloß If vor ihn hin. Er ließ ihm Zeit, es zu durchblättern, während er selbst, in einer Ecke sitzend, seine Zeitung las.

Der Engländer fand leicht die auf den Abbé Faria bezügliche Akte; aber die Geschichte, die ihm Herr von Boville erzählt hatte, mußte ihn wohl lebhaft interessiert haben, denn, nachdem er diese Akte eingesehen hatte, blätterte er weiter, bis er an die Akten über Edmund Dantès kam. Er fand da alles an seinem Platz, die Anzeige, das Verhör, eine Eingabe Morrels und die Anmerkung des Herrn von Villefort. Er faltete vorsichtig die Anzeige zusammen und steckte sie in die Tasche, dann las er das Verhör und sah, daß der Name Noirtier nicht erwähnt war; schließlich las er die vom zehnten April 1815 datierte Eingabe Morrels, in der dieser nach dem Rate des Staatsanwalts in bester Absicht, da Napoleon damals regierte, die

Dienste, die Dantès der kaiserlichen Sache geleistet hatte, übertrieben hatte, während Villefort alles bestätigt hatte. Nun begriff er völlig. Dieses von Villefort aufbewahrte Gesuch an Napoleon war unter der zweiten Restauration eine schreckliche Waffe in den Händen des Staatsanwalts geworden. Er wunderte sich deshalb nicht mehr, als er folgende Notiz fand:

»Edmund Dantès: Wütender Bonapartist; hat tätigen Anteil an der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba genommen. – In größter Abgeschlossenheit und strengster Überwachung zu halten.«

Unter diesen Zeilen stand in einer anderen Handschrift:

»In Anbetracht obiger Notiz nichts zu machen.«

Ein Vergleich der Handschrift der Notiz mit derjenigen der Beglaubigung unter der Eingabe Morrels gab ihm die Gewißheit, daß beide von derselben Hand herrührten, nämlich von der Villeforts.

Die letzte Zeile mußte von irgendeinem Inspektor eingetragen sein, der an Dantès' Lage ein vorübergehendes Interesse genommen, dem es aber die Notiz unmöglich gemacht hatte, diesem Interesse nachzugehen.

Wie gesagt, hatte sich der Inspektor, um den Schüler des Abbés Faria in seinen Nachforschungen nicht zu stören, abseits gesetzt und las die Zeitung.

Er sah also nicht, wie der Engländer die von Danglars in der »Réserve« geschriebene Anzeige, die den Poststempel »Marseille, 27. Februar, 6 Uhr abends« trug, zusammenfaltete und in die Tasche steckte.

Wir müssen aber sagen, daß, selbst wenn er es gesehen hätte, er diesem Papier zu geringe Wichtigkeit, seinen zweimalhunderttausend Franken aber viel zu große Wichtigkeit beilegte, um sich dem Tun des Engländers, so ungehörig es war, zu widersetzen.

»Ich danke«, sagte dieser, indem er das Register laut zuschlug. »Ich habe, was ich brauche; jetzt ist es an mir, mein Versprechen zu hal-

ten. Stellen Sie mir eine einfache Übertragung Ihres Guthabens aus; bescheinigen Sie darin, daß Sie den Betrag empfangen haben, und ich werde Ihnen die Summe aufzählen.«

Er machte Herrn von Boville am Schreibtisch Platz. Der Inspektor setzte sich ohne weiteres und stellte die gewünschte Übertragung aus, während der Engländer die Banknoten abzählte.

DAS HAUS MORREL

Wer vor Jahren Marseille verlassen hätte und jetzt zurückgekehrt wäre, hätte im Hause Morrel eine große Veränderung vorgefunden.

Statt jener Atmosphäre von Glück und Behagen, die ein blühendes Geschäftshaus ausströmen pflegt, wäre ihm auf den ersten Blick etwas Trauriges und Totes aufgefallen. In den Kontoren, die früher von zahlreichen Angestellten bevölkert wurden, waren nur noch zwei zurückgeblieben. Der eine war ein junger Mann von dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahren, namens Emanuel Raymond, der die Tochter des Herrn Morrel liebte und trotz der Einwände seiner Angehörigen dem Hause Morrel treu geblieben war; der andere war ein alter einäugiger Kassengehilfe namens Cocles – ein Spitzname, den ihm früher die jungen Leute gegeben hatten und der seinen eigentlichen Namen so vollständig ersetzt hatte, daß er sich nicht einmal umgewandt hätte, wenn man ihn heute mit diesem Namen gerufen hätte.

Cocles war im Dienste des Herrn Morrel geblieben, und es war in der Stellung des Braven eine sonderbare Veränderung vor sich gegangen; er war zugleich zum Rang eines Kassierers empor- und zum Rang eines Dienstboten heruntergestiegen. Es war nichtsdestoweniger der nämliche Cocles, gut, geduldig und treu, aber unbeugsam im Punkte der Arithmetik, dem einzigen, in dem er der ganzen Welt, selbst Herrn Morrel, die Spitze geboten hätte.

Inmitten der allgemeinen Trauer, die sich über das Haus Morrel gelegt hatte, war Cocles übrigens der einzige, der ruhig geblieben war; diese Gelassenheit entsprang aber nicht einem Mangel an Gefühl, sondern im Gegenteil einer unerschütterlichen Überzeugung. Als die anderen Kommis und Angestellten des Hauses die Kontore und das Lager verlassen hatten, hatte Cocles sie gehen sehen, ohne sich von dem Grund ihres Gehens Rechenschaft zu geben. Für ihn lief alles auf eine Zahlenfrage hinaus, und seit den zwanzig Jahren, die er im Hause war, hatte er stets die Zahlungen mit solcher Regelmäßigkeit erfolgen sehen, daß er nicht zugab, daß diese Pünktlichkeit aufhören und die Zahlungen eingestellt werden könnten. In der Tat war auch bis dahin nichts vorgekommen, was seine Überzeugung hätte erschüttern können. Der letzte Ultimo war pünktlich eingehalten worden; Cocles hatte einen von Herrn Morrel zu seinem Nachteil gemachten Irrtum von siebzig Centimen gefunden und dem Chef an demselben Tage den Betrag zurückgebracht, den Herr Morrel mit melancholischem Lächeln entgegengenommen und in seine fast leere Schublade hatte fallen lassen, indem er sagte:

»Schön, Cocles, Sie sind die Perle der Kassierer.«

Und Cocles hatte sich befriedigt zurückgezogen, denn ein Lob von Herrn Morrel, dieser Perle der ehrlichen Leute von Marseille, schmeichelte ihm mehr als eine Gratifikation von fünfzig Talern.

Aber seit diesem Monatsende hatte Herr Morrel schwere Stunden verbracht; um diesem Ultimo zu begegnen, hatte er alle Hilfsquellen in Anspruch genommen und sogar eine Reise nach der Messe zu Beaucaire unternommen, um einige Juwelen seiner Frau und Tochter und einen Teil seines Silbergeschirrs zu verkaufen. Durch dieses Opfer war diesmal noch alles zur größten Ehre des Hauses Morrel abgegangen; aber jetzt war die Kasse vollständig leer. Kredit wurde ihm nicht mehr gewährt, da die Geschäftswelt, von dem umlaufenden Gerücht erschreckt, sich mit gewohnter Selbstsucht zurückzog, und um Herrn von Boville die am Fünfzehnten dieses Monats fälligen hunderttausend Franken und die am Fünfzehnten des näch-

sten Monats fälligen weiteren hunderttausend Franken zahlen zu können, besaß Herr Morrel tatsächlich nur die Hoffnung auf die Rückkehr des »Pharao«, dessen Abfahrt ein Schiff, das gleichzeitig die Anker gelichtet hatte und glücklich im Hafen angekommen war, gemeldet hatte.

Aber dieses Schiff, das wie der »Pharao« von Kalkutta kam, war schon seit vierzehn Tagen zurück, während man vom »Pharao« noch keine Nachricht hatte.

So standen die Sachen, als der Abgesandte des Hauses Thomson und French in Rom, nachdem er am Tage vorher sein bedeutendes Geschäft mit Herrn von Boville abgemacht hatte, sich bei Herrn Morrel einfand.

Emanuel empfing ihn. Der junge Mann, den jedes neue Gesicht erschreckte, weil es einen neuen Gläubiger ankündigte, wollte seinem Prinzipal das Unangenehme dieses Besuchs ersparen und fragte den Fremden nach seinem Begehre. Dieser aber erklärte, daß er Herrn Morrel selbst sprechen wollte. Emanuel rief seufzend Cocles; Cocles erschien, und der junge Mann befahl ihm, den Fremden zu Herrn Morrel zu führen.

Cocles ging voraus, und der Fremde folgte.

Auf der Treppe trafen sie ein schönes junges Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, das den Fremden voll Unruhe ansah.

Cocles bemerkte diesen Ausdruck des Gesichts nicht, der jedoch dem Fremden nicht entgangen zu sein schien.

»Herr Morrel ist in seinem Arbeitszimmer, nicht wahr, Fräulein Julie?« fragte der Kassierer.

»Ja, wenigstens glaube ich es«, antwortete das junge Mädchen zögernd. »Sehen Sie erst nach, Cocles, und wenn mein Vater da ist, so melden Sie den Herrn an.«

»Mich anzumelden wäre unnötig, mein Fräulein«, antwortete der Engländer: »Herr Morrel kennt meinen Namen nicht. Dieser Brave hat nur zu sagen, daß ich der erste Kommiss des Hauses

Thomson und French in Rom bin, mit dem das Haus Ihres Vaters in Geschäftsverbindung steht.«

Das junge Mädchen erblaßte und setzte seinen Weg nach unten fort, während Cocles und der Fremde nach oben gingen.

Sie traten in das Kontor, wo Emanuel sich befand, und Cocles schloß mit einem in seinem Besitz befindlichen Schlüssel eine Tür des zweiten Stockwerks auf, führte den Fremden in ein Vorzimmer und öffnete eine zweite Tür, die er hinter sich schloß. Nach einem Augenblick kam er zurück und machte dem Abgesandten des Hauses Thomson und French ein Zeichen, daß er eintreten könne.

Der Engländer fand Herrn Morrel an einem Tisch sitzend. Er starrte mit bleichem Gesicht auf die schrecklichen Reihen des Registers, wo seine Passiven eingetragen standen.

Als Herr Morrel den Fremden sah, schloß er das Register, erhob sich und schob einen Stuhl vor; nachdem der Fremde sich gesetzt hatte, setzte er sich auch wieder.

Vierzehn Jahre hatten den würdigen Kaufmann, der jetzt im fünfzigsten Lebensjahr stand, sehr verändert; sein Haar war gebleicht, seine Stirn war von sorgenvollen Falten durchfurcht, und sein einst so fester und sicherer Blick war scheu und unentschlossen geworden.

Der Engländer betrachtete ihn mit einem neugierigen Blick, in dem eine gewisse Teilnahme zu erkennen war.

»Sie haben mich zu sprechen gewünscht, mein Herr?« fragte Morrel, dessen Unbehagen bei dieser Prüfung zuzunehmen schien.

»Ja, Herr Morrel, Sie wissen, woher ich komme, nicht wahr?«

»Von Thomson und French, wie mir mein Kassierer sagte.«

»Jawohl. Das Haus Thomson und French hat im Laufe dieses und des nächsten Jahres drei- bis vierhunderttausend Franken in Frankreich zu zahlen, und da es Ihre strenge Pünktlichkeit kennt, hat es alle Wechsel mit Ihrer Unterschrift, die es bekommen konnte, an sich gezogen und mich beauftragt, nach Maßgabe der Fälligkeitstermine die Beträge bei Ihnen zu erheben und dann zu verwenden.«

Morrel stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, auf der der Schweiß stand.

»Also haben Sie von mir gezeichnete Wechsel?« fragte er.

»Jawohl, für eine ziemlich beträchtliche Summe.«

»Für welche Summe?« fragte Morrel mit einer Stimme, die er sich bemühte, sicher klingen zu lassen.

»Nun, hier ist zuerst«, erwiderte der Engländer, indem er ein Paket Papiere aus der Tasche zog, »eine Übertragung von zweihunderttausend Franken von Herrn von Boville, des Inspektors der Gefängnisse, an unser Haus. Erkennen Sie an, daß Sie Herrn von Boville diese Summe schulden?«

»Jawohl, es ist eine Anlage, die er vor bald fünf Jahren zu viereinhalb Prozent bei mir gemacht hat.«

»Und die rückzahlbar ist ...«

»Zur Hälfte am Fünfzehnten dieses Monats, zur Hälfte am Fünfzehnten nächsten Monats.«

»Ganz recht; dann sind hier zweiunddreißigtausendfünfhundert Franken per Ende des laufenden Monats; es sind Wechsel von Ihnen, die an unsere Ordre gegeben sind.«

»Ich erkenne sie an«, sagte Morrel, dem die Schamröte ins Gesicht stieg bei dem Gedanken, daß er zum erstenmal in seinem Leben sein Akzept vielleicht nicht einlösen könnte. »Ist das alles?«

»Nein, ich habe noch diese Wechsel per Ende des nächsten Monats, die das Haus Pascal und das Haus Wild und Turner hier uns remittiert haben, fünfundfünfzigtausend Franken etwa, im ganzen zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken.«

Was der unglückliche Morrel bei dieser Aufzählung litt, ist unmöglich zu beschreiben.

»Zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken!« wiederholte er mechanisch.

»Jawohl«, antwortete der Engländer. »Nun aber«, fuhr er nach einem Augenblick des Schweigens fort, »will ich Ihnen nicht verheimlichen, Herr Morrel, daß, bei aller Anerkennung Ihrer tadellosen

Rechtschaffenheit, in der Stadt das Gerücht geht, daß Sie außerstande seien, Ihren Verbindlichkeiten nachzukommen.«

Bei dieser fast rücksichtslosen Eröffnung wurde Morrel entsetzlich bleich.

»Mein Herr«, sagte er, »bis jetzt, und es sind mehr als vierundzwanzig Jahre her, seit ich das Geschäft von meinem Vater übernahm, der es selbst fünfunddreißig Jahre geführt hat, bis jetzt ist noch keine einzige Unterschrift von Morrel und Sohn an der Kasse präsentiert worden, ohne bezahlt worden zu sein.«

»Ja, ich weiß das«, antwortete der Engländer, »aber sprechen Sie offen als Ehrenmann zu Ehrenmann, werden Sie diese hier mit der gleichen Pünktlichkeit bezahlen?«

Morrel erbepte und betrachtete denjenigen, der so mit ihm sprach, mit größerer Sicherheit als bisher.

»Auf so freimütig gestellte Fragen«, sagte er, »gebührt auch eine freimütige Antwort. Ja, mein Herr, ich werde zahlen, wenn, wie ich hoffe, mein Schiff wohlbehalten anlangt, denn dessen Ankunft wird mir den Kredit verschaffen, den eine Folge von Unglücksfällen, deren Opfer ich geworden bin, mir geraubt hat; wenn mich aber der ›Pharao‹, diese letzte Hilfsquelle, auf die ich rechne, im Stich lassen sollte ...«

Die Tränen traten dem armen Reeder in die Augen.

»Nun«, fragte der Engländer, »wenn diese letzte Hilfsquelle Sie im Stich ließe?«

»Wohlan denn«, fuhr Morrel fort, »es ist hart, es zu sagen ... aber, bereits ans Unglück gewöhnt, muß ich mich an die Schande gewöhnen ... Wohlan denn, ich glaube, daß ich dann genötigt sein würde, die Zahlungen einzustellen.«

»Haben Sie denn keine Freunde, die Ihnen in dieser Lage helfen können?«

Morrel lächelte traurig.

»Im Geschäftsleben, wissen Sie ja, gibt es keine Freunde.«

»Allerdings«, murmelte der Engländer. »Also haben Sie nur noch eine Hoffnung?«

»Eine einzige.«

»Die letzte?«

»Die letzte.«

»So daß, wenn diese Hoffnung Sie täuscht ...«

»Ich verloren bin, vollständig verloren.«

»Als ich hierherkam, lief ein Schiff in den Hafen ein.«

»Ich weiß es; ein junger Mann, der mir in meinem Unglück treu geblieben ist, bringt einen Teil seiner Zeit auf einem Türmchen oben im Hause zu, in der Hoffnung, mir als erster eine gute Nachricht melden zu können. Von ihm habe ich die Ankunft des Schiffes erfahren; es ist die ›Gironde‹, die auch von Indien kommt, aber es ist nicht das meine.«

»Vielleicht bringt es Ihnen Nachricht vom ›Pharao‹.«

»Ach, ich fürchte fast ebensosehr, etwas von meinem Dreimaster zu hören, als in der Ungewißheit zu bleiben.« Dann fügte er mit dumpfer Stimme hinzu: »Diese Verspätung ist nicht natürlich; der ›Pharao‹ ist am fünften Februar von Kalkutta abgefahren und mußte seit mehr als einem Monat hier sein.«

»Was ist das?« fragte der Engländer horchend. »Was bedeutet dieser Lärm?«

»O mein Gott, mein Gott!« rief Morrel erbleichend. »Was gibt es nun wieder?«

In der Tat ließ sich auf der Treppe ein großer Lärm vernehmen, es wurde hin und her gegangen, man hörte selbst einen Schmerzensschrei. Morrel erhob sich, um die Tür zu öffnen, aber die Kräfte versagten ihm, und er fiel in seinen Stuhl zurück; er zitterte an allen Gliedern. Der Fremde sah ihn mit dem Ausdruck tiefen Mitleids an.

Der Lärm hatte aufgehört; es schien dem Fremden, daß man leise die Treppe heraufkam und die Tritte mehrerer Personen auf dem Flur haltmachten. Die erste Tür wurde aufgeschlossen, bald darauf

öffnete sich die zweite, und bleich und mit tränenüberströmtem Gesicht trat das junge Mädchen ein.

Morrel erhob sich zitternd und stützte sich auf die Lehne seines Stuhls, denn er hätte sich nicht aufrecht zu halten vermocht. Seine Stimme wollte fragen, aber er hatte keine Stimme mehr.

»O lieber Vater«, sagte das junge Mädchen, die Hände faltend, »vergib deinem Kind, daß es die Überbringerin einer Unglücksbotschaft ist!«

Morrel wurde entsetzlich blaß; Julie warf sich in seine Arme.

»O Vater, Mut, Mut!«

»Also ist der ›Pharao‹ untergegangen?« fragte Morrel mit erstickter Stimme.

Das junge Mädchen antwortete nicht, machte aber ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf.

»Und die Mannschaft?« fragte Morrel.

»Gerettet«, antwortete das junge Mädchen, »von dem Schiff, das soeben eingelaufen ist.«

Morrel hob mit einem Ausdruck von Ergebung und tiefster Dankbarkeit beide Hände zum Himmel auf.

»Ich danke dir, mein Gott«, sagte er; »wenigstens triffst du nur mich allein.«

So phlegmatisch der Engländer war, so feuchtete doch eine Träne seine Wimper.

»Kommt herein«, sagte Morrel, »kommt herein, denn ich vermute, daß ihr alle vor der Tür seid.«

In der Tat hatte er kaum diese Worte gesprochen, so trat seine Frau schluchzend ein, Emanuel folgte ihr; hinten im Vorzimmer sah man die rauhen Gesichter von sieben oder acht halbnackten Seeleuten. Beim Anblick dieser Männer erbebt der Engländer; er machte einen Schritt, wie um auf sie zuzugehen, beherrschte sich aber und zog sich im Gegenteil in den dunkelsten und entferntesten Winkel des Zimmers zurück.

Frau Morrel setzte sich in den Lehnstuhl und nahm die Hände ihres Gatten in die ihren, während Julie an die Brust ihres Vaters geschmiegt blieb. Emanuel war auf halbem Weg zwischen der Tür und der Familie Morrel stehengeblieben und schien als Bindeglied zwischen dieser und den Seeleuten an der Tür zu dienen.

»Wie ist es zugegangen?« fragte Morrel.

»Tritt näher, Penelon«, sagte der junge Mann, »und erzähle, was sich zugetragen hat.«

Ein alter, von der Sonne des Äquators gebräunter Matrose trat vor, die Überreste eines Hutes in den Händen drehend.

»Guten Tag, Herr Morrel«, sagte er, als ob er gestern Marseille verlassen hätte und von Aix oder Toulon gekommen wäre.

»Guten Tag, mein Freund«, antwortete der Reeder, der nicht umhin konnte, unter Tränen zu lächeln. »Aber wo ist der Kapitän?«

»Der Kapitän ist krank in Palma zurückgeblieben; aber das wird, so Gott will, nichts auf sich haben, und Sie werden ihn in einigen Tagen so munter, wie Sie und ich sind, ankommen sehen.«

»Gut ... jetzt sprich, Penelon«, sagte Herr Morrel.

Penelon brachte mit der Zunge seinen Priem von der rechten Wange in die linke, hielt die Hand vor den Mund, drehte sich um und spuckte einen langen schwärzlichen Strahl ins Vorzimmer, stellte den einen Fuß vor, wiegte sich in den Hüften und erzählte, wie der »Pharao« zwischen Kap Blanco und Kap Bojador vom Sturm überfallen worden und nach vergeblichem Kampf untergegangen sei, nachdem die Mannschaft und der Kapitän sich in die Schaluppe gerettet hätten.

»Was uns anbetrifft«, fuhr er fort, »so haben wir drei Tage ohne Essen und Trinken verbracht, so daß wir schon davon sprachen, das Los zu ziehen, um zu sehen, wer die anderen ernähren sollte; da bemerkten wir die »Gironde« und gaben ihr Signale; sie sah uns, kam auf uns zu, schickte uns ihre Schaluppe und nahm uns auf. So ist's zugegangen, Herr Morrel, auf Seemannswort, nicht wahr, ihr andern?«

Ein Gemurmel der Zustimmung ertönte.

»Gut, meine Freunde«, sagte Herr Morrel, »ihr seid brave Leute, und ich wußte im voraus, daß an dem Unglück, das mich trifft, nur mein Schicksal schuld ist. Und nun, wieviel Löhnung bekommt ihr?«

»Oh, pah, sprechen wir nicht davon, Herr Morrel.«

»Im Gegenteil, sprechen wir davon«, sagte der Reeder mit traurigem Lächeln.

»Nun, wir bekommen für ein Vierteljahr ...«, antwortete Penelon.

»Cocles, zahlen Sie jedem dieser Braven zweihundert Franken. Zu einer anderen Zeit, meine Freunde«, fuhr Morrel fort, »hätte ich hinzugefügt: Geben Sie jedem zweihundert Franken als Geschenk; aber die Zeiten sind unglücklich, meine Freunde, und das bißchen Geld, das mir bleibt, gehört mir nicht mehr. Entschuldigt also und achtet mich darum nicht weniger.«

Penelon verzog gerührt das Gesicht, wandte sich nach seinen Kameraden um, wechselte einige Worte mit ihnen und kam zurück.

»Was das anlangt, Herr Morrel«, sagte er, indem er seinen Priem wieder umquartierte und wiederum ins Vorzimmer spuckte, »was das anlangt ...«

»Was was anlangt?«

»Das Geld ...«

»Nun?«

»Nun, Herr Morrel, die Kameraden meinen, daß sie für den Augenblick jeder an fünfzig Franken genug haben und mit dem Rest warten wollen.«

»Dank, liebe Freunde, Dank!« sagte Morrel; »ihr seid alle brave Herzen, aber nehmt, nehmt, und wenn ihr einen guten Dienst findet, so tretet ein, ihr seid frei.«

Dieser letzte Teil seiner Rede brachte eine mächtige Wirkung auf die Matrosen hervor. Sie sahen einander bestürzt an. Penelon,

dem der Atem versagte, hätte beinahe seinen Priem verschluckt. Zum Glück fuhr er noch zur rechten Zeit mit der Hand nach dem Mund.

»Wie, Herr Morrel«, sagte er mit erstickteter Stimme, »wie, Sie schicken uns fort! Sie sind also nicht mehr mit uns zufrieden?«

»Nein, Kinder«, entgegnete der Reeder, »ich bin nicht unzufrieden mit euch, im Gegenteil. Ich schicke euch nicht fort, aber, was wollt ihr, ich habe keine Schiffe mehr und brauche also keine Matrosen mehr.«

»Wie, Sie haben keine Schiffe mehr?« sagte Penelon. »Na, da lassen Sie andere bauen, wir werden warten.«

»Ich habe kein Geld mehr, um Schiffe bauen zu lassen, Penelon«, antwortete der Reeder traurig lächelnd, »ich kann also euer Anerbieten nicht annehmen, so herzlich es auch von euch gemeint ist.«

»Na, wenn Sie kein Geld haben, so brauchen Sie uns nicht zu bezahlen«, rief Penelon.

»Genug, genug, meine Freunde«, sagte Morrel, dem die Bewegung die Stimme nahm; »geht, ich bitte euch. Emanuel«, fügte er hinzu, »begleite sie und sieh zu, daß mein Wunsch ausgeführt wird.«

»Wenigstens dann auf Wiedersehen, nicht wahr, Herr Morrel?« sagte Penelon.

»Ja, meine Freunde, ich hoffe es wenigstens; jetzt geht.«

Und er machte Cocles ein Zeichen, worauf dieser vorausging. Die Seeleute folgten dem Kassierer, und Emanuel folgte den Seeleuten.

»Jetzt«, sagte der Reeder zu seiner Frau und Tochter, »laßt mich allein; ich habe mit dem Herrn zu sprechen.«

Er deutete mit den Augen auf den Beauftragten des Hauses Thomson und French, der während dieser ganzen Szene unbeweglich in seiner Ecke geblieben war. Die beiden Damen sahen den Fremden an, den sie vollständig vergessen hatten, und zogen sich zurück; aber das junge Mädchen warf ihm beim Gehen einen flehenden Blick zu, den er durch ein Lächeln beantwortete. Die beiden Männer blieben allein.

»Nun, mein Herr«, sagte Morrel, indem er wieder in seinen Stuhl sank, »Sie haben alles gesehen und gehört, so daß ich Ihnen nichts mehr mitzuteilen habe.«

»Ich habe gesehen, Herr Morrel«, antwortete der Engländer, »daß Ihnen ein neues, gleich den andern Schlägen unverdientes Unglück zugestoßen ist, und das läßt mich um so dringender den Wunsch empfinden, Ihnen nützlich zu sein.«

»O mein Herr!« sagte Morrel.

»Lassen Sie sehen«, fuhr der Fremde fort. »Ich bin einer Ihrer Hauptgläubiger, nicht wahr?«

»Ihre Forderungen sind wenigstens die zunächst fälligen.«

»Wünschen Sie eine Zahlungsfrist?«

»Sie könnte mir die Ehre und damit das Leben retten.«

»Wie lange Stundung wünschen Sie?«

Morrel zögerte. »Zwei Monate«, sagte er dann.

»Gut«, antwortete der Fremde, »ich gebe Ihnen drei.«

»Aber glauben Sie, daß das Haus Thomson und French ...«

»Seien Sie unbesorgt, ich nehme alles auf mich. Wir haben heute den fünften Juni.«

»Jawohl.«

»Nun wohl, erneuern Sie mir alle diese Wechsel per fünften September, und am fünften September um elf Uhr vormittags« – die Stutzuhr zeigte in diesem Augenblick gerade elf Uhr – »werde ich mich bei Ihnen einfinden.«

»Ich werde Sie erwarten, und Sie werden Zahlung empfangen, oder ich werde tot sein.«

Diese letzten Worte wurden so leise gesprochen, daß der Fremde sie nicht hören konnte.

Die Wechsel wurden erneuert, die alten zerrissen, und der arme Reeder hatte nun wenigstens drei Monate vor sich, um seine letzten Mittel aufzubringen.

Der Engländer nahm seine Dankesäußerungen mit der gewohnten Ruhe entgegen und verabschiedete sich von Morrel, der ihn mit Segenswünschen bis an die Tür begleitete.

Auf der Treppe traf er Julie; das junge Mädchen tat, als ob sie nach unten ginge, in Wirklichkeit aber wartete sie auf ihn.

»O mein Herr!« sagte sie, die Hände faltend.

»Mein Fräulein«, sagte der Fremde, »Sie werden eines Tages einen Brief empfangen mit der Unterschrift: ›Sindbad der Seefahrer‹ ... Tun Sie Punkt für Punkt, was dieser Brief sagen wird, so sonderbar es Ihnen auch erscheinen möge.«

»Jawohl«, antwortete Julie.

»Versprechen Sie es mir?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Gut. Leben Sie wohl, mein Fräulein. Bleiben Sie immer ein gutes und frommes Mädchen, wie Sie es sind, und ich habe gute Hoffnung, daß Sie doch einmal Emanuel zum Gatten bekommen werden.«

Julie stieß einen leichten Schrei aus, wurde über und über rot und hielt sich am Geländer, um nicht zu fallen. Der Fremde setzte seinen Weg fort, indem er ihr ein Lebewohl zuwinkte.

Im Hof traf er Penelon, der eine Rolle von hundert Franken in jeder Hand hielt und sich nicht entschließen zu können schien, sie mitzunehmen.

»Bitte, mein Freund«, sagte er zu ihm, »ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

DER FÜNFTE SEPTEMBER

Diese von dem Beauftragten des Hauses Thomson und French gerade in dem Augenblick, da Morrel es am wenigsten erwartete, gewährte Stundung erschien dem armen Reeder wie ein Zeichen, daß das Schicksal sich wieder zum Besseren wende. Er erzählte noch am selben Tag seiner Frau, seiner Tochter und Emanuel den Vorfall, und etwas Hoffnung kehrte in die Familie zurück. Leider aber hatte Morrel nicht nur mit dem Haus Thomson und French zu tun, das ihm ein so großes Entgegenkommen gezeigt hatte. Bei seinen anderen Geschäftsfreunden fand er nicht das gleiche Wohlwollen; die von ihm unterschriebenen Wechsel wurden also mit größter Pünktlichkeit an der Kasse präsentiert und dank der Stundung prompt von Cocles bezahlt.

In den Geschäftskreisen der Stadt war man allgemein der Ansicht, daß sich Morrel bei den aufeinanderfolgenden Unglücksschlägen nicht halten könne; das Erstaunen war also groß, als man ihn am Monatsende seine Verbindlichkeiten mit gewohnter Pünktlichkeit erfüllen sah. Indessen kehrte das Vertrauen nicht wieder zurück, und man war einmütig der Überzeugung, daß die Zahlungseinstellung des unglücklichen Reeders am nächsten Monatsschluß stattfinden werde.

Der ganze Monat verging für Morrel unter unerhörten Anstrengungen, all seine Mittel zusammenzubringen. Früher war seine Unterschrift ohne Rücksicht auf kurze oder lange Sicht mit Vertrauen genommen und sogar bevorzugt worden. Morrel versuchte ei-

nen Wechsel auf neunzig Tage unterzubringen und fand alle Banken verschlossen. Zum Glück hatte er selbst einige Eingänge, auf die er rechnen konnte. Als der letzte Juli herankam, fand er sich deshalb wieder in der Lage, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Was den Beauftragten des Hauses Thomson und French angeht, so war er am ersten oder zweiten Tag nach seinem Besuch bei Herrn Morrel verschwunden. Die Matrosen mußten wohl einen anderen Dienst gefunden haben, denn sie waren gleichfalls verschwunden.

Der Kapitän des »Pharao«, der von seinem Unwohlsein, das ihn in Palma zurückgehalten hatte, wiederhergestellt war, kam seinerseits zurück, zögerte aber, sich bei Herrn Morrel vorzustellen. Herr Morrel jedoch hatte seine Ankunft erfahren und begab sich selbst zu ihm. Der Reeder wußte durch den Bericht Penelons, wie mutig sich der Kapitän bei dem Unglück, das das Schiff betroffen hatte, benommen hatte, und er war es, der den Kapitän zu trösten versuchte. Er brachte ihm sein Gehalt, das der Kapitän nicht zu erheben gewagt hätte.

Als Herr Morrel die Treppe hinabstieg, begegnete er Penelon, der nach oben ging. Penelon hatte, wie es schien, sein Geld gut verwendet, denn er war ganz neu gekleidet. Als er seinen Reeder bemerkte, schien der Bootsmann sehr verlegen zu werden; er drückte sich ganz in die Ecke des Treppenabsatzes, und sein Kautabak wanderte abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links, wobei er die Augen aufriß und den ihm mit gewohnter Herzlichkeit von Herrn Morrel angebotenen Händedruck nur schüchtern erwiderte. Herr Morrel schrieb die Verlegenheit Penelons seiner feinen Ausstattung zu. Der Brave hatte sich jedenfalls schon für irgendein anderes Fahrzeug anmustern lassen und schämte sich nun, daß er um den »Pharao« nicht länger Trauer getragen hatte. Vielleicht kam er sogar, um dem Kapitän von seinem Glück mitzuteilen und ihm von seinem neuen Herrn Anerbieten zu überbringen.

»Brave Leute«, sagte Herr Morrel, indem er sich entfernte, »möge euer neuer Herr euch lieben, wie ich euch liebte, und glücklicher sein als ich!«

Der August verfloß unter fortwährend erneuten Versuchen Morrels, seinen alten Kredit wieder zu erringen oder sich neuen zu eröffnen. Am zwanzigsten August wußte man in Marseille, daß er einen Platz in der Post genommen hatte, und sagte sich, daß er abgereist sei, um am Monatsende bei der Erklärung der Zahlungsunfähigkeit nicht zugegen zu sein. Als aber der einunddreißigste August kam, öffnete sich gegen jedes Erwarten die Kasse wie gewöhnlich, und Cocles zahlte alle präsentierten Wechsel mit derselben Ruhe und Pünktlichkeit wie früher. Man begriff die Sache nicht mehr und setzte mit der den Unglückspropheten eigentümlichen Hartnäckigkeit den Bankrott auf Ende September fest.

Am ersten September kam Morrel zurück; seine ganze Familie erwartete ihn in ängstlicher Spannung; diese Reise nach Paris war der letzte Versuch zur Rettung gewesen. Morrel hatte an Danglars gedacht, seinen ehemaligen Kommiss und jetzigen Millionär, da dieser auf seine Empfehlung in die Dienste des spanischen Bankiers getreten war, bei dem er den Grund zu seinem gewaltigen Vermögen gelegt hatte. Heute besaß Danglars, wie es hieß, sechs bis acht Millionen und unbegrenzten Kredit. Er konnte, ohne einen Taler aus der Tasche zu ziehen, Morrel retten, er brauchte sich nur für ein Darlehen zu verbürgen. Morrel hatte seit langem an Danglars gedacht, aber dieses letzte Mittel so lange wie möglich verschoben. Und er hatte mit seinem Widerwillen recht gehabt, denn er kam zurück, nachdem er die Demütigung erfahren hatte, abgewiesen zu werden.

Morrel hatte bei seiner Rückkehr keine Klage und keinen Vorwurf geäußert, er hatte weinend seine Frau und seine Tochter umarmt, Emanuel freundschaftlich die Hand gereicht und sich dann in sein Arbeitszimmer im zweiten Stock eingeschlossen und Cocles rufen lassen.

»Diesmal«, hatten die beiden Damen zu Emanuel gesagt, »sind wir verloren.«

Nach kurzer Beratung hatten sie dann beschlossen, daß Julie an ihren in Nîmes in Garnison stehenden Bruder schreiben sollte, daß er sofort nach Hause kommen möge. Die armen Frauen fühlten, daß sie all ihrer Kraft bedürften, um den Schlag, der sie bedrohte, auszuhalten.

Zudem hatte Maximilian Morrel, obgleich er kaum vierundzwanzig Jahre alt war, großen Einfluß auf seinen Vater. Er war ein entschlossener und gerader junger Mann. In dem Augenblick, da es sich darum handelte, eine Laufbahn zu wählen, hatte der Vater ihm keine Zukunft aufdrängen wollen, sondern seine Neigung befragt, und Maximilian hatte sich für die militärische Laufbahn entschieden. Er hatte ausgezeichnete Studien gemacht, die polytechnische Schule besucht und sie vor einem Jahr als Unterleutnant verlassen. Bei der ersten Gelegenheit hatte er die Aussicht, zum Leutnant befördert zu werden. Im Regiment galt Maximilian Morrel als der strenge Beobachter nicht nur aller Pflichten des Soldaten, sondern auch des Menschen, und man nannte ihn nur den Stoiker.

Diesen jungen Mann riefen Mutter und Schwester herbei, damit er ihnen in der ernstesten Lage, die ihnen bevorstand, eine Stütze sei.

Über den Ernst dieser Lage hatten sie sich nicht getäuscht, denn einen Augenblick, nachdem Herr Morrel zusammen mit Cocles in sein Arbeitszimmer getreten war, sah Julie den letzteren bleich und zitternd wieder herauskommen. Sie wollte ihn fragen, aber er lief an ihr vorbei die Treppe hinunter und rief nur, die Arme zum Himmel erhebend:

»O Fräulein, Fräulein, welch schreckliches Unglück! Wer hätte das je gedacht!«

Einen Augenblick darauf sah Julie ihn mit einigen schweren Büchern, einer Mappe und einem Beutel Geld wieder heraufkommen.

Morrel sah die Bücher durch und zählte das Geld.

Seine sämtlichen Mittel beliefen sich auf sechs- bis achttausend Franken, seine Eingänge bis zum Fünften auf vier- oder fünftausend, das machte an vierzehntausend Franken; der fällige Wechsel betrug zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken. Es war nicht einmal möglich, die zur Verfügung stehende Summe als Abschlagszahlung anzubieten.

Als Morrel zu Tisch herunterkam, schien er jedoch recht ruhig. Diese Ruhe erschreckte die beiden Frauen mehr, als es die tiefste Niedergeschlagenheit getan hätte.

Nach Tisch pflegte Morrel auszugehen und seinen Kaffee im Klubhaus bei der Zeitung zu nehmen. Heute ging er nicht aus, sondern kehrte in sein Arbeitszimmer zurück.

Cocles schien vollständig die Fassung verloren zu haben; er saß einen großen Teil des Tages auf einer Steinbank im Hof und ließ sich bei einer Wärme von dreißig Grad die Sonne auf den unbedeckten Schädel scheinen.

Emanuel versuchte die Frauen zu beruhigen, aber seinen Worten fehlte die Überzeugungskraft. Er war zu gut in die Geschäfte des Hauses eingeweiht, um nicht zu fühlen, daß eine große Katastrophe über der Familie schwebte.

Die Nacht kam, die beiden Frauen waren wach geblieben und hofften, daß Morrel, wenn er von seinem Arbeitszimmer herunterkäme, bei ihnen eintreten würde; aber sie hörten ihn an ihrer Tür vorbeigehen. Er ging leise, jedenfalls um nicht gerufen zu werden, trat in sein Zimmer und schloß die Tür von innen.

Frau Morrel schickte ihre Tochter zu Bett; dann, eine halbe Stunde nachdem Julie sich zurückgezogen hatte, stand sie auf und schlich in den Korridor, um durch das Schlüsselloch zu sehen, was ihr Mann machte.

Im Korridor bemerkte sie einen Schatten, der sich zurückzog; es war Julie, die in ihrer Unruhe ihrer Mutter zuvorgekommen war. Julie ging auf ihre Mutter zu.

»Er schreibt«, sagte sie.

Die beiden Frauen hatten ihre Gedanken erraten, ohne miteinander zu sprechen.

Frau Morrel bückte sich zum Schlüsselloch hinab. Morrel schrieb, aber, was ihre Tochter nicht bemerkt hatte, bemerkte sie: Er schrieb auf Stempelpapier.

Es kam ihr der schreckliche Gedanke, daß er sein Testament mache; sie zitterte an allen Gliedern, und dennoch hatte sie die Kraft, nichts zu sagen.

Am folgenden Tag schien Herr Morrel vollständig ruhig; er hielt sich wie gewöhnlich in seinem Arbeitszimmer auf, kam wie gewöhnlich zum Frühstück herunter, nur ließ er nach Tisch seine Tochter sich neben ihn setzen, nahm ihren Kopf in seine Arme und hielt das Kind lange an seiner Brust.

Die beiden nächsten Tage verstrichen. Am vierten September abends forderte Herr Morrel von seiner Tochter den Schlüssel zu seinem Arbeitszimmer, den sie besaß. Julie zitterte bei diesem Verlangen.

Warum verlangte ihr Vater diesen Schlüssel, den sie stets gehabt hatte und den man ihr als Kind nur genommen hatte, um sie zu bestrafen?

Sie sah ihren Vater an.

»Was habe ich denn Böses getan, Vater«, fragte sie, »daß du mir den Schlüssel nimmst?«

»Nichts, mein Kind«, antwortete der unglückliche Morrel, dem diese so einfache Frage die Tränen in die Augen trieb; »nichts, aber ich brauche ihn.«

Julie tat, als ob sie den Schlüssel suchte.

»Ich muß ihn in meinem Zimmer liegengelassen haben«, sagte sie. Dann ging sie hinaus; statt aber auf ihr Zimmer zu gehen, eilte sie nach unten, um Emanuel um Rat zu befragen.

»Geben Sie Ihrem Vater den Schlüssel nicht«, sagte dieser, »und verlassen Sie ihn, wenn es möglich ist, morgen früh nicht.«

Sie versuchte Emanuel zu befragen; aber dieser wußte weiter nichts oder wollte weiter nichts sagen.

Während der ganzen Nacht vom vierten zum fünften September lauschte Frau Morrel an der Wand; bis drei Uhr morgens hörte sie ihren Mann aufgeregt in seinem Zimmer auf und ab gehen. Erst um drei Uhr warf er sich aufs Bett.

Die beiden Frauen verbrachten die Nacht zusammen; seit gestern abend erwarteten sie Maximilian.

Um acht Uhr trat Herr Morrel in ihr Zimmer; er war ruhig, aber die Aufregung der Nacht war auf seinem bleichen und entstellten Gesicht zu erkennen.

Sie wagten nicht, ihn zu fragen, ob er gut geschlafen habe.

Morrel war liebevoller gegen seine Frau und väterlicher gegen seine Tochter als je; er konnte das arme Kind nicht genug ansehen und küssen.

Julie dachte an den Rat Emanuels und wollte ihrem Vater folgen, als er ging; aber dieser schob sie mit Milde sanft zurück.

»Bleibe bei deiner Mutter«, sagte er.

Julie wollte dennoch mitgehen.

»Ich will es!« sagte er dann.

Es war das erstemal, daß Morrel zu seiner Tochter sagte: »Ich will!« Aber er sagte es in einem Ton so väterlicher Milde, daß Julie keinen Schritt vorwärts zu tun wagte.

Sie blieb stumm und unbeweglich stehen. Einen Augenblick darauf öffnete sich die Tür wieder, sie fühlte, wie sie von zwei Armen umschlungen wurde und ein Mund sich auf ihre Stirn drückte. Sie sah auf und stieß einen Schrei der Freude aus.

»Maximilian, mein Bruder!« rief sie.

Bei diesem Ruf eilte Frau Morrel herbei und warf sich in die Arme ihres Sohnes.

»Liebe Mutter«, sagte der junge Mann, abwechselnd seine Mutter und seine Schwester ansehend; »was gibt es denn? Was ist vorgefallen? Euer Brief hat mich erschreckt, und nun bin ich da.«

»Julie«, wandte sich Frau Morrel an ihre Tochter, indem sie dem jungen Mann ein Zeichen machte, »geh zu Papa und sage ihm, daß Maximilian gekommen ist.«

Das junge Mädchen eilte aus dem Zimmer, aber auf der ersten Treppenstufe stieß sie auf einen Mann, der einen Brief in der Hand hielt.

»Sind Sie nicht Fräulein Julie Morrel?« fragte dieser Mann mit ausgesprochen italienischem Akzent.

»Ja«, antwortete Julie stammelnd; »aber was wollen Sie von mir? Ich kenne Sie nicht.«

»Lesen Sie diesen Brief«, sagte der Mann, indem er ihr einen Brief reichte.

Julie zögerte.

»Es handelt sich um das Wohl Ihres Vaters«, bemerkte der Bote.

Das junge Mädchen nahm schnell den Brief, öffnete ihn und las:

»Begeben Sie sich sofort zu dem Haus Allées de Meilhan Nr. 15, lassen Sie sich von der Pförtnerin den Schlüssel zu der Wohnung im fünften Stock geben, gehen Sie in diese Wohnung, nehmen Sie von der Ecke des Kamins eine gestrickte rotseidene Börse und bringen Sie dieselbe Ihrem Vater.

Es ist von Wichtigkeit, daß er sie vor elf Uhr erhält.

Sie haben versprochen, mir blind zu gehorchen; ich erinnere Sie an Ihr Versprechen.

Sindbad der Seefahrer.«

Das junge Mädchen stieß einen Freudenschrei aus und sah sich nach dem Manne um, der ihr den Brief übergeben hatte, um ihn zu befragen; aber der Mann war verschwunden.

Sie nahm dann den Brief wieder vor, um ihn nochmals zu lesen, und bemerkte, daß er eine Nachschrift hatte. Sie las:

»Es ist von Wichtigkeit, daß Sie diesen Gang persönlich und allein machen; kämen Sie in Begleitung oder käme ein anderer, so würde die Pfortnerin antworten, daß sie von nichts wisse.«

Diese Nachricht dämpfte die Freude des jungen Mädchens gewaltig. Hatte sie nichts zu fürchten, war dies nicht irgendeine Falle, die man ihr stellte?

Julie zögerte; sie beschloß sich Rat zu holen. Aber infolge eines seltsamen Gefühls war es nicht ihre Mutter oder ihr Bruder, zu denen sie ihre Zuflucht nahm, sondern sie eilte zu Emanuel.

Sie erzählte ihm, was sich an dem Tag, da der Beauftragte des Hauses Thomson und French bei ihrem Vater gewesen war, ereignet hatte, berichtete von der Szene auf der Treppe, wiederholte ihm das Versprechen, das sie gegeben hatte, und zeigte ihm den Brief.

»Sie müssen hingehen, Fräulein«, sagte Emanuel.

»Hingehen?« murmelte Julie.

»Ja, ich begleite Sie.«

»Haben Sie denn nicht gelesen, daß ich allein sein soll?« fragte Julie.

»Sie werden auch allein sein«, antwortete der junge Mann; »ich werde an der Ecke der Rue du Musée auf Sie warten, und wenn Sie so lange ausbleiben, daß ich unruhig werde, so komme ich nach, und ich sage Ihnen, wehe denjenigen, über die Sie sich beklagen sollten!«

»Sie meinen also, Emanuel«, fragte das junge Mädchen nochmals zögernd, »daß ich dieser Einladung folgen soll?«

»Ja; hat Ihnen der Bote nicht gesagt, daß es sich um das Wohl Ihres Vaters handle?«

»Aber welche Gefahr läuft er denn eigentlich, Emanuel?« fragte das Mädchen.

Emanuel zögerte einen Augenblick, aber der Wunsch, das junge Mädchen schnell zu bestimmen, trug den Sieg davon.

»Hören Sie«, sagte er, »Ihr Vater hat heute um elf Uhr fast dreihunderttausend Franken zu bezahlen.«

»Ja, das wissen wir.«

»Nun wohl, er hat keine fünfzehntausend in der Kasse«, fuhr Emanuel fort.

»Und was wird dann werden?«

»Wenn Ihr Vater nicht vor elf Uhr jemand gefunden hat, der ihm zu Hilfe kommt, so muß er sich um Mittag für bankrott erklären.«

»Oh, kommen Sie, kommen Sie!« rief das Mädchen, den jungen Mann mit sich ziehend.

Während dieser Zeit hatte Frau Morrel ihrem Sohn alles erzählt. Der junge Mann wußte wohl, daß infolge der geschäftlichen Schwierigkeiten seines Vaters die Ausgaben des Hauses sehr eingeschränkt worden waren, aber er wußte nicht, daß es so weit gekommen war.

Er war wie vernichtet.

Plötzlich eilte er aus dem Zimmer und stieg rasch die Treppe hinauf, denn er glaubte seinen Vater in seinem Arbeitszimmer; aber er klopfte vergeblich.

Vor der Tür des Arbeitszimmers stehend, hörte er unten die Wohnungstür sich öffnen; er wandte sich um und sah seinen Vater. Herr Morrel war, anstatt sich sofort in sein Arbeitszimmer zu begeben, wieder in sein Schlafzimmer gegangen, aus dem er jetzt zurückkehrte.

Er stieß einen Ruf der Überraschung aus, als er Maximilian bemerkte, von dessen Ankunft er nichts wußte. Unbeweglich blieb er auf dem Platz stehen und preßte mit der linken Hand einen Gegenstand an sich, den er unter dem Rock verborgen hielt.

Maximilian eilte die Treppe hinab und warf sich seinem Vater an die Brust; plötzlich aber fuhr er zurück, ließ jedoch seine rechte Hand auf der Brust seines Vaters.

»Vater«, sagte er bleich wie der Tod, »warum hast du ein Paar Pistolen unter deinem Rock?«

»Oh, da haben wir's, was ich fürchtete!« sagte Morrel.

»Vater, Vater, um Gottes willen!« rief der junge Mann, »wozu diese Waffen?«

»Maximilian«, antwortete Morrel, seinen Sohn fest ansehend, »du bist ein Mann, und ein Mann von Ehre; ich werde es dir sagen.«

Und Morrel stieg sicheren Schrittes zu seinem Arbeitszimmer hinauf, während Maximilian ihm taumelnd folgte. Morrel öffnete die Tür und schloß sie hinter seinem Sohn, dann durchschritt er das Vorzimmer, trat an seinen Arbeitstisch, legte die Pistolen auf die Ecke des Tisches und zeigte seinem Sohn mit dem Finger ein offenes Geschäftsbuch. In diesem Geschäftsbuch war die Situation des Hauses Morrel genau dargelegt.

Morrel hatte in einer halben Stunde zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken zu bezahlen und besaß im ganzen fünfzehntausendzweihundertsiebenundfünfzig Franken.

»Lies!« sagte Morrel.

Der junge Mann las und schien einen Augenblick wie vernichtet. Morrel sagte kein Wort. Was hätte er auch der unerbittlichen Sprache dieser Ziffern noch hinzufügen sollen!

»Und du hast alles getan, um diesem Unglück vorzubeugen?«

»Jawohl«, antwortete Morrel.

»Du rechnest auf keinen Eingang mehr?«

»Auf keinen.«

»Du hast alle deine Mittel erschöpft?«

»Alle.«

»Und in einer halben Stunde ist unser Name entehrt!« sagte Maximilian finster.

»Das Blut wäscht die Schande ab«, entgegnete Morrel.

»Du hast recht, Vater, ich verstehe dich.« Dann, die Hand nach den Pistolen ausstreckend: »Da ist eine für dich und eine für mich; ich danke dir.«

Morrel hielt ihm die Hand fest.

»Und deine Mutter ... deine Schwester ... wer ernährt die?«

Ein Schauer überlief den Körper des jungen Mannes. »Vater«, sagte er, »willst du mir sagen, daß ich leben bleiben soll?«

»Ja, ich sage es dir«, antwortete Morrel, »denn es ist deine Pflicht; du hast einen starken Geist, Maximilian ... du bist kein gewöhnlicher Mensch; ich empfehle dir nichts und befehle dir nichts, ich sage dir nur: Prüfe deine Lage, als ob du sie als Unbeteiligter ansähest, und urteile selbst.«

Der junge Mann sann einen Augenblick nach, dann erschien der Ausdruck ruhiger Ergebung in seinen Augen; er nahm mit langsamer und trauriger Bewegung seine Epauletten ab.

»Gut«, sagte er, Morrel die Hand reichend, »stirb in Frieden, Vater, ich werde leben.«

Morrel machte eine Bewegung, wie um sich seinem Sohn zu Füßen zu stürzen, aber Maximilian zog ihn an sich.

»Du weißt, daß ich keine Schuld trage?« fragte Morrel.

Maximilian lächelte. »Ich weiß, Vater, daß du der ehrenhafteste Mensch bist, den es gibt.«

»Gut, es bedarf keiner Worte; jetzt kehre zu deiner Mutter und deiner Schwester zurück.«

»Vater«, sagte der junge Mann, das Knie beugend, »deinen Segen!«

Morrel nahm den Kopf seines Sohnes in beide Hände, zog ihn an sich und küßte ihn mehrere Male.

»Ich segne dich«, sagte er, »in meinem Namen und im Namen dreier Generationen untadeliger Männer; höre also, was sie durch meinen Mund sagen: Den Bau, den das Unglück zerstört hat, kann die Vorsehung wieder aufrichten. Wenn sie mich solch eines Todes sterben sehen, werden selbst die Unerbittlichsten Mitleid mit dir haben; dir wird man vielleicht den Aufschub gewähren, den man mir verweigert hat; dann sieh zu, daß das Wort der Schande nicht ausgesprochen wird; mach dich ans Werk, arbeite, junger Mann,

kämpfe heiß und mutig; lebe mit deiner Mutter und Schwester auf das Notwendigste eingeschränkt, damit das Gut meiner Gläubiger sich mit jedem Tag vermehre und unter deinen Händen Frucht trage. Denke, daß es ein schöner, großer, feierlicher Tag sein wird, der Tag der Wiedergutmachung, da du hier in diesem Zimmer sagen wirst: Mein Vater ist gestorben, weil er das nicht vermochte, was ich heute tue; aber er ist ruhig in den Tod gegangen, weil er sterbend die Gewißheit hatte, daß ich es tun würde.«

»O Vater, Vater«, rief der junge Mann, »wenn du doch leben bleiben könntest!«

»Wenn ich leben bleibe, ist alles anders, das Interesse verwandelt sich in Zweifel, das Mitleid in Erbitterung; wenn ich leben bleibe, bin ich nur noch ein Mann, der sein Wort nicht gehalten hat, der seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen ist, nur noch ein Bankrotteur. Sterbe ich aber, Maximilian, bedenke das, so ist meine Leiche diejenige eines unglücklichen ehrlichen Mannes. Wenn ich leben bleibe, werden meine besten Freunde mein Haus meiden, sterbe ich, so wird ganz Marseille mir weinend das Geleit zur letzten Ruhestätte geben; wenn ich leben bleibe, so schämst du dich meines Namens; bin ich tot, so hebst du den Kopf und sagst: Ich bin der Sohn des Mannes, der in den Tod gegangen ist, weil er zum erstenmal sein Wort nicht zu halten vermochte.«

Der junge Mann stöhnte, aber er schien ergeben.

»Und jetzt«, sagte Morrel, »laß mich allein und such Mutter und Schwester fernzuhalten.«

»Willst du Julie nicht noch einmal sehen?« fragte Maximilian. Der junge Mann sah eine letzte schwache Hoffnung in dieser Begegnung; aber Herr Morrel schüttelte den Kopf.

»Ich habe sie heute morgen gesehen«, sagte er, »und ihr Lebewohl gesagt.«

»Hast du mir nicht etwas Besonderes ans Herz zu legen, Vater?« fragte Maximilian mit bewegter Stimme.

»Doch, mein Sohn, eine heilige Empfehlung.«

»Sprich, Vater.«

»Das Haus Thomson und French ist das einzige, das, sei es aus Menschlichkeit oder Egoismus – es ist nicht meine Sache, in den Herzen der Menschen zu lesen –, Mitleid mit mir gehabt hat. Sein Beauftragter, der Mann, der sich in zehn Minuten einfinden wird, um den Betrag eines Wechsels von zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken zu erheben, hat mir eine Stundung von drei Monaten nicht gewährt, sondern geradezu angeboten. Zahle diesem Haus zuerst, mein Sohn, dieser Mann sei dir heilig.«

»Jawohl, Vater«, antwortete Maximilian.

»Und jetzt noch einmal: Lebe wohl!« sagte Morrel. »Geh, geh, ich habe das Bedürfnis, allein zu sein; du findest mein Testament im Schreibtisch in meinem Schlafzimmer.«

Der junge Mann blieb stehen. Er war keiner Bewegung fähig.

»Höre, Maximilian«, sagte sein Vater, »nimm an, ich sei Soldat wie du, ich hätte den Befehl erhalten, eine Schanze zu nehmen, und du wüßtest, daß ich dabei fallen müßte. Würdest du mir nicht sagen, was du mir eben sagtest: Geh, Vater, denn du würdest dich entehren, wenn du bliebest, und lieber Tod als Schande!«

»Ja, ja«, antwortete der junge Mann, »ja.« Dann preßte er Morrel krampfhaft in die Arme. »Leb wohl, Vater!« Und er stürzte aus dem Zimmer.

Als sein Sohn fort war, blieb Morrel einen Augenblick, die Augen auf die Tür geheftet, stehen, dann streckte er die Hand aus, fand einen Glockenzug und klingelte. Nach einem Augenblick erschien Cocles.

Es war nicht mehr derselbe Mensch, diese drei Tage hatten ihn gebrochen. Der Gedanke: das Haus Morrel wird seine Zahlungen einstellen, beugte ihn mehr zur Erde, als zwanzig Lebensjahre es getan hätten.

»Mein lieber Cocles«, sagte Morrel mit einem Ton, der unmöglich wiederzugeben wäre, »du bleibst im Vorzimmer. Wenn der Herr,

der schon vor drei Monaten hier war, du weißt, der Beauftragte des Hauses Thomson und French, kommt, so meldest du ihn an.«

Cocles antwortete nichts, er machte ein Zeichen mit dem Kopf, setzte sich ins Vorzimmer und wartete.

Morrel sank in seinen Stuhl zurück; seine Augen blickten zur Uhr: Es blieben ihm noch sieben Minuten; der Zeiger bewegte sich mit unglaublicher Schnelligkeit, er glaubte ihn vorwärts rücken zu sehen.

Was in diesem höchsten Augenblick in der Seele des Mannes vorgeht, der im Begriff stand, sich von allem zu trennen, was er auf der Welt liebte, und aus dem Leben zu scheiden, ist unmöglich zu schildern.

Der Zeiger bewegte sich immer weiter, die Pistolen lagen geladen vor ihm; er streckte die Hand aus, nahm eine von ihnen und nannte den Namen seiner Tochter.

Dann legte er die tödliche Waffe wieder hin, ergriff eine Feder und schrieb einige Worte. Es war ihm, als ob er seiner geliebten Tochter nicht genügend Lebewohl gesagt habe.

Wieder sah er zur Uhr, er zählte nicht mehr die Minuten, sondern die Sekunden.

Er nahm die Waffe wieder auf, sein Mund war halb geöffnet, die Augen starrten zum Zeiger. Er fuhr zusammen bei dem Geräusch, das er selbst machte, indem er den Hahn spannte.

In diesem Augenblick trat ihm der kalte Schweiß auf die Stirn, eine tödliche Qual beengte ihm das Herz.

Er hörte die Tür zur Treppe in den Angeln kreischen, dann öffnete sich die Tür des Arbeitszimmers.

Die Uhr war im Begriff zu schlagen. Morrel wandte sich nicht um, er erwartete, aus Cocles' Mund die Worte zu hören: »Der Beauftragte des Hauses Thomson und French!« und hob die Waffe an den Mund ...

Plötzlich hörte er einen Schrei, es war die Stimme seines Kindes. Er wandte sich um und sah Julie; die Pistole entsank seiner Hand.

»Vater!« rief das junge Mädchen außer Atem und fast überwältigt von Freude. »Gerettet! Du bist gerettet!«

Und sie warf sich in seine Arme, indem sie mit der Hand eine Börse von roter Seide hochhielt.

»Gerettet, Kind!« sagte Morrel. »Was willst du damit sagen?«

»Ja, gerettet, sieh, sieh!« rief das junge Mädchen.

Morrel nahm die Börse und erbebt, denn es kam ihm die unbestimmte Erinnerung, daß diese Börse ihm gehört hatte.

Er entnahm ihr erst den Wechsel über zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken. Der Wechsel war quittiert.

Dann kam ein Diamant von Haselnußgröße zum Vorschein und ein Stückchen Pergament mit den Worten:

»Julies Mitgift!«

Morrel fuhr sich mit der Hand über die Stirn, er glaubte zu träumen. In diesem Augenblick schlug die Uhr elf; es war ihm, als ob jeder Schlag des Stahlhammers sein Herz traf.

»Laß sehen, Kind«, sagte er; »erkläre mir. Wo hast du diese Börse gefunden?«

»In einem Haus in den Allées de Meilhan Nummer 15, auf dem Kamin in einem armseligen Zimmerchen im fünften Stock.«

»Aber diese Börse gehört nicht dir«, rief Morrel.

Julie reichte ihrem Vater den Brief, den sie am Morgen erhalten hatte.

»Und du bist allein in diesem Haus gewesen?« fragte Morrel, nachdem er gelesen hatte.

»Emanuel hat mich begleitet, Vater. Er sollte mich an der Ecke der Rue du Musée erwarten, aber sonderbarerweise war er bei meiner Rückkehr nicht mehr da.«

»Herr Morrel!« rief eine Stimme auf der Treppe. »Herr Morrel!«

»Das ist seine Stimme«, sagte Julie.

Zu gleicher Zeit trat Emanuel ein, Freude und Bewegung auf dem Gesicht.

»Der ›Pharao!‹ rief er. »Der ›Pharao!‹«

»Was? Der ›Pharao! Sind Sie toll, Emanuel! Sie wissen doch, daß der ›Pharao‹ untergegangen ist.«

»Der ›Pharao! Herr Morrel, der ›Pharao‹ wird signalisiert; der ›Pharao‹ läuft in den Hafen ein.«

Morrel sank in seinen Stuhl zurück, die Kräfte ließen ihn im Stich; sein Verstand vermochte diese Aufeinanderfolge unglaublicher, unerhörter Ereignisse nicht zu fassen. Aber jetzt trat auch sein Sohn ein.

»Vater«, rief Maximilian, »wieso sagst du, daß der ›Pharao‹ verloren sei? Die Hafengewache signalisiert ihn, er fährt in den Hafen.«

»Wenn das wahr wäre, müßte man an ein Wunder glauben«, sagte Morrel. »Unmöglich, unmöglich!«

Was aber wirklich und nicht weniger glaubhaft war, das war diese Börse, die er in den Händen hielt, dieser quittierte Wechsel, dieser prächtige Diamant.

»O Herr Morrel«, sagte Cocles seinerseits, »was soll das heißen, der ›Pharao?«

»Kommt, meine Kinder«, sagte Morrel, indem er sich erhob, »laßt uns nachsehen, und Gott erbarme sich unser, wenn es eine falsche Nachricht ist.«

Sie gingen nach unten; auf der Treppe wartete Frau Morrel; die Arme hatte nicht gewagt heraufzukommen.

Im nächsten Augenblick waren sie am Hafen, der voll von Menschen war. Die Menge öffnete sich vor Morrel.

»Der ›Pharao! Der ›Pharao!« sagten alle diese Stimmen.

In der Tat, unerhörtes Wunder! Gegenüber dem Turm von Saint-Jean warf ein Schiff Anker und zog die Segel ein, und dieses Schiff trug in weißen Buchstaben die Aufschrift: »Pharao, Morrel und Sohn, Marseille«. Es glich aufs Haar dem anderen »Pharao«. Auf der Kommandobrücke erteilte der Kapitän, den Morrel neulich besucht hatte, seine Befehle, und Penelon machte Herrn Morrel Zeichen.

Es war kein Zweifel mehr möglich.

Als Morrel und sein Sohn sich unter dem Zujuchzen der ganzen Menge, die Zeuge dieses Wunders war, auf dem Hafendamm umarmten, murmelte ein Mann, dessen Gesicht halb von einem schwarzen Bart verdeckt war und der, von einem Schilderhäuschen gedeckt, diese Szene mit Rührung betrachtet hatte:

»Sei glücklich, edles Herz, sei gesegnet für alles Gute, das du getan hast und noch tun wirst! Möge meine Dankbarkeit wie dein Wohltun verborgen bleiben!«

Und mit einem Lächeln voll Freude und Glück verließ er sein Versteck, stieg, ohne daß er von den Leuten, die alle mit dem Ereignis des Tages beschäftigt waren, beachtet wurde, eine der kleinen zum Aussteigen benutzten Treppen hinunter und rief:

»Jacopo, Jacopo, Jacopo!«

Gleich darauf kam eine Schaluppe auf ihn zu, nahm ihn an Bord und brachte ihn zu einer reich getakelten Jacht, auf deren Deck er sich mit der Gewandtheit eines Seemanns hinaufschwang. Von da betrachtete er noch einmal Herrn Morrel, der, vor Freude weinend, mit allen Leuten herzliche Händedrücke austauschte und mit einem unbestimmten Blick dem unbekanntem Wohltäter dankte.

»Und jetzt«, sagte der Unbekannte, »ade, Güte, Menschlichkeit, Dankbarkeit ...! Ade, alle guten Gefühle, die das Herz erwärmen! Ich habe mich an die Stelle der Vorsehung gesetzt, um die Guten zu belohnen ... Trete der Gott der Rache mir jetzt seinen Platz ab, um die Bösen zu bestrafen!«

Bei diesen Worten gab er ein Zeichen, und als ob sie nur auf dieses Zeichen gewartet hätte, stach die Jacht sofort in See.

SINDBAD DER SEEFAHRER

Anfang des Jahres 1838 weilten in Florenz zwei junge Leute, die der vornehmsten Gesellschaft von Paris angehörten, der Vicomte Albert von Morcerf und der Baron Franz von Epinay. Sie hatten verabredet, den Karneval in Rom zu verleben, wo Franz, der sich seit etwa vier Jahren in Italien aufhielt, den Führer machen wollte.

Inzwischen reiste Albert nach Neapel, während Franz in Florenz blieb. Als Franz eine Zeitlang das Leben in der Stadt der Medici genossen hatte, fiel es ihm ein, nachdem er bereits Korsika gesehen, der Insel Elba einen Besuch abzustatten.

Eines Abends bestieg er im Hafen von Livorno eine kleine Barke, legte sich, in seinen Mantel gehüllt, in den hinteren Teil des Bootes und rief den Seeleuten einfach die Worte zu: »Zur Insel Elba!«

Die Barke verließ den Hafen und landete am folgenden Tag in Porto Ferrajo. Franz durchquerte die kaiserliche Insel, sah alles, was an Napoleon erinnerte, und schiffte sich nach Pianosa ein, wo ihn, wie man ihm versicherte, unzählige Rebhühner erwarteten.

Die Jagd war schlecht; Franz erlegte nur wenige magere Rebhühner und bestieg in ziemlich schlechter Laune wieder seine Barke.

»Oh, wenn Eure Exzellenz wollten«, sagte der Patron, »könnten Sie eine schöne Jagd haben!«

»Wo das?«

»Sehen Sie die Insel dort?« fuhr der Patron fort, indem er nach Süden auf eine kegelförmige Masse zeigte, die mitten aus dem Meer im schönsten Blau schimmernd emporrage.

»Nun, was ist das für eine Insel?« fragte Franz.

»Die Insel Monte Christo«, antwortete der Mann.

»Aber ich habe keine Erlaubnis, auf dieser Insel zu jagen.«

»Die brauchen Eure Exzellenz nicht, die Insel ist unbewohnt.«

»Ah, wahrhaftig, eine unbewohnte Insel im Mittelländischen Meer, das ist eine Merkwürdigkeit.«

»Das ist leicht verständlich, Exzellenz; die Insel ist eine Felsenbank und besitzt vielleicht in ihrer ganzen Ausdehnung keinen einzigen Flecken Ackerboden.«

»Und wem gehört die Insel?«

»Sie gehört zu Toskana.«

»Was für Wild gibt's da?«

»Tausende von wilden Ziegen.«

»Die wohl die Felsen ablecken?« sagte Franz mit ungläubigem Lächeln.

»Nein«, antwortete der Patron; »aber die das Heidekraut und die Myrten abweiden, die in den Spalten wachsen.«

»Wo soll ich aber schlafen?«

»Auf dem Land, in den Grotten, oder an Bord in Ihrem Mantel. Übrigens, wenn Eure Exzellenz wollen, fahren wir sofort nach der Jagd wieder ab. Sie wissen, daß wir nachts ebensogut segeln wie bei Tag und daß wir nötigenfalls unsere Ruder haben.«

Da Franz noch genügend Zeit blieb, um mit seinem Reisegefährten zusammenzutreffen, und die Wohnung in Rom bereits bestellt war, so nahm er, um sich für die erste Jagd zu entschädigen, den Vorschlag an.

Auf seine zustimmende Antwort wechselten die Matrosen leise einige Worte.

»Nun?« fragte er. »Was gibt's Neues! Sollte irgendein Hindernis vorliegen?«

»Nein«, antwortete der Patron; »aber wir müssen Eurer Exzellenz sagen, daß die Insel in Kontumaz ist.«

»Was heißt das?«

»Das heißt, daß, da Monte Christo unbewohnt ist und manchmal Schmugglern und Piraten, die von Korsika, Sardinien oder Afrika kommen, als Hafen dient, wir zu einer sechstägigen Quarantäne gezwungen sein würden, wenn man nach unserer Rückkehr nach Livorno merkte, daß wir auf der Insel waren.«

»Teufel, das ändert die Sache! Sechs Tage! Das ist ein bißchen lange, Kinder.«

»Aber wer wird verraten, daß Seine Exzellenz auf Monte Christo gewesen sind?«

»Oh, ich nicht«, rief Franz.

»Wir auch nicht«, stimmten die Matrosen zu.

»Dann los nach Monte Christo!«

Sie waren nur noch fünfzehn Meilen von Monte Christo entfernt, als die Sonne hinter den Bergen Korsikas unterzugehen begann. Eine halbe Stunde darauf war es finstere Nacht. Zum Glück kannten die Seeleute den kleinsten Felsen im toskanischen Archipel; denn inmitten der Finsternis, welche die Barke einhüllte, wäre Franz nicht ohne Unruhe gewesen. Korsika war vollständig verschwunden, auch Monte Christo war unsichtbar geworden; aber die Matrosen schienen gleich den Luchsen im Finstern sehen zu können, und der Steuermann bekundete nicht das geringste Zögern.

Ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang glaubte Franz in etwa einer Viertelmeile Entfernung zur Linken eine dunkle Masse zu bemerken; aber es war unmöglich zu unterscheiden, was es war, und da Franz fürchtete, die Heiterkeit der Matrosen zu erregen, wenn er einige Wolken für festes Land halten sollte, so schwieg er. Plötzlich aber erkannte er einen hellen Lichtschein.

»Was ist das für ein Licht?« fragte er.

»Pst!« antwortete der Patron, »das ist ein Feuer.«

»Sie sagten aber doch, daß die Insel unbewohnt sei.«

»Ich sagte auch, daß sie als Hafen für Schmuggler diene.«

»Und für Piraten!«

»Und für Piraten«, wiederholte der Patron, »und eben deshalb habe ich Befehl gegeben, an der Insel vorbeizufahren, denn, wie Sie sehen, ist das Feuer hinter uns.«

»Aber das Feuer scheint mir eher ein Grund zur Beunruhigung zu sein«, fuhr Franz fort. »Leute, die gesehen zu werden fürchteten, hätten kein Feuer gemacht.«

»Oh, das will nichts sagen«, antwortete der Patron; »wenn Sie in der Dunkelheit die Lage der Insel beurteilen könnten, würden Sie sehen, daß das Feuer nur von der offenen See aus bemerkt werden kann.«

»Also fürchten Sie, daß es uns schlechte Gesellschaft ankündigt?«

»Davon muß man sich überzeugen«, entgegnete der Schiffer.

»Und wie wollen Sie sich davon überzeugen?«

»Sie werden sehen.« Nach diesen Worten hielt der Schiffer mit seinen Gefährten Rat. Das Schiff änderte die Richtung, und nach einigen Augenblicken war das Feuer verschwunden.

Das Schiff näherte sich nun nach einem nochmaligen Richtungswechsel sichtlich der Insel und befand sich bald nur noch etwa fünfzig Schritt von ihr entfernt. Der Schiffer zog das Segel ein, und die Barke lag ruhig im Wasser.

Dies alles war in größter Stille ausgeführt worden.

Franz prüfte kaltblütig seine Waffen; er hatte zwei doppelläufige Gewehre und einen Karabiner, die er lud.

Unterdessen hatte der Schiffer Jacke und Hemd abgeworfen und die Hose um die Hüften festgeschnallt; barfuß war er bereits vorher gewesen. Er legte einen Finger an die Lippen, um anzudeuten, daß man sich ruhig verhalten solle, ließ sich ins Meer hinab und schwamm so vorsichtig dem Ufer zu, daß es unmöglich war, das leiseste Geräusch zu vernehmen.

Nur an einer schillernden Spur im Wasser konnte man seinen Weg verfolgen.

Bald verschwand auch diese Spur; er hatte jedenfalls das Land erreicht.

Die auf der Barke Zurückgebliebenen blieben eine halbe Stunde unbeweglich; dann sahen sie nahe dem Ufer die schillernde Spur wieder erscheinen und auf die Barke zukommen. Gleich darauf war der Schiffer bei ihnen.

»Nun?« fragten Franz und die vier Matrosen zu gleicher Zeit.

»Es sind spanische Schmuggler«, antwortete der Schiffer; »sie haben nur zwei korsische Banditen bei sich.«

»Was machen denn diese beiden korsischen Banditen bei spanischen Schmugglern?«

»Lieber Gott, Exzellenz«, antwortete der Schiffer, »man muß sich gegenseitig beistehen.«

»Und glauben Sie, daß uns diese Schmuggler und Banditen Gastfreundschaft gewähren werden?«

»Ohne Zweifel.«

»Wie viele sind es?«

»Vier, Exzellenz, und die beiden Banditen – macht sechs.«

»Nun, da sind wir, falls diese Herren unangenehm werden sollten, in gleicher Stärke. Also landen wir!«

»Jawohl, Exzellenz; aber Sie erlauben wohl, daß wir noch einige Vorsichtsmaßregeln treffen?«

»Mehr als das, mein Lieber, ich rate es Ihnen sogar.«

»Dann still!« befahl der Schiffer.

Alle schwiegen; Franz ließ den Schiffer nicht aus den Augen und sein Gewehr nicht aus der Hand. Die Matrosen hatten von neuem die Segel aufgezogen, und als sie wieder an einer Felsenecke vorbeikamen, sah Franz das Feuer und fünf oder sechs Personen, die im Kreise darum saßen. Die Barke vermied den Lichtkreis, bis sie der Stelle gerade gegenüber war; dann fuhr sie darauf zu, während der Patron ein Fischerlied anstimmte, in dessen Kehrreim seine Kameraden im Chor einfielen.

Bei dem ersten Worte des Liedes hatten die Männer, die um das Feuer saßen, sich erhoben und waren an das Ufer getreten. Sie betrachteten die Barke genau und bemühten sich offenbar, sich über die Stärke und die Absichten der Ankommenden klar zu werden. Bald schienen sie sie genügend geprüft zu haben und begaben sich, mit Ausnahme eines einzigen, wieder zu dem Feuer zurück, an dem eine junge Ziege briet.

Als das Fahrzeug etwa bis auf zwanzig Schritt ans Ufer herangekommen war, machte der am Ufer Zurückgebliebene mit seinem Karabiner die Bewegung eines Postens, der eine Patrouille erwartet, und rief in sardinischem Dialekt: »Wer da?«

Franz spannte kaltblütig seine beiden Hähne.

Der Patron wechselte mit dem Mann einige Worte, die der Reisende nicht verstand, die aber augenscheinlich ihn betrafen.

»Wollen Eure Exzellenz sich nennen oder unerkant bleiben?« fragte der Schiffer.

»Mein Name muß ihnen unbekannt bleiben; sagen Sie ihnen, daß ich ein zum Vergnügen reisender Franzose bin«, antwortete Franz.

Als der Schiffer diese Antwort übermittelt hatte, gab der Posten einem der am Feuer sitzenden Männer einen Befehl, worauf der Mann sofort aufstand und in den Felsen verschwand.

Es entstand ein Stillschweigen; jeder schien mit seinen Angelegenheiten beschäftigt: Franz mit seiner Landung, die Matrosen mit ihren Segeln, die Schmuggler mit ihrer Ziege; aber inmitten dieser scheinbaren Unbekümmertheit beobachtete man sich gegenseitig.

Der Mann, der sich entfernt hatte, erschien plötzlich wieder von der entgegengesetzten Seite; er gab dem Posten ein Zeichen mit dem Kopf, worauf dieser sich zur Barke wandte und den Ankömmlingen zurief:

»S'accomodi.«

Dieses italienische Wort bedeutet soviel wie: Tut, als ob ihr zu Hause wäret.

Die vier Matrosen ließen es sich nicht zweimal sagen; nach vier Ruderschlägen war die Barke am Ufer; der Patron sprang an Land und wechselte wieder leise einige Worte mit dem Posten; seine Gefährten stiegen einer nach dem anderen aus, dann endlich kam die Reihe an Franz.

Er hatte eins seiner Gewehre übergehängt, der Patron hatte das andere, einer der Matrosen hielt seinen Karabiner. Sein Anzug hatte etwas von dem eines Künstlers und eines Stutzers, so daß er den Wirten keinen Argwohn und infolgedessen keine Unruhe einflößte.

Man machte die Barke am Ufer fest und tat einige Schritte, um einen bequemen Lagerplatz zu suchen, aber der Punkt, nach dem man sich wandte, sagte dem Schmuggler, der auf Posten stand, jedenfalls nicht zu, denn er rief dem Patron zu:

»Bitte, nicht dahin.«

Der Patron stammelte eine Entschuldigung und ging nach der entgegengesetzten Richtung, während zwei Matrosen ans Feuer traten und Fackeln anzündeten, um den Weg zu beleuchten. Man ging ungefähr dreißig Schritt und gelangte zu einem kleinen, ganz von Felsen umgebenen Platz; in den Felsen waren Sitze ausgehöhlt. In den Felsritzen sproßten Kräuter und dicke Myrtensträucher. Franz untersuchte die Stelle mit einer Fackel und erkannte an einem Aschenhaufen, daß er nicht der erste war, der die Behaglichkeit dieses Platzes entdeckt hatte.

Nachdem er den Fuß an Land gesetzt und die, wenn nicht freundschaftliche, so doch wenigstens gleichgültige Gesinnung seiner Wirte gesehen hatte, war seine Furcht geschwunden, und der Duft der im benachbarten Lager bratenden Ziege weckte seinen Appetit.

Er deutete das mit einigen Worten dem Patron an, der antwortete, daß es nichts Einfacheres gäbe, als ein Abendessen zu bereiten, wenn man, wie sie in ihrer Barke, Brot, Wein, sechs Rebhühner und ein gutes Feuer habe.

»Übrigens«, fügte er hinzu, »wenn Eure Exzellenz den Geruch des Ziegenbratens so verlockend finden, so kann ich unseren Nachbarn zwei von unseren Vögeln gegen eine Schnitte von ihrem Vierfüßler anbieten.«

»Tun Sie das, Gaetano«, sagte Franz.

Die Matrosen hatten unterdessen Heidekraut zusammengetragen, Myrten- und Grüneichenzweige daraufgelegt und ein tüchtiges Feuer angezündet. Franz, der noch immer den Duft des Bratens roch, erwartete mit Ungeduld die Rückkehr des Patrons, als dieser mit nachdenklicher Miene wieder erschien.

»Nun«, fragte Franz, »was Neues? Will man auf unser Anerbieten nicht eingehen?«

»Im Gegenteil«, antwortete Gaetano. »Der Führer, dem man gesagt hat, daß Sie ein junger Franzose seien, ladet Sie zum Abendessen ein.«

»Ein sehr höflicher Mann, dieser Führer, und ich sehe nicht ein, warum ich es abschlagen sollte, besonders, da ich ja meinen Teil zum Essen mitbringe.«

»Oh, das ist's nicht; er hat genug zu essen und mehr als das, aber er stellt für Ihren Eintritt bei ihm eine eigentümliche Bedingung.«

»Für meinen Eintritt bei ihm! Er hat sich also ein Haus bauen lassen?«

»Nein; aber er hat nichtsdestoweniger ein sehr behagliches Heim, wenigstens nach dem, was man sagt.«

»Sie kennen diesen Führer also?«

»Ich habe von ihm sprechen hören.«

»Gut oder schlecht?«

»Beides.«

»Teufel! Und was ist das für eine Bedingung?«

»Daß Sie sich die Augen verbinden lassen und die Binde nicht eher abnehmen, als bis er Sie dazu auffordert.«

Franz forschte in dem Blick des Patrons, um zu erfahren, was sich hinter diesem Vorschlag verbarg.

»Ja, ja«, antwortete dieser auf den Gedankengang des jungen Mannes, »ich weiß wohl, die Sache will überlegt sein.«

»Was würden Sie an meiner Stelle tun?« fragte Franz.

»Ich, der ich nichts zu verlieren habe, würde hingehen, schon aus bloßer Neugier.«

»Es ist also bei dem Führer etwas zu sehen?«

»Hören Sie«, antwortete Gaetano im Flüstertone, »ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man sagt ...«

Er hielt inne und sah sich um, ob ihn auch niemand anders hörte.

»Was sagt man denn?«

»Daß dieser Führer eine unterirdische Wohnung hat, gegen die der Palazzo Pitti gar nichts ist.«

»Welche Phantasie!« meinte Franz, indem er sich wieder setzte.

»Oh, es ist nicht nur Phantasie«, fuhr der Patron fort, »sondern Wirklichkeit! Cama, der Lotse des ›Sankt Ferdinand‹, ist einmal drin gewesen und sagt, daß es ähnliche Schätze nur in Märchen gäbe.«

»Sie wollen mir also erzählen, daß ich bei diesem Führer in die Höhle Ali Babas hinuntersteigen würde?« sagte Franz.

»Ich wiederhole nur, was man mir gesagt hat, Exzellenz.«

»Dann raten Sie mir also anzunehmen?«

»Oh, das sage ich nicht. Eure Exzellenz werden nach eigenem Ermessen handeln; ich möchte Ihnen unter solchen Verhältnissen keinen Rat geben.«

Franz überlegte einen Augenblick. Ein so reicher Mann konnte von ihm, der nur einige tausend Franken bei sich hatte, nichts wollen. Da er bei der ganzen Sache nichts weiter sah, als daß er zu einem vortrefflichen Abendbrot kam, so nahm er die Einladung an. Gaetano ging, um die Antwort zu überbringen.

Franz war jedoch vorsichtig, und da er über seinen geheimnisvollen Wirt möglichst viele Einzelheiten erfahren wollte, wandte er sich an den Matrosen, der während des Zwiegesprächs die Rebhühner

gerupft hatte, und fragte ihn, wie denn die Leute da hätten landen können, da er keine Fahrzeuge sehe.

»Darüber mache ich mir keine Sorgen«, antwortete der Matrose, »ich kenne das Fahrzeug, auf dem sie fahren.«

»Ist es ein hübsches Schiff?«

»Ich wünsche Eurer Exzellenz ein gleiches für eine Reise um die Welt.«

»Wie groß ist es denn?«

»Ungefähr hundert Tonnen; übrigens eine Vergnügungsjacht, wie's die Engländer nennen, aber gebaut, sage ich Ihnen, daß sie das Meer bei jedem Wetter aushält.«

»Wo ist sie denn gebaut?«

»Ich weiß nicht, glaube jedoch in Genua.«

»Und ein Führer von Schmugglern wagt es, sich eine für sein Geschäft bestimmte Jacht in Genua bauen zu lassen?« fragte Franz.

»Ich habe nicht gesagt, daß der Eigentümer der Jacht ein Schmuggler ist«, entgegnete der Matrose.

»Nein, aber Gaetano hat es, wie mir scheint, gesagt.«

»Gaetano hatte die Mannschaft von weitem gesehen, aber noch mit niemand gesprochen.«

»Wenn dieser Mann kein Führer von Schmugglern ist, was ist er denn?«

»Ein reicher, vornehmer Herr, der zu seinem Vergnügen reist.«

Nun, der Mann ist nur um so geheimnisvoller, da die Ansichten über ihn verschieden sind! dachte Franz.

»Wie heißt er?« fragte er weiter.

»Wenn man ihn fragt, antwortet er, er heiße Sindbad der Seefahrer; aber ich bezweifle, daß das sein wahrer Name ist.«

»Und wo wohnt dieser vornehme Herr?«

»Auf dem Meer.«

»Aus welchem Land ist er?«

»Ich weiß nicht.«

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Zuweilen.«

»Was ist es für ein Mann?«

»Eure Exzellenz werden selbst urteilen.«

»Wo wird er mich empfangen?«

»Jedenfalls in dem unterirdischen Palast, von dem Ihnen der Patron erzählt hat.«

»Seid ihr, wenn ihr hier gelandet seid und die Insel leer gefunden habt, nie neugierig gewesen und habt versucht, in dieses verzauberte Schloß einzudringen?«

»O doch, Exzellenz, mehr als einmal«, antwortete der Matrose; »aber alles Suchen war vergeblich. Wir haben die Felsen nach allen Richtungen hin durchstöbert, aber nicht den allerkleinsten Eingang gefunden. Übrigens heißt es, daß die Tür sich nicht mit einem Schlüssel, sondern nur auf ein Zauberwort hin öffnen läßt.«

»Da bin ich ja in ein Märchen von ›Tausendundeiner Nacht‹ geraten«, murmelte Franz.

»Seine Exzellenz erwartet sie«, sagte hinter ihm eine Stimme, in der er die des Postens erkannte.

Der Neuangekommene war von zwei Männern von der Mannschaft der Jacht begleitet.

Statt jeder Antwort zog Franz sein Taschentuch aus der Tasche und reichte es dem Sprecher.

Ohne ein Wort zu sagen, verband man ihm die Augen mit einer Vorsicht, die bekundete, daß man fürchtete, er könne seine Neugier befriedigen wollen; dann sollte er schwören, daß er keinen Versuch machen wollte, die Binde abzunehmen.

Er schwor es. Beide Männer faßten ihn nun, jeder an einem Arm, und führten ihn, während der Posten voraufging.

Nach etwa dreißig Schritt schloß er aus dem immer appetitlicheren Duft des Ziegenbratens, daß er an dem Lager vorbeikam; darauf ging es noch fünfzig Schritt weiter. Bald merkte er an der Luftveränderung, daß er in einen unterirdischen Raum eintrat; nach einigen Sekunden Wegs hörte er ein Knarren und merkte, daß die

Luft sich wieder veränderte und lau und duftig wurde; endlich fühlte er einen dichten weichen Teppich unter seinen Füßen. Seine Führer verließen ihn; es herrschte einen Augenblick Stille, dann sagte eine Stimme in gutem Französisch, aber mit ausländischem Akzent:

»Seien Sie willkommen bei mir! Sie können Ihr Tuch abnehmen.«

Franz nahm die Binde ab und sah sich einem Mann von achtunddreißig bis vierzig Jahren gegenüber, der ein tunesisches Kostüm trug, das heißt eine rote Mütze mit blauseidener Quaste, eine über und über mit Gold gestickte Jacke aus schwarzem Tuch, dunkelrote Pluderhosen, goldgestickte Gamaschen und gelbe Pantoffel; ein prächtiger Kaschmirschal war um die Hüfte geschlungen, und ein kleiner, spitzer, krummer Dolch steckte in diesem Gürtel.

Trotz einer fast fahlen Blässe hatte der Mann ein auffallend schönes Gesicht; seine Augen waren lebhaft und scharf; die mit der Stirn fast eine gerade Linie bildende Nase zeigte den griechischen Typus in seiner ganzen Reinheit, und unter einem schwarzen Schnurrbart glänzten seine Zähne weiß wie Perlen.

Nur war diese Blässe seltsam; man hätte glauben können, einen Mann vor sich zu haben, der lange in einem Grab eingeschlossen gewesen sei und die Farbe des Lebens nicht wieder habe annehmen können. Ohne groß zu sein, war er übrigens gut gewachsen und hatte, wie die Männer des Südens, kleine Hände und kleine Füße.

Was aber Franz, der die Erzählung des Patrons für Phantasterei gehalten hatte, am meisten in Erstaunen setzte, war die Pracht der Einrichtung. Das ganze Gemach war mit scharlachroten türkischen Stoffen behangen, die mit Goldblumen durchwirkt waren. In einer Nische war eine Art Diwan, über dem eine Trophäe aus arabischen Waffen mit vergoldeten Scheiden und mit edelsteinfunkelnden Griffen angebracht war, von der Decke hing eine Lampe aus venezianischem Glas von erlesener Form und Farbe, und die Füße standen auf einem türkischen Teppich, in dem sie bis an die Knöchel versanken; Teppiche hingen vor der Tür, durch die Franz

eingetreten war, und vor einer andern, die in ein zweites Gemach führte, das prächtig erleuchtet zu sein schien.

Der Wirt überließ Franz einen Augenblick ganz seiner Verwunderung, musterte ihn aber gleichfalls und ließ ihn nicht aus den Augen.

»Mein Herr«, sagte er endlich, »ich bitte tausendmal um Verzeihung wegen der Vorsichtsmaßregeln, denen man Sie unterworfen hat; aber da diese Insel meistens unbesucht ist, so fände ich jedenfalls, wenn das Geheimnis dieser Wohnung bekannt wäre, bei meiner Rückkehr mein Absteigequartier in ziemlich üblem Zustand, was mir sehr unangenehm wäre, nicht wegen des Verlustes, den es mir verursachen würde, sondern weil ich nicht die Sicherheit hätte, mich, wann ich will, von der übrigen Welt zu trennen. Jetzt werde ich mich bemühen, Sie diese kleine Unannehmlichkeit vergessen zu machen, indem ich Ihnen anbiete, was sie gewiß nicht hier zu finden hofften, das heißt ein leidliches Abendessen und ein anständiges Bett.«

»Oh, mein verehrter Wirt«, antwortete Franz, »deshalb brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen; man verbindet ja den Leuten, die verzauberte Schlösser betreten, stets die Augen, und ich habe mich wahrhaftig nicht zu beklagen, denn was Sie mir zeigen, ist eine Fortsetzung von ›Tausendundeiner Nacht‹.«

»Ach, ich sage Ihnen wie Lucullus: Wenn ich gewußt hätte, daß ich die Ehre Ihres Besuches haben würde, hätte ich mich darauf vorbereitet. Aber so wie meine Einsiedelei ist, stelle ich sie Ihnen zur Verfügung; so wie mein Abendbrot ist, biete ich es Ihnen an. Ali, ist für uns aufgetragen?«

Fast in demselben Augenblick hob sich der Türvorhang, und ein nubischer Neger, schwarz wie Ebenholz und mit einer einfachen weißen Tunika bekleidet, gab seinem Herrn ein Zeichen, daß er in das Speisezimmer eintreten könne.

»Jetzt«, sagte der Unbekannte zu Franz, »weiß ich nicht, ob Sie meiner Meinung sind, aber ich finde nichts so unbehaglich, als einige

Stunden zusammen zu sein, ohne zu wissen, mit welchem Namen oder Titel man sich nennen soll. Verstehen Sie mich recht, ich achte die Gesetze der Gastfreundschaft zu sehr, um Sie nach Ihrem Namen oder Titel zu fragen; ich bitte nur, mir irgendeine Bezeichnung anzugeben, mit der ich Sie anreden kann. Was mich anbetrifft, so pflegt man mich Sindbad den Seefahrer zu nennen.«

»Und was mich anbetrifft«, entgegnete Franz, »so fehlt mir nur die berühmte Wunderlampe, um dem Aladin aus ›Tausendundeiner Nacht‹ zu gleichen; ich sehe deshalb für den Augenblick keinen Grund, weshalb Sie mich nicht Aladin nennen sollten. So kommen wir nicht aus dem Orient heraus, in den ich, wie ich zu glauben versucht bin, durch die Kraft irgendeines Geistes versetzt bin.«

»Nun wohl, Herr Aladin«, sprach der seltsame Gastgeber, »wollen Sie sich in das Speisezimmer bemühen; Ihr ergebenster Diener wird Ihnen den Weg zeigen.«

Bei diesen Worten hob Sindbad den Türvorhang und ging Franz voraus. Franz geriet von einem Erstaunen in das andere. Die Tafel war prächtig ausgestattet; nachdem er sich von dieser Hauptsache überzeugt hatte, sah er sich um. Das Speisezimmer war nicht weniger prachtvoll als das Gemach, das er soeben verlassen hatte, es bestand ganz aus Marmor mit antiken Basreliefs von größtem Wert, und an beiden Enden dieses länglichen Saales trugen zwei prachtvolle Statuen Körbe mit Pyramiden erlesener Früchte auf den Köpfen.

Das Essen bestand aus einem gebratenen, mit korsischen Amseln umlegten Fasan, einem Wildschweinschinken in Gelee, einem Stück Ziegenbraten, einem prächtigen Steinbutt und einem riesigen Krebs. Zwischen den großen Schüsseln standen kleine mit Zwischengerichten. Die Schüsseln waren von Silber, die Teller von japanischem Porzellan.

Franz rieb sich die Augen, um sich zu vergewissern, daß er nicht träume.

Ali allein bediente und machte seine Sache sehr gut. Franz sagte seinem Wirt darüber ein Kompliment.

»Ja«, antwortete dieser, »der arme Teufel ist mir sehr ergeben und tut sein möglichstes. Er hat nicht vergessen, daß ich ihm das Leben gerettet habe, und da ihm, wie es scheint, viel an seinem Kopfe lag, hat er mir für dessen Erhaltung einige Dankbarkeit bewahrt.«

Ali trat an seinen Herrn heran und küßte ihm die Hand.

»Wäre es zu neugierig, Herr Sindbad«, sagte Franz, »zu fragen, unter welchen Umständen Sie diese schöne Tat vollbracht haben?«

»Lieber Gott, die Sache ist sehr einfach. Der gute Junge hatte sich in größerer Nähe bei dem Serail des Beys von Tunis umhergetrieben, als es einem Burschen seiner Farbe erlaubt ist, so daß der Bey ihm die Zunge, eine Hand und den Kopf abhacken lassen wollte, am ersten Tag die Zunge, am zweiten die Hand und am dritten den Kopf. Ich hatte mir immer einen stummen Diener gewünscht, wartete, bis die Zunge abgeschnitten war, und machte dem Bey den Vorschlag, ihn mir für eine prachtvolle zweiläufige Flinte zu geben, die am Tag vorher das Verlangen Seiner Hoheit erregt zu haben schien. Er zögerte einen Augenblick, so sehr lag ihm daran, mit diesem armen Teufel ein Ende zu machen; aber ich legte der Flinte ein englisches Jagdmesser bei, mit dem ich den Dolch Seiner Hoheit entzweigeschlagen hatte. Der Bey schenkte ihm denn auch Hand und Kopf, aber unter der Bedingung, daß er nie wieder den Fuß auf tunesischen Boden setze. Diese Bedingung war überflüssig, denn sobald der Ungläubige die Küste Afrikas nur von fern erblickt, verkriecht er sich in den untersten Schiffsraum und ist nicht wieder daraus hervorzubringen, als bis der dunkle Erdteil außer Sichtweite ist.«

Franz verstummte einen Augenblick und dachte nach; er wußte nicht, was er von dem grausamen Humor, mit dem sein Wirt ihm dies erzählt hatte, halten sollte.

»Und wie der ehrenwerte Seemann, dessen Namen Sie angenommen haben, verbringen Sie Ihr Leben mit Reisen?« fragte er, die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet lenkend.

»Ja, infolge eines Gelübdes, das ich zu einer Zeit getan habe, da ich kaum daran dachte, es erfüllen zu können«, entgegnete der

Unbekannte lächelnd. »Ich habe noch einige dergleichen abgelegt, die sich hoffentlich, wenn die Reihe an sie kommt, alle erfüllen werden.«

Obgleich Sindbad diese Worte mit der größten Ruhe gesprochen hatte, flammte in seinen Augen eine seltsame Wildheit auf.

»Sie haben wohl viel gelitten?« fragte Franz.

Sindbad erbebte und sah ihn fest an.

»Woran Sehen Sie das?« fragte er zurück.

»An allem«, erwiderte Franz, »an ihrer Stimme, Ihrem Blick, Ihrer Blässe und selbst an dem Leben, das Sie führen.«

»Ich – ich führe das glücklichste Leben, das ich kenne, ein wahres Paschaleben; ich bin der König der Schöpfung. Gefällt es mir an einem Ort, so bleibe ich; langweile ich mich, so reise ich ab; ich bin frei wie ein Vogel und habe Flügel gleich einem solchen; die Leute, von denen ich umgeben bin, gehorchen mir auf den Wink. Von Zeit zu Zeit macht es mir Spaß, der Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen, indem ich ihr einen Banditen, den sie sucht, einen Verbrecher, den sie verfolgt, entreiße. Dann habe ich meine Justiz für mich, hohe und niedere, ohne Aufschub und ohne Berufung, die verurteilt oder freispricht und in die niemand sich einzumischen hat. Wenn Sie mein Leben gekostet hätten, möchten Sie kein anderes mehr führen und würden nie wieder in die Welt zurückkehren, falls Sie nicht irgendeinen großen Plan auszuführen hätten.«

»Eine Rache zum Beispiel«, warf Franz ein.

Der Unbekannte richtete einen jener Blicke auf den jungen Mann, die ins Innerste des Herzens und der Seele dringen.

»Und warum denn eine Rache?« fragte er.

»Weil Sie mir ganz so aussehen wie jemand, der, von der Gesellschaft verfolgt, eine schreckliche Rechnung mit ihr abzumachen hat«, antwortete Franz.

»Nun«, entgegnete Sindbad mit einem seltsamen Lachen, das seine weißen und scharfen Zähne sehen ließ, »da haben Sie fehlgeschossen; wie Sie mich hier sehen, bin ich eine Art Menschenfreund und

gehe vielleicht eines Tages nach Paris, um den großen Philanthropen Konkurrenz zu machen.«

»Und würden Sie dann diese Reise zum erstenmal machen?«

»Ja. Es kommt Ihnen vor, daß ich mir viel Zeit ließe, nicht wahr? Aber ich versichere Sie, es ist nicht meine Schuld, wenn ich es so lange aufgeschoben habe; es kommt den einen oder andern Tag dazu.«

»Denken Sie diese Reise bald zu unternehmen?«

»Ich weiß noch nicht, es hängt von den Umständen ab.«

»Ich wünschte, zu der Zeit, wo Sie hingingen, dort zu sein, und möchte Ihnen die Gastfreundschaft, die Sie mir so freigebig auf Monte Christo erweisen, erwidern.«

»Ich würde Ihr Anerbieten mit großem Vergnügen annehmen«, antwortete der Wirt; »leider aber werde ich, wenn ich hingehe, vielleicht inkognito reisen.«

Indessen ging das Mahl weiter und schien nur für den Gast aufgetragen zu sein; denn der Unbekannte berührte kaum etwas von den köstlichen Gerichten, denen Franz alle Ehre antat.

Endlich brachte Ali den Nachtisch. Er nahm die Körbe von den Köpfen der Statuen und setzte sie auf den Tisch. Zwischen beide Körbe stellte er einen kleinen Becher aus vergoldetem Silber, der mit einem Deckel verschlossen war.

Der Respekt, mit dem Ali diesen Becher gebracht hatte, reizte die Neugier des jungen Mannes. Er hob den Deckel und sah eine Art grünlichen Teig, der ihm völlig unbekannt war. Er klappte den Deckel wieder zu und sah, wie sein Wirt über seine Enttäuschung lächelte.

»Sie vermögen nicht zu erraten«, sagte dieser, »welcher Art Speise dieses Gefäß enthält, und das läßt Ihnen keine Ruhe, nicht wahr?«

»Ich gestehe es.«

»Nun, diese Art Konfekt ist nichts mehr und nichts weniger als die Ambrosia, die Hebe an der Tafel Jupiters kredenzte.«

»Aber diese Ambrosia hat jedenfalls, indem sie durch Menschenhände gegangen ist, ihren himmlischen Namen verloren, um einen menschlichen anzunehmen. Wie nennt man dieses Zeug, das übrigens keineswegs meinen Appetit erregt?«

»Sehen Sie, das ist es ja gerade, was unseren niedrigen Ursprung offenbart«, rief Sindbad; »so gehen wir oft am Glück vorüber, ohne es zu sehen, oder wenn wir es bemerkt und besehen haben, ohne es zu erkennen. Sind Sie ein Mann, der auf das Nützliche bedacht ist, und ist das Geld Ihr Gott, so kosten Sie hiervon, und die Minen Perus werden Ihnen geöffnet sein. Sind Sie ein Mann von Phantasie, sind Sie ein Dichter, kosten Sie gleichfalls davon, und die Schranken des Möglichen werden verschwinden, die Gefilde des Unendlichen werden sich öffnen. Sie werden freien Herzens, freien Geistes in dem unbegrenzten Gebiet der Träume lustwandeln. Sind Sie ehrgeizig, kosten Sie hiervon, und in einer Stunde werden Sie König der Welt, der Schöpfung sein. Ist das nicht verführerisch, was ich Ihnen da anbiete? Sagen Sie, und ist es nicht eine leichte Sache, da man weiter nichts zu tun hat als dies? Sehen Sie!«

Bei diesen Worten nahm er den Deckel von dem Becher, füllte einen Teelöffel mit der gepriesenen Wunderspeise und verschluckte sie langsam, die Augen halb geschlossen, den Kopf zurückgebeugt.

Franz ließ ihm volle Zeit, sein Lieblingsgericht einzunehmen, dann fragte er:

»Aber was ist dies denn nun eigentlich für ein köstliches Gericht?«

»Haben Sie von dem Alten vom Berge gehört«, fragte sein Wirt zurück, »demselben, der Philipp August umbringen lassen wollte?«

»Gewiß.«

»Nun, Sie wissen, daß er über ein reiches Tal regierte, das das Gebirge beherrschte. In diesem Tal waren herrliche Gärten mit isolierten Pavillons. In diese Pavillons ließ er seine Auserwählten eintreten und sie von einem gewissen Kraut essen, das sie ins Paradies versetzte, mitten unter immerblühende Pflanzen, immerreife Früchte,

immerjungfräuliche Frauen. Was diese glücklichen jungen Leute für Wirklichkeit hielten, war ein Traum, aber ein so süßer, so berauschender, so üppiger Traum, daß sie sich mit Leib und Seele dem verkauften, der ihnen den Traum verschafft hatte, und gehorsam seinen Befehlen, gleich denen Gottes, bis ans Ende der Welt gingen, um das bezeichnete Opfer zu treffen, unter Martern sterbend, ohne zu klagen, mit dem einzigen Gedanken, daß der Tod, den sie erlitten, nur ein Übergang zu jenem Leben der Wonne sei, von dem ihnen das heilige Kraut einen Vorgeschmack gegeben hatte.«

»Dann ist es Haschisch!« rief Franz. »Ja, das kenne ich, wenigstens dem Namen nach.«

»Sie haben den Namen genannt, Herr Aladin, es ist Haschisch, das beste und reinste Haschisch Alexandriens, Haschisch von Abugor, dem Einzigen, dem Manne, dem man einen Palast mit der Inschrift bauen mußte: Dem Fabrikanten des Glücks – die dankbare Welt.«

»Wissen Sie«, sagte Franz, »daß ich Lust habe, selbst über die Wahrheit oder über die Übertreibung Ihres Lobes zu urteilen?«

»Urteilen Sie selbst, mein Gast, urteilen Sie, aber belassen Sie es nicht bei diesem ersten Versuch; wie bei allem, muß man seine Sinne an einen neuen Eindruck gewöhnen. Es findet ein Kampf der Natur gegen diesen göttlichen Stoff statt, der Natur, die nicht für die Freude gemacht ist und sich an den Schmerz klammert. Die Natur muß in diesem Kampf unterliegen, und dann herrscht der Traum, dann wird der Traum das Leben und das Leben der Traum, aber Sie möchten nicht mehr leben, sondern immer träumen. Wenn Sie dann Ihre Welt verlassen, um in die der anderen zurückzukehren, so wird Ihnen sein, als ob Sie das Paradies mit der Erde, den Himmel mit der Hölle vertauschten. Kosten Sie von dem Haschisch, mein Gast, kosten Sie!«

Statt aller Antwort nahm Franz einen Teelöffel voll von dem Zauberteig und führte ihn zum Munde.

»Teufel!« sagte er, nachdem er diese Götterspeise verschluckt hatte, »ich weiß noch nicht, ob das Resultat so angenehm sein wird, wie

Sie sagen, aber das Ding scheint mir nicht so etwas Besonderes zu sein, wie Sie behaupten.«

»Weil Ihr Gaumen noch nicht an die Köstlichkeit des Stoffes gewöhnt ist, den er zum ersten Male kostet. Sagen Sie, haben Sie bei der ersten Probe Austern, Tee, Porter, Trüffeln, alles, wofür Sie in der Folge geschwärmt haben, angenehm gefunden? Genau dasselbe ist mit dem Haschisch der Fall: Essen Sie es nur acht Tage hintereinander, und keine Speise der Welt wird Ihnen so köstlich schmecken wie die, die Ihnen heute vielleicht schal und ekelhaft erscheint. Übrigens wollen wir ins Nebenzimmer gehen, das heißt in Ihr Zimmer; Ali wird uns Kaffee und Pfeifen bringen.«

Beide erhoben sich, und während Sindbad seinem Diener einige Befehle erteilte, trat Franz in das Nebengemach.

Dieses war einfacher, wenn auch nicht weniger reich eingerichtet. Es war rund, und ringsherum zog sich ein großer Diwan. Aber Diwan, Decke und Fußboden waren vollständig mit prächtigen Fellen bedeckt; da waren Löwenhäute, gestreifte Tiger-, gefleckte Pantherfelle, weiße Eisbärenhäute, norwegische Fuchsfelle, und alle waren so verschwenderisch übereinandergeworfen, daß man hätte glauben können, auf dem dichtesten Rasen zu gehen und auf dem weichsten Seidenlager zu ruhen.

Beide streckten sich auf dem Diwan aus; türkische Pfeifen standen neben ihnen; sie waren vollständig vorbereitet, so daß sie nicht zweimal aus ein und derselben zu rauchen brauchten. Ali zündete die Pfeifen an und ging den Kaffee holen.

Es entstand ein Augenblick des Schweigens; Sindbad überließ sich den Gedanken, die ihn fortwährend, selbst mitten in der Unterhaltung, zu beschäftigen schienen, und Franz gab sich jener stummen Träumerei hin, in die man fast immer beim Rauchen eines vorzüglichen Tabaks verfällt und die mit dem Rauch alle Sorgen fortzunehmen und dafür dem Raucher alle Träume der Seele zu geben scheint.

Ali brachte den Kaffee.

»Wie wünschen Sie ihn«, fragte der Unbekannte, »französisch oder türkisch, stark oder leicht, mit Zucker oder ohne? Wählen Sie nach Belieben, es ist von jeder Art zubereitet.«

»Ich möchte ihn nach türkischer Art nehmen«, antwortete Franz.

»Da haben Sie recht«, sagte sein Wirt; »das beweist, daß Sie Anlage zum orientalischen Leben haben. Ah, die Orientalen! Sehen Sie, das sind die einzigen Menschen, die zu leben wissen. Was mich anbetrifft«, fügte er mit jenem eigentümlichen Lächeln hinzu, das dem jungen Mann jedesmal auffiel, »so werde ich, wenn ich meine Geschäfte in Paris abgemacht habe, mein Leben im Orient beschließen, und wenn Sie mich dann finden wollen, müssen Sie mich in Kairo, Bagdad oder Ispahan suchen.«

»Nun, das wird mir ein Kinderspiel sein«, antwortete Franz, »denn ich glaube, mir wachsen Adlerflügel, und mit diesen Flügeln werde ich in vierundzwanzig Stunden die Reise um die Welt machen.«

»Aha! Da wirkt das Haschisch; wohlan, öffnen Sie Ihre Flügel und erheben Sie sich in die überirdischen Regionen, fürchten Sie nichts, man wacht über Ihnen, und wenn Ihnen, wie dem Ikarus, die Flügel an der Sonne schmelzen, so sind wir da, um Sie aufzufangen.« Darauf sagte er auf arabisch einige Worte zu Ali, der ein Zeichen des Gehorsams machte und sich zurückzog, ohne sich jedoch zu entfernen.

In Franz ging eine seltsame Veränderung vor. Alle körperliche Müdigkeit, alle seelische Unruhe verschwanden wie in dem ersten Augenblick der Ruhe, in dem man den Schlummer nahen sieht. Sein Körper nahm eine niegekannte Leichtigkeit an, sein Geist wurde wunderbar hell, seine Sinne schienen ihre Fähigkeiten zu verdoppeln. Auf azurnem Meere schwamm er dahin, unter dem Gesang der Matrosen; wie eine Oase sah er die Insel Monte Christo erscheinen, und wie die Barke sich der Insel immer mehr näherte, wurden die Gesänge harmonischer und bezaubernder. Endlich berührte das Fahrzeug das Ufer, aber ohne Erschütterung, wie Lippen die

Lippen berühren, und er trat in die Grotte, ohne daß die reizende Musik aufhörte.

Er stieg einige Stufen hinunter, atmete eine frische, duftige Luft und sah alles, was er vor seinem Schlummer gesehen hatte, von Sindbad, seinem phantastischen Wirt, bis auf Ali, den stummen Diener; dann schien alles zu verschweben, und er befand sich in dem Gemach mit den Statuen, das nur von einer jener bleichen antiken Lampen erhellt war, die inmitten der Nacht über dem Schlummer oder der Wollust wachen.

Es waren dieselben Statuen mit üppigen Formen, starren Augen, geilem Lächeln, wundervollem Haar; es waren Phyrne, Kleopatra, Messalina, diese drei großen Buhlerinnen; und da glitt mitten unter diese unkeuschen Schatten wie ein reiner Strahl ein christlicher Engel inmitten des Olymps, eine keusche Gestalt, eine holde Vision, die ihre jungfräuliche Stirn unter all diesen marmornen Unreinheiten zu verschleiern schien. Dann war ihm, als ob diese drei Statuen ihre dreifache Liebe auf einen einzigen Mann vereinigt hätten, und dieser Mann war er; sie näherten sich dem Bett, in dem er schlummerte, die Füße in ihren langen weißen Kleidern verloren, die Brust entblößt, die Haare sich wie eine Woge auflösend, in einer jener Stellungen, denen die Götter unterlagen, aber die Heiligen widerstanden, mit einem jener unerbittlichen und brennenden Blicke, wie sie die Schlange auf den Vogel richtet, und es schien ihm, als gäbe er sich diesen Blicken hin, schmerzhaft wie eine Umschlingung, wollüstig wie ein Kuß.

Franz war es, als schlosse er die Augen, als ob er mit einem letzten Blick, den er um sich warf, die keusche Statue sähe, die sich ganz verhüllte; dann schlossen sich seine Augen für die wirklichen Dinge und öffneten sich seine Sinne den unmöglichen Eindrücken.

Nun war es eine Wollust ohne Stillstand, eine Liebe ohne Ruhe; alle diese steinernen Munde wurden lebendig, alle diese Brüste wurden warm, so daß dem jungen Mann, der zum erstenmal der Gewalt des Haschisch unterlag, diese Liebe fast ein Schmerz, diese

Wollust fast eine Marter wurde, als er die Lippen dieser Statuen, geschmeidig und kalt wie die einer Natter, über seinen Mund streifen fühlte. Aber je mehr seine Arme diese unbekannte Liebe zurückzu stoßen versuchten, desto mehr unterlagen seine Sinne dem Zauber dieses geheimnisvollen Traums, so daß er nach einem Kampf, der ihn seine Seele zu kosten schien, sich ohne Rückhalt hingab und schließlich keuchend zurücksank, erschöpft durch Wollust, unter den Küssen dieser Marmorweiber und der Bestrickung dieses unerhörten Traums.

DAS ERWACHEN

Als Franz wieder zu sich kam, erschienen ihm die äußeren Gegenstände wie ein zweiter Teil seines Traums; er wählte sich in einem Grab, in das kaum ein Sonnenstrahl hineindrang; als er die Hand ausstreckte, berührte er den Felsen. Er richtete sich auf: Er befand sich auf einem weichen Lager trocknen, stark duftenden Heidekrauts.

Jede Vision war verschwunden; er tat einige Schritte nach dem Punkt, woher das Licht kam; er befand sich in einer Höhle und erblickte durch den Eingang den blauen Himmel und das azurne Meer. Luft und Wasser schimmerten im Strahl der Morgensonne; am Ufer saßen plaudernd und lachend die Matrosen, zehn Schritt davon schaukelte anmutig die am Anker liegende Barke. Er überließ sich dem göttlichen Zauber, der in der Natur liegt, besonders wenn man aus einem phantastischen Traum erwacht; allmählich ließ ihn das ruhige, reine, erhabene Leben draußen seinen Traum unwahrscheinlich erscheinen, und die Erinnerung begann in sein Gedächtnis zurückzukehren.

Er erinnerte sich seiner Ankunft auf der Insel, seiner Vorstellung bei einem Führer von Schmugglern, eines unterirdischen Palastes voll Glanz und Pracht, eines vortrefflichen Abendessens und eines Löffels voll Haschisch. Nur erschien es ihm angesichts des hellen Tages, als ob seitdem wenigstens ein Jahr vergangen sei. Hin und wieder sah seine Phantasie einen der Schatten, deren Blicke und Küsse ihn in der Nacht erregt hatten, unter den Matrosen sitzen, über die Felsen schreiten oder sich auf der Barke wiegen. Sonst aber

war sein Kopf vollständig frei, sein Körper vollständig ausgeruht, ja, er empfand ein gewisses Wohlbehagen, und er genoß Luft und Sonne mehr als je.

Fröhlich ging er zu den Matrosen, die sich erhoben, sobald sie seiner ansichtig wurden. Der Patron trat auf ihn zu.

»Herr Sindbad hat uns beauftragt«, sagte er, »Exzellenz seine Grüße zu überbringen und sein Bedauern auszudrücken, daß er sich nicht von Ihnen hat verabschieden können; aber er hofft, daß Sie ihn entschuldigen werden, da ihn ein dringendes Geschäft nach Malaga gerufen hat.«

»Ei was, mein lieber Gaetano«, erwiderte Franz, »dies alles ist also wahr und wahrhaftig Wirklichkeit: Es existiert ein Mann, der mich auf dieser Insel empfangen, mir königliche Gastfreundschaft erwiesen hat und während meines Schlafs abgereist ist?«

»Er existiert so gewiß, daß Sie dort seine kleine Jacht mit allen Segeln sich entfernen sehen können, und durch Ihr Fernrohr werden Sie wahrscheinlich Ihren Wirt inmitten seiner Mannschaft erkennen.«

Dabei zeigte Gaetano nach einem kleinen Schiff, das nach der Südspitze Korsikas segelte.

Franz richtete sein Fernrohr nach dem bezeichneten Punkt. Der Patron täuschte sich nicht; auf dem Hinterdeck des Schiffes stand der geheimnisvolle Fremde, das Gesicht ihm zugewandt, und hielt gleich ihm ein Fernrohr in der Hand; er trug dasselbe Kostüm, in dem er seinem Gast am gestrigen Abend erschienen war, und winkte zum Zeichen des Abschieds mit dem Taschentuch.

Franz erwiderte diesen Gruß in gleicher Weise.

»Was befehlen Exzellenz?« fragte der Patron.

»Zuerst, daß Sie mir eine Fackel anzünden.«

»Ah, ja, ich verstehe«, erwiderte der Schiffer, »um den Eingang in die verzauberten Gemächer zu suchen. Viel Vergnügen, Exzellenz, wenn Ihnen die Sache Spaß macht; Sie sollen die verlangte Fackel haben. Aber auch ich hatte diesen Gedanken und habe mir drei-

oder viermal das Vergnügen gemacht, schließlich aber darauf verzichtet. Giovanni«, fügte er hinzu, »zünde eine Fackel an und bringe sie Seiner Exzellenz!«

Giovanni gehorchte; Franz nahm die Fackel und trat, von Gaetano gefolgt, in die Höhle. Er erkannte die Stelle, an der er erwacht war; aber soviel er auch an den Wänden der Höhle umherleuchtete, sah er doch nichts als höchstens Rauchspuren, die darauf hindeuteten, daß andere schon vor ihm dieselbe vergebliche Nachforschung gehalten hatten.

Jedoch ließ er nicht einen Fußbreit an dieser Granitwand ununtersucht: In jeden Riß steckte er die Klinge seines Jagdmessers, auf jeden vorspringenden Punkt drückte er, in der Hoffnung, daß er nachgäbe; aber alles war vergeblich, und Franz verlor zwei Stunden mit dieser Untersuchung. Dann gab er es auf.

Als er ans Ufer zurückkehrte, erschien die Jacht nur noch wie ein kleiner weißer Punkt am Horizont, und selbst mit dem Fernrohr war es unmöglich, etwas zu unterscheiden. Der Patron erinnerte ihn daran, daß er hergekommen sei, um Ziegen zu jagen, was er vollständig vergessen hatte. Er nahm sein Gewehr und begann die Insel zu durchstreifen wie jemand, der mehr eine Pflicht erfüllt als einem Vergnügen nachgeht, und nach einer Viertelstunde hatte er eine Ziege und zwei Lämmer erlegt. Aber diese Ziegen hatten, wenn sie auch wild und flink wie Gamsen waren, doch zu große Ähnlichkeit mit den Hausziegen, und Franz sah sie nicht für Wild an.

Ganz andere Gedanken beschäftigten seinen Geist. Seit gestern war er wahrhaftig der Held eines Märchens aus »Tausendundeiner Nacht«, und unwiderstehlich wurde er nach der Höhle zurückgezogen. Nachdem er den Patron beauftragt hatte, eine der Ziegen zu braten, begann er trotz der Erfolglosigkeit seiner ersten Untersuchung seine Nachforschung von neuem. Dieser zweite Versuch dauerte ziemlich lange, denn als er zurückkam, war die Ziege gebraten und das Frühstück fertig.

Franz setzte sich an die Stelle, wo er am vorigen Abend die Einladung seines geheimnisvollen Wirts erhalten hatte, und sah noch die Jacht, die, einer sich auf dem Kamm einer Woge schaukelnden Möwe gleich, ihren Weg nach Korsika fortsetzte.

»Aber Sie haben mir doch gesagt, daß Herr Sindbad nach Malaga segle«, bemerkte er, zu Gaetano gewandt, »während mir scheint, daß er direkt auf Porto Vecchio losfährt.«

»Erinnern Sie sich nicht mehr«, entgegnete der Patron, »daß ich Ihnen sagte, unter seiner Mannschaft seien gegenwärtig zwei korsische Banditen?«

»Das ist wahr. Und die will er an der Küste absetzen?« fragte Franz.

»Ganz recht. Oh, das ist ein Mann, der weder Gott noch den Teufel fürchtet, wie es heißt«, rief Gaetano, »und der einen Umweg von fünfzig Meilen macht, um einem armen Kerl einen Dienst zu erweisen.«

»Aber diese Art Dienst könnte ihn mit den Behörden des Landes, wo er dergleichen Menschenfreundlichkeit übt, in Konflikt bringen«, meinte Franz.

»Na, was macht der sich aus den Behörden!« entgegnete Gaetano lachend. »Keinen Pfifferling. Man braucht's nur zu versuchen, ihn zu verfolgen. Erstens ist seine Jacht kein Schiff, sondern ein Vogel, und dann braucht er nur an Land zu gehen, er wird überall Freunde finden.«

Aus diesem allen ging hervor, daß Franzens Wirt die Ehre hatte, mit den Schmugglern und Banditen sämtlicher Küsten des Mittelländischen Meeres auf gutem Fuß zu stehen.

Da Franz nichts mehr auf Monte Christo zurückhielt und er die Hoffnung, das Geheimnis der Höhle zu entdecken, aufgegeben hatte, so beeilte er sich zu frühstücken und befahl der Mannschaft ihre Barke bereitzuhalten.

Eine halbe Stunde darauf war er an Bord. Er warf einen letzten Blick auf die Jacht, die soeben im Golf von Porto Vecchio zu verschwinden begann, und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Als die Barke sich in Bewegung setzte, war die Jacht nicht mehr zu sehen, und mit ihr erlosch die letzte Wirklichkeit der vergangenen Nacht.

Die Barke segelte den ganzen Tag und die ganze Nacht, und als sich am folgenden Morgen die Sonne erhob, war auch die Insel Monte Christo aus den Augen verschwunden. Nachdem Franz seinen Fuß auf das Festland gesetzt hatte, vergaß er wenigstens für den Augenblick seine Erlebnisse. Er erledigte seine Angelegenheiten in Florenz und reiste nach Rom, wo er Albert traf.

Am nächsten Morgen suchte der Wirt des Hotels, in dem sie wohnten, die beiden Freunde auf.

»Sie haben die Kalesche für acht Uhr bestellt?« fragte der Wirt.

»Ja.«

»Sie sind gesonnen, das Kolosseum zu besuchen?« stellte der Wirt eine weitere Frage.

»Ja.«

»Sie sagten zu Ihrem Kutscher, er soll zur Porta del Popolo hinausfahren, dann den Weg rings um die Mauern nehmen und durch die Porta San Giovanni zurückkehren?«

»Das waren meine Worte.«

»Diese Fahrt ist aber unmöglich oder mindestens sehr gefährvoll.«

»Gefährvoll – und warum?«

»Des berühmten Luigi Vampa wegen.«

»Mein lieber Herr Wirt, wer ist dieser berühmte Luigi Vampa?« fragte Albert. »Er kann wohl in Rom sehr verrufen sein, allein in Paris ist er völlig unbekannt.«

»Wie, Sie kennen ihn nicht?«

»Ich habe nicht die Ehre.«

»Nun, er ist ein Bandit, gegen den die Decesaris und Gasparones bloße Chorknaben sind. Ich habe ihn schon als Kind gekannt und weiß alle Einzelheiten aus seinem Leben.«

»Achtung, Franz«, rief Albert, »da haben wir also einen Banditen! Ich sage Ihnen jedoch, lieber Herr Wirt, daß ich kein Wort von dem glaube, was Sie uns darüber sagen werden. Aber setzen Sie sich immerhin und erzählen Sie uns, was Sie von ihm wissen.«

Der Wirt setzte sich, nachdem er jedem der beiden Herren eine respektvolle Verbeugung gemacht hatte, und begann zu erzählen.

WAS DER WIRT ERZÄHLTE: DIE GESCHICHTE LUIGI VAMPAS

Luigi Vampa war ein kleiner Hirtenjunge auf dem Gute des Grafen von San Felice, das zwischen Palestrina und dem Gabrisee liegt. Er war in Pampinara geboren und im Alter von fünf Jahren in den Dienst des Grafen getreten. Sein Vater, selbst ein Hirt zu Anagni, hatte eine kleine Herde und lebte von der Wolle seiner Schafe und der Milch, die er in Rom verkaufte.

Der kleine Vampa hatte einen sonderbaren Charakter. Als er sieben Jahre zählte, war er eines Tages zu dem Pfarrer von Palestrina gekommen und hatte ihn gebeten, ihn lesen zu lehren.

Das war eine schwierige Sache, denn der junge Hirt konnte seine Herde nicht verlassen. Aber der Pfarrer ging alle Tage nach einem kleinen Flecken, der zu arm war, um einen Priester bezahlen zu können, und las dort die Messe.

Er forderte Luigi auf, sich um die Stunde seiner Rückkehr am Weg einzufinden, und bot ihm an, ihm so Unterricht zu geben, wobei er ihn darauf aufmerksam machte, daß dieser Unterricht kurz sein werde und daß der Knabe ihn in folgedessen ausnützen müsse.

Das Kind nahm mit Freuden an.

Alle Tage führte Luigi seine Herde auf den Weg von Palestrina nach Borgo; alle Tage um neun Uhr morgens kam der Pfarrer vorüber; Priester und Kind setzten sich an den Abhang eines Grabens, und der kleine Hirt bekam seinen Unterricht in dem Brevier des Pfarrers.

Nach einem Vierteljahr konnte er lesen.

Das war nicht alles; jetzt mußte er schreiben lernen.

Der Priester ließ von einem Schreiblehrer in Rom drei Alphabete anfertigen und lehrte seinen Schüler, diese Buchstaben mit einer Eisenspitze auf einem Stück Schiefer zu schreiben.

Nach Verlauf von drei Monaten konnte er schreiben.

Erstaunt über diese Fähigkeiten, schenkte ihm der Pfarrer mehrere Hefte, ein Paket Federn und ein Federmesser.

Dies war ein neues Studium, aber ein Studium, das gegenüber dem ersten nichts besagen wollte. Acht Tage darauf handhabte er die Feder, wie er den Griffel handhabte.

Der Pfarrer erzählte diese Geschichte dem Grafen von San Felice, der den kleinen Hirten zu sich bestellte und sich von ihm etwas vorlesen und vorschreiben ließ. Darauf befahl er seinem Verwalter, den Burschen mit der Dienerschaft essen zu lassen und dem Kleinen zwei Piaster monatlich zu geben.

Von diesem Geld kaufte sich Luigi einige Bücher und Bleistifte.

Er besaß eine wunderbare Nachahmungsgabe und zeichnete auf Schieferstücken seine Schafe sowie Bäume und Häuser. Dann begann er mit dem Federmesser Holz zu schnitzen und ihm alle möglichen Formen zu geben.

Ein Mädchen von sechs oder sieben Jahren, das heißt etwas jünger als Vampa, hütete die Schafe auf einem benachbarten Gutshof; sie war Waise, in Valmontone geboren, und hieß Teresa.

Die beiden Kinder trafen sich, setzten sich zusammen, ließen ihre Herden zusammen weiden, plauderten, lachten und spielten. Des Abends trennten sie die Schafe des Grafen von San Felice wieder von denen des Barons von Cervetri und schieden voneinander, um jedes nach seinem Hof zurückzukehren. So sahen sie sich jeden Tag.

Vampa wurde zwölf Jahre alt und die kleine Teresa elf.

Bei all seiner künstlerischen Begabung, die Luigi pflegte, soweit es ihm in der Einsamkeit möglich war, war er wechselnd im Wesen. Manchmal traurig, manchmal hitzig, manchmal launenhaft und

zornig, aber immer ein Spötter. Keiner der jungen Burschen von Pampinara, Palestrina oder Valmontone hatte irgendwelchen Einfluß über ihn gewinnen oder sein Kamerad werden können. Sein eigenwilliges Temperament, das immer geneigt war zu fordern, ohne sich je zu einem Zugeständnis zu verstehen, machte es jedem unmöglich, ein Gefühl der Sympathie oder Freundschaft für ihn zu entwickeln.

Teresa allein beherrschte mit einem Wort, einem Blick, einer Geste diesen Charakter, der sich unter der Hand eines weiblichen Wesens beugte, unter der eines Mannes jedoch, mochte er sein wer er wollte, bis zum Brechen starr gewesen wäre.

Teresa war im Gegenteil lebhaft, munter und lustig, aber bis zum Übermaß kokett.

Die beiden Piaster, die der Verwalter des Grafen von San Felice Luigi gab, und das Geld für die kleinen Schnitzwerke, die er an die Spielwarenhändler in Rom verkaufte, gingen in Perlenohrringen, Glashalsbändern und goldenen Nadeln drauf.

Dank dieser Verschwendung ihres jungen Freunds war Teresa auch das schönste und am besten gekleidete Landmädchen in der Umgegend Roms.

So wuchsen die beiden Kinder zusammen heran.

In ihrer Unterhaltung, ihren Wünschen und Träumen sah sich Vampa stets als Schiffskapitän, General oder Gouverneur einer Provinz; Teresa sah sich reich, in schöne Gewänder gekleidet und von Bedienten in Livree gefolgt.

Eines Tages sagte der junge Hirt dem Verwalter des Grafen, daß er einen Wolf aus dem Sabinergebirge habe herauskommen und seine Herde umschleichen sehen. Der Verwalter gab ihm ein Gewehr: Das hatte Vampa bezweckt.

Von diesem Augenblick an beschäftigte sich Vampa während seiner ganzen freien Zeit mit Schießübungen; er kaufte Pulver und Kugeln, und alles wurde für ihn zum Ziel: der schwächliche graue Stamm des an den Abhängen des Sabinergebirges wachsenden Ölbaums, der

Fuchs, der abends seinen Bau verläßt, um seine nächtliche Jagd zu beginnen, und der Adler, der in den Lüften schwebt. Bald wurde er so geschickt, daß Teresa die Furcht, die sie zuerst bei dem Knall empfunden hatte, überwand und es ihr Vergnügen machte zu sehen, wie ihr junger Gefährte die Kugel so sicher dahin brachte, wo er sie hinhaben wollte, als ob er sie mit der Hand eingetrieben hätte.

Eines Abends kam tatsächlich ein Wolf aus einem Fichtengehölz, in dessen Nähe sich die beiden gewöhnlich aufzuhalten pflegten; der Wolf hatte noch keine zehn Schritt ins Freie getan, als ihn die tödliche Kugel traf. Stolz lud Vampa den toten Wolf auf die Schultern und brachte ihn zum Gutshof.

Durch alles dies hatte sich Luigi einen gewissen Ruf erworben. Man sprach in der Gegend von dem jungen Hirten wie von dem gewandtesten, stärksten und tapfersten Burschen auf zehn Meilen in der Runde; und obgleich Teresa ihrerseits für eines der hübschesten Mädchen des Sabinerlands galt, so ließ es sich doch niemand einfallen, ihr ein Wort von Liebe zu sagen, denn man wußte, daß sie von Vampa geliebt wurde.

Und dennoch hatten die beiden jungen Leute sich nie gesagt, daß sie sich liebten. Sie waren beide nebeneinander aufgewachsen wie zwei Bäume, die ihre Wurzeln in der Erde, ihre Zweige über dem Boden und den Duft ihrer Blüten hoch oben in der Luft vermischen; nur war es ihnen ein Bedürfnis, beisammen zu sein, und sie begriffen eher den Tod als eine Trennung für einen einzigen Tag.

Teresa war sechzehn und Vampa siebzehn.

Um diese Zeit begann man viel von einer Räuberbande zu sprechen, die sich in den Lepinibergen zu bilden im Begriff war. Das Räuberwesen ist in der Umgegend Roms nie ganz ausgerottet worden. Es fehlte manchmal an Führern, aber wenn sich ein Führer fand, war es selten, daß ihm eine Bande fehlte.

Der berühmte Cucumetto, der in den Abruzzen gehetzt und aus dem Königreich Neapel vertrieben worden war, wo er einen richtigen Krieg ausgehalten hatte, war es, der sich damit beschäftigte,

eine Bande zusammenzubringen. Er folgte dem Beispiel Decesaris' und Gasparones, die er bald zu übertreffen hoffte. Mehrere junge Leute aus Palestrina, Frascati und Pampinara verschwanden. Man beunruhigte sich zuerst ihretwegen, bald aber erfuhr man, daß sie zu der Bande Cucumettos gegangen waren.

Nach Verlauf von einiger Zeit wurde Cucumetto der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Man erzählte von diesem Räuberhauptmann Streiche von außerordentlicher Kühnheit und empörender Roheit.

Eines Tages entführte er ein junges Mädchen: Es war die Tochter des Landmessers von Frosinone. Die Räuber haben in diesen Dingen ihre bestimmten Gesetze: Ein Mädchen gehört zuerst dem Entführer, dann lösen die anderen, und die Unglückliche dient der Lust der ganzen Bande, bis die Banditen von ihr ablassen oder bis sie stirbt.

Wenn die Eltern reich genug sind, um sie loszukaufen, wird ein Bote geschickt, um über das Lösegeld zu verhandeln; der Kopf der Gefangenen bürgt für die Sicherheit des Abgesandten. Wenn das Lösegeld verweigert wird, so gehört die Gefangene der Bande.

Das junge Mädchen hatte seinen Geliebten in der Bande Cucumettos; er hieß Carlini.

Als sie den jungen Mann erkannte, streckte sie die Arme nach ihm aus und glaubte sich gerettet. Aber der arme Carlini fühlte sein Herz brechen; denn er ahnte, was seiner Geliebten bevorstand.

Indessen, da er der Günstling Cucumettos war und ihm einmal sogar das Leben gerettet hatte, so hoffte er, daß Cucumetto Mitleid mit ihm haben werde.

Er nahm also den Hauptmann beiseite, während sich das Mädchen, am Stamme einer großen Fichte sitzend, die sich inmitten einer Lichtung im Walde erhob, aus der malerischen Kopfbedeckung, wie sie die römischen Landmädchen tragen, einen Schleier gemacht hatte und ihr Gesicht vor den lüsternen Blicken der Banditen verbarg.

Dort erzählte er ihm alles, seine Liebschaft mit der Gefangenen, ihre Treueschwüre und wie er sich mit ihr, seit sie in der Gegend waren, jede Nacht in einer Ruine getroffen.

Carlini beschwor seinen Hauptmann, zu seinen Gunsten eine Ausnahme zu machen und Rita zu schonen. Er stellte ihm vor, daß ihr Vater reich sei und ein gutes Lösegeld zahlen werde.

Cucumetto schien den Bitten seines Freundes nachzugeben und beauftragte ihn, einen Hirten zu suchen, den man zu dem Vater Ritas nach Frosinone schicken könne.

Carlini trat fröhlich an das junge Mädchen heran, sagte ihr, daß sie gerettet sei, und veranlaßte sie, an ihren Vater einen Brief zu schreiben. Sie berichtete darin, was ihr zugestoßen war, und teilte mit, daß ihr Lösegeld auf dreihundert Piaster festgesetzt sei.

Man gab dem Vater eine Frist von zwölf Stunden, das heißt bis zum andern Morgen um neun Uhr.

Als der Brief geschrieben war, eilte Carlini sofort damit in die Ebene, um einen Boten zu suchen.

Er fand einen jungen Hirten, der seine Herde in die Hürde trieb. Die Hirten sind die Boten der Räuber, da sie zwischen Stadt und Gebirge, zwischen dem wilden und dem geordneten Leben stehen.

Der junge Hirte machte sich sofort auf den Weg. Er hatte versprochen, noch vor Ablauf einer Stunde in Frosinone zu sein.

Carlini kehrte zurück, um seiner Geliebten diese gute Nachricht mitzuteilen.

Er fand die Bande in der Lichtung, wo die Räuber die Vorräte verzehrten, die sie von den Landleuten als Tribut erhoben; unter dieser lustigen Versammlung suchte er Cucumetto und Rita vergebens.

Er fragte, wo sie wären; die Banditen antworteten mit einem schallenden Gelächter. Kalter Schweiß trat auf Carlinis Stirn, und er fühlte, wie sein Herz sich in Todesangst zusammenkrampfte.

Er wiederholte seine Frage. Einer der Räuber füllte sein Glas mit Orvietowein und reichte es ihm, indem er sagte:

»Auf das Wohl des tapferen Cucumetto und der schönen Rita!«

In diesem Augenblick glaubte Carlini den Schrei einer Frau zu hören.

Er nahm das Glas, schlug es auf dem Gesicht des Räubers entzwei und stürzte in die Richtung, woher der Schrei gekommen war.

Nach hundert Schritten fand er hinter einem Dickicht Rita ohnmächtig in den Armen Cucumettos.

Die beiden Banditen sahen sich einen Augenblick an.

Rita lag zwischen den beiden.

Der Mond beschien die Szene.

»Nun«, sagte Cucumetto, »hast du den Auftrag, der dir erteilt war, ausgeführt?«

»Jawohl, Hauptmann«, antwortete Carlini, »und morgen vor neun Uhr wird der Vater Ritas mit dem Geld hier sein.«

»Sehr gut. Inzwischen werden wir eine fröhliche Nacht feiern. Dieses Mädchen ist reizend, und du hast wahrhaftig einen guten Geschmack, Carlini. Da ich kein Egoist bin, so wollen wir zu den Kameraden zurückkehren und darum losen, wem sie jetzt gehören soll.«

»Du bist also entschlossen, sie dem allgemeinen Gesetz zu überlassen?« fragte Carlini.

»Und warum sollte zu ihren Gunsten eine Ausnahme gemacht werden?«

»Ich hatte geglaubt, daß du auf meine Bitte ...«

»Und was bist du mehr als die andern?«

»Das ist richtig.«

»Aber sei unbesorgt«, fuhr Cucumetto lachend fort, »etwas früher oder später kommt die Reihe auch an dich.«

Carlini preßte die Zähne zusammen, als ob er sie zerbrechen wollte.

»Nun«, sagte Cucumetto, indem er einen Schritt nach dem Platz zu tat, wo die Bande lagerte, »kommst du?«

»Ich folge dir ...«

Cucumetto entfernte sich, ohne Carlini aus den Augen zu verlieren, denn er fürchtete jedenfalls, daß er von hinten auf ihn schießen würde. Aber nichts an dem Räuber deutete eine feindliche Absicht an.

Er stand mit gekreuzten Armen neben der noch immer ohnmächtigen Rita.

Einen Augenblick hatte Cucumetto den Gedanken, daß der junge Mann sie aufnehmen und mit ihr fliehen würde. Aber ihm lag jetzt wenig daran, er hatte von Rita gehabt, was er wollte; und was das Geld anbetraf, so waren dreihundert Piaster, unter die Bande verteilt, so wenig, daß er sich nicht viel daraus machte.

Er setzte also seinen Weg zur Lichtung fort; aber zu seinem großen Erstaunen kam Carlini fast ebenso früh dort an wie er selbst.

»Losen, losen!« schrien sämtliche Räuber, als sie den Hauptmann bemerkten.

Die Augen aller dieser Männer glänzten vor Trunkenheit und Lüsternheit, während die Flammen einen roten Schein über sie warfen, der sie wie Teufel erscheinen ließ.

Was sie verlangten, war ihr Recht; der Hauptmann gab denn auch mit dem Kopf ein Zeichen, daß er ihrem Verlangen willfahre. Man warf sämtliche Namen in einen Hut, den Carlinis so gut wie die der anderen, und der jüngste der Bande zog aus dem Hut einen Zettel.

Dieser Zettel trug den Namen Diavolaccio.

Das war derselbe, der Carlini aufgefordert hatte, auf das Wohl des Hauptmanns zu trinken, und dem Carlini das Glas ins Gesicht geschlagen hatte.

Aus einer großen Wunde, die von der Schläfe bis zum Munde klaffte, floß ihm das Blut.

Diavolaccio schlug, als er sich so vom Glück begünstigt sah, ein lautes Gelächter an.

»Hauptmann«, sagte er, »vor einigen Augenblicken hat Carlini nicht auf dein Wohl trinken wollen, fordere ihn jetzt auf, auf meins zu trinken; vielleicht folgt er dir eher als mir.«

Jeder war auf einen Ausbruch Carlinis gefaßt; aber zum großen Erstaunen aller nahm er ein Glas in die eine Hand, eine Flasche in die andere und füllte das Glas.

»Dein Wohl, Diavolaccio«, sagte er mit völlig ruhiger Stimme und trank das Glas aus, ohne daß seine Hand zitterte.

Dann setzte er sich ans Feuer.

»Meinen Teil vom Abendessen!« sagte er. »Der Weg, den ich gemacht habe, hat mich hungrig gemacht.«

Carlini aß und trank, als ob nichts vorgefallen wäre.

Die Banditen sahen ihn mit Erstaunen an, da sie diese Gelassenheit nicht begriffen. Da hörten sie hinter sich einen schweren Schritt. Sie wandten sich um und bemerkten Diavolaccio, der das junge Mädchen in den Armen hielt. Ihr Kopf hing hintenüber, und ihr langes Haar schleifte auf der Erde.

Als sie dem Lichtkreis näher kamen, bemerkte man die Blässe des jungen Mädchens und die Blässe des Banditen.

Diese Erscheinung hatte etwas so Seltsames und Feierliches, daß alle sich erhoben; nur Carlini blieb sitzen und fuhr fort zu essen und zu trinken, als ob nichts um ihn her vorginge.

Diavolaccio kam unter tiefstem Schweigen heran und legte Rita zu Füßen des Hauptmanns auf die Erde.

Da sah jeder, warum das Mädchen und der Bandit so blaß waren.

Ein Messer steckte dem Mädchen bis zum Heft in der Brust.

Aller Augen wandten sich nach Carlini; die Scheide an seinem Gürtel war leer.

»Ah, ah!« sagte der Hauptmann, »jetzt verstehe ich, warum Carlini zurückblieb.«

»Nun«, sagte Carlini, indem er seinerseits aufstand und, mit der Hand an dem Kolben einer seiner Pistolen, an die Leiche herantrat, »ist noch einer da, der mir das Mädchen streitig macht?«

»Nein«, antwortete der Hauptmann, »sie ist dein!« Da nahm Carlini sie auf und trug sie aus dem Lichtkreis, den die Flamme verbreitete.

Cucumetto stellte wie gewöhnlich Wachen aus, und die Räuber legten sich, in ihre Mäntel gehüllt, um das Feuer zum Schlafen nieder.

Um Mitternacht gab die Wache das Warnungszeichen, und in einem Augenblick waren der Hauptmann und seine Gesellen auf den Füßen.

Es war der Vater Ritas, der selbst kam, um das Lösegeld für seine Tochter zu bringen.

»Da«, sagte er zu Cucumetto, indem er ihm einen Beutel mit Geld reichte, »da sind dreihundert Piaster, gib mir mein Kind wieder.«

Aber der Hauptmann nahm das Geld nicht. Er machte ihm ein Zeichen, ihm zu folgen. Der Greis gehorchte; beide traten unter die Bäume, durch deren Zweige die Mondstrahlen flossen. Endlich blieb Cucumetto stehen, streckte die Hand aus und zeigte dem Greis zwei Personen unter einem Baum.

»Da«, sagte er, »fordere deine Tochter von Carlini, der wird dir Rechenschaft über sie geben.«

Und er kehrte zu seinen Gefährten zurück.

Carlini hob den Kopf. Der Greis sah die beiden Personen jetzt deutlicher.

Eine Frau lag auf der Erde; ihr Kopf ruhte auf den Knien eines Mannes, der über sie gebeugt dasaß. Indem der Mann aufsah, war das Gesicht der Frau, die er an die Brust gedrückt hielt, frei geworden.

Der Greis erkannte seine Tochter, und Carlini erkannte den Greis.

»Ich erwartete dich«, sagte der Bandit zum Vater Ritas.

»Elender!« sagte der Greis. »Was hast du getan?«

»Cucumetto hatte deine Tochter vergewaltigt«, sagte der Bandit, »und da ich sie liebte, habe ich sie getötet; denn nach ihm sollte sie der ganzen Bande als Spielzeug dienen.«

Der Greis sagte kein Wort, nur wurde er bleich wie ein Gespenst.

»Jetzt«, sagte Carlini, »wenn ich unrecht getan habe, so räche sie.«

Und er riß dem Mädchen das Messer aus der Brust, erhob sich und bot mit der einen Hand dem Alten die Waffe an, während er mit der andern seine Jacke aufriß und seine Brust entblößte.

»Du hast wohlgetan«, sagte der Alte mit dumpfer Stimme. »Uarme mich, mein Sohn.«

Carlini warf sich schluchzend in die Arme des Vaters seiner Geliebten. Es waren die ersten Tränen, die dieser Räuber vergoß.

»Jetzt hilf mir meine Tochter begraben«, sagte der Alte zu Carlini.

Carlini holte zwei Spaten, und der Vater und der Geliebte begannen am Fuß einer Eiche, deren dichte Zweige das Grab des jungen Mädchens bedecken sollten, ein Loch zu graben.

Als das Grab fertig war, küßte sie erst der Vater, dann der Geliebte; dann faßte der eine sie bei den Füßen, der andere unter den Schultern, und so legten sie sie in die Grube.

Dann knieten sie auf beiden Seiten nieder und sprachen die Totengebete.

Als sie fertig waren, warfen sie Erde auf den Leichnam, bis die Grube zugedeckt war.

Nun reichte der Alte Carlini die Hand.

»Ich danke dir, mein Sohn«, sagte er; »jetzt laß mich allein.«

»Aber ...«, wandte dieser ein.

»Verlaß mich, ich befehle es dir.«

Carlini gehorchte, kehrte zu der Bande zurück, wickelte sich in seinen Mantel und schien bald ebenso fest zu schlafen wie die andern.

Am Abend vorher war bestimmt worden, daß das Lager gewechselt werden sollte.

Eine Stunde vor Tagesanbruch weckte Cucumetto seine Gefährten und gab den Befehl aufzubrechen.

Aber Carlini wollte den Wald nicht verlassen, ohne zu wissen, was aus dem Vater Ritas geworden sei.

Er ging nach dem Ort, wo er ihn verlassen hatte.

Er fand den Greis an der Eiche hängend, die das Grab seiner Tochter beschattete.

Da schwor er über dem Leichnam des einen und dem Grab der andern, beide zu rächen.

Aber er konnte seinen Schwur nicht halten; denn Carlini wurde zwei Tage darauf in einem Kampf mit den römischen Carabinieri getötet.

Nur wunderte man sich, daß er, während er dem Feind die Stirn geboten hatte, eine Kugel zwischen die Schultern erhalten hatte.

Die Sache wurde aber bald klar, als einer der Banditen die andern darauf aufmerksam machte, daß Cucumetto sich zehn Schritt hinter Carlini befunden habe, als dieser gefallen war.

Am Morgen des Aufbruchs aus dem Wald von Frosinone war er in der Dunkelheit Carlini nachgegangen, hatte seinen Schwur gehört und war ihm als vorsichtiger Mann zugekommen.

Man erzählte über diesen schrecklichen Banditenführer noch zehn andere Geschichten, die nicht weniger interessant waren als diese.

So zitterte von Fondi bis Perugia schon alles, wenn nur der Name Cucumettos genannt wurde.

Über diese Geschichten hatten sich Luigi und Teresa oft unterhalten.

Eines Tages, als sie beieinandersaßen, hörten sie auf einmal zwei oder drei Schüsse; dann kam plötzlich ein Mann aus dem Gehölz, in dessen Nähe sie ihre Herden zu weiden pflegten, und eilte auf sie zu.

Auf Rufweite herangekommen, schrie er: »Ich werde verfolgt! Könnt ihr mich verstecken?«

Die beiden jungen Leute erkannten wohl, daß dieser Flüchtling ein Bandit sein mußte; aber es besteht zwischen dem römischen Landmann und dem Banditen eine angeborene Sympathie, so daß ersterer immer bereit ist, letzterem einen Dienst zu erweisen.

Vampa eilte also, ohne etwas zu sagen, an den Stein, der den Eingang zu einer Grotte verbarg, die nur den beiden Kindern bekannt war, schob den Stein beiseite und ließ den Flüchtling in die Grotte; dann stieß er den Stein zurück und nahm wieder an der Seite Teresas Platz.

Fast in demselben Augenblick erschienen vier berittene Gendarmen am Rande des Gehölzes; drei schienen den Flüchtling zu verfolgen, der vierte zog einen gefangenen Banditen am Halse mit sich.

Die drei Gendarmen sahen sich um, bemerkten die beiden, gallopierten auf sie zu und fragten sie aus.

Die beiden hatten nichts gesehen.

»Das ist ärgerlich«, sagte der Führer, »denn der, den wir suchen, ist der Hauptmann.«

»Cucumetto?« riefen Luigi und Teresa aus.

»Jawohl«, antwortete der Gendarm; »und da ein Preis von tausend römischen Talern auf seinen Kopf gesetzt ist, hättet ihr fünfhundert bekommen, wenn ihr uns behilflich gewesen wäret, ihn zu ergreifen.«

Vampa und Teresa sahen sich an. Der Führer der Gendarmen hegte einen Augenblick Hoffnung.

»Ja, das ist ärgerlich«, sagte Vampa, »aber wir haben ihn nicht gesehen.«

Die Gendarmen suchten nun in verschiedenen Richtungen die Gegend ab, aber vergeblich.

Darauf verschwanden sie einer nach dem andern.

Nun zog Vampa den Stein fort, und Cucumetto kam aus der Grotte heraus.

Er hatte durch die Spalten am Eingang die beiden mit den Gendarmen sprechen sehen und sofort erraten, um was es sich handelte; doch er hatte auf den Gesichtern Luigis und Teresas den unerschütterlichen Entschluß gelesen, ihn nicht auszuliefern. Jetzt zog er eine goldgefüllte Börse aus der Tasche und bot sie ihnen an.

Vampa richtete stolz den Kopf auf; aber Teresas Augen glänzten, als sie an den Schmuck und die schönen Kleider dachte, die sie sich mit dem Geld kaufen könnte.

Cucumetto war ein sehr kluger Teufel; er hatte die Gestalt eines Banditen statt derjenigen einer Schlange angenommen; er bemerkte diesen Blick und erkannte in Teresa eine würdige Tochter Evas. Er ging in den Wald zurück, wobei er sich mehrmals umdrehte, anscheinend um seinen Rettern zuzuwinken.

Mehrere Tage verflossen, ohne daß man Cucumetto wiedersah oder von ihm sprechen hörte.

Die Zeit des Karnevals nahte. Der Graf von San Felice kündigte einen großen Maskenball an, zu dem die vornehmste Gesellschaft Roms eingeladen wurde.

Teresa hatte große Lust, sich den Ball anzusehen. Luigi bat seinen Beschützer, den Verwalter, für sie und sich um die Erlaubnis, unter der Dienerschaft des Hauses versteckt dem Ball beiwohnen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde ihm gewährt.

Diesen Ball gab der Graf hauptsächlich für seine angebetete Tochter Carmela.

Carmela war genau in dem Alter und von der Größe Teresas, und Teresa war wenigstens ebenso schön wie Carmela.

Am Abend des Balles zog Teresa ihr schönstes Kleid an und schmückte sich mit ihren kostbarsten Nadeln und glänzendsten Glasperlen. Sie trug das Kostüm der Frauen von Frascati.

Luigi trug den malerischen Anzug, den der römische Bauer an Festtagen anlegt.

Beide mischten sich, wie man ihnen erlaubt hatte, unter die Dienerschaft und die Bauern.

Das Fest war prachtvoll. Das Schloß war glänzend erleuchtet, und Tausende von farbigen Laternen hingen an den Bäumen des Gartens.

Bald verließ die Gesellschaft das Haus und betrat die Terrassen und von da auch die Alleen.

An jedem Kreuzweg befanden sich ein Orchester und Tische mit Erfrischungen; die Spaziergänger machten halt, es bildeten sich Quadrillen, und man tanzte, wo es einem gerade gefiel.

Carmela trug das Kostüm der Frauen von Sonino. Eine ihrer Gefährtinnen war wie die Frauen aus Nettuno, die andere als Frau aus Riccia gekleidet. Vier junge Leute aus den reichsten und vornehmsten Familien Roms begleiteten sie mit jener italienischen Freiheit, die ihresgleichen in keinem andern Land der Welt hat; sie trugen die Kostüme von Albano, Velletri, Civita Castellana und Sora.

Es versteht sich von selbst, daß diese Kostüme, sowohl die der Herren wie die der Damen, von Gold und Edelsteinen funkelten.

Carmela kam auf den Gedanken, eine Quadrille zu tanzen, nur fehlte dazu noch eine Tänzerin.

Carmela sah sich um: Keine der eingeladenen Damen trug ein passendes Kostüm.

Der Graf von San Felice zeigte ihr Teresa, die mitten unter den Landmädchen auf Luigis Arm gestützt dastand.

»Erlaubst du, Papa?« fragte Carmela.

»Gewiß«, antwortete der Graf, »wir sind ja im Karneval!«

Carmela neigte sich zu einem jungen Mann, der sie begleitete, und sagte ihm einige Worte, wobei sie mit dem Finger auf das junge Mädchen zeigte.

Der junge Mann ging auf Teresa zu, um sie aufzufordern, an der Quadrille Carmelas teilzunehmen.

Teresa fühlte es wie eine Flamme über ihr Gesicht gehen. Sie befragte Luigi mit dem Blick: Es war unmöglich, der Aufforderung nicht zu folgen.

Luigi ließ langsam den Arm Teresas aus dem seinen, und Teresa entfernte sich, von ihrem eleganten Kavalier geführt, um, am ganzen Leibe zitternd, ihren Platz in der aristokratischen Quadrille einzunehmen.

Luigi fühlte ein unbekanntes Gefühl in sich aufsteigen: Es war wie ein dumpfer Schmerz, der ihm zuerst am Herzen fraß und von da durch seine Adern floß und sich seines ganzen Körpers bemächtigte.

Er folgte mit den Augen den geringsten Bewegungen Teresas und ihres Kavaliere; wenn ihre Hände sich berührten, so fühlte er, wie ein Schwindel ihn überkam, seine Adern klopften heftig, und es war, als ob ihm eine Glocke in den Ohren läutete.

Wenn sie zusammen sprachen, wobei Teresa schüchtern und mit gesenkten Augen zuhörte, schien es Luigi, der in den feurigen Augen des schönen jungen Mannes las, daß er ihr Schmeicheleien sagte, ihm war, als ob die Erde sich unter ihm drehte und alle Stimmen der Hölle ihm Mordgedanken zuraunten.

Da er fürchtete, sich von seinem Wahnsinn hinreißen zu lassen, umklammerte er mit der einen Hand die Hagebuche, an der er stand, und drückte mit der andern den Dolch mit dem geschnitzten Griff, der in seinem Gürtel steckte und den er, ohne es zu bemerken, zuweilen fast ganz aus der Scheide zog.

Luigi war eifersüchtig! Er fühlte, daß Teresa, gefallsüchtig und eitel wie sie war, sich von ihm abwenden könnte.

Ihr schöner Kavalier führte sie mit vielen Komplimenten wieder an den Platz zurück, woher er sie geholt hatte und wo Luigi auf sie wartete.

Zwei- oder dreimal hatte das junge Mädchen während des Tanzes einen Blick auf ihn geworfen, und jedesmal hatte sie ihn bleich und finster gesehen. Einmal hatte sogar die Klinge seines halb aus der Scheide gezogenen Messers ihre Augen wie ein unheimlicher Blitz geblendet. Fast zitternd nahm sie wieder den Arm ihres Liebhabers.

Die Quadrille hatte den größten Erfolg gehabt, und es war augenscheinlich, daß die Rede davon war, sie zu wiederholen; Carmela allein widersetzte sich dem; aber der Graf von San Felice bat seine Tochter so zärtlich, daß sie schließlich einwilligte.

Sofort trat einer der Kavaliere hervor, um Teresa aufzufordern, ohne die der Tanz unmöglich war; aber das junge Mädchen war bereits verschwunden.

In der Tat hatte Luigi sich außerstande gefühlt, noch einmal dasselbe durchzumachen, und halb mit Überredung, halb mit Gewalt hatte er Teresa nach einem andern Ort des Gartens gezogen.

Nachdem die Kälte der Nacht die Eingeladenen aus den Gärten vertrieben hatte und sie im Innern des Schlosses, wo das Fest weiterging, verschwunden waren, führte er Teresa fort. Als sie ihr Haus betreten wollte, fragte er: »Teresa, woran dachtest du, als du der jungen Gräfin von San Felice gegenüber tanztest?« fragte Luigi.

»Ich dachte«, antwortete das junge Mädchen, »daß ich mein halbes Leben dafür hingeben würde, wenn ich so ein Kostüm, wie sie anhatte, haben könnte.«

»Und was sagte dein Tänzer zu dir?«

»Er sagte, daß es nur an mir läge, es zu bekommen, und daß ich nur ein Wort zu sagen brauchte.«

»Er hatte recht. Wünschst du es so sehr, wie du sagst?«

»Ja.«

»Gut, du sollst es haben!«

In der selben Nacht geschah, ohne Zweifel durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten, der vergessen hatte, die Lichter auszulöschen, ein großes Unglück; die Villa San Felice geriet gerade in demjenigen Teil in Brand, wo sich die Gemächer der schönen Carmela befanden.

Als Carmela mitten in der Nacht durch den Schein der Flammen erwachte, sprang sie aus dem Bett, warf ihren Schlafrock über und versuchte durch die Tür zu entfliehen; aber der Korridor, den sie passieren mußte, war schon eine Beute der Flammen.

Darauf rannte sie in ihr Zimmer zurück und rief laut um Hilfe, als plötzlich ihr Fenster, das zwanzig Fuß über dem Boden lag, sich öffnete; ein junger Bauer schwang sich in ihr Zimmer, nahm sie in die Arme und trug sie mit übermenschlicher Kraft und Gewandtheit ins Freie, wo sie ohnmächtig wurde.

Als sie wieder zu sich kam, stand ihr Vater vor ihr. Die ganze Dienerschaft umgab sie, um ihr Hilfe zu bringen. Ein ganzer Flügel der Villa war niedergebrannt; aber was lag daran, da Carmela wohl und munter war.

Man suchte überall ihren Retter, aber ihr Retter erschien nicht wieder; man fragte überall, aber niemand hatte ihn gesehen. Und Carmela selbst hatte solche Angst gehabt, daß sie ihn nicht erkannt hatte.

Am folgenden Tag um die gewohnte Stunde fanden sich die beiden jungen Leute wieder am Waldrand ein.

Luigi war zuerst angekommen. Er ging dem jungen Mädchen mit großer Fröhlichkeit entgegen und schien die Szene vom Abend vorher vollständig vergessen zu haben.

Teresa war sichtlich nachdenklich; als sie aber Luigi so gut gelaunt sah, nahm sie auch ihrerseits eine fröhliche Miene an.

Luigi nahm Teresas Arm in den seinen und führte sie bis zu dem Eingang der Grotte. Dort machte er halt.

»Teresa«, sagte Luigi, »hast du nicht gestern abend gesagt, daß du alles in der Welt dafür geben würdest, um ein Kostüm wie die Tochter des Grafen zu haben?«

»Ja«, antwortete Teresa mit Erstaunen, »aber ich war albern, einen solchen Wunsch zu äußern.«

»Und ich habe dir geantwortet: Gut, du sollst es haben.«

»Ja«, entgegnete das junge Mädchen, dessen Erstaunen mit jedem Worte Luigis wuchs; »aber du hast das jedenfalls gesagt, um mir Vergnügen zu machen.«

»Ich habe dir niemals etwas versprochen, was ich dir nicht auch gegeben hätte. Teresa«, sagte Luigi stolz, »geh in die Höhle und kleide dich an.«

Bei diesen Worten zog er den Stein fort und zeigte Teresa das Innere der Grotte. Zwei Kerzen brannten zu beiden Seiten eines prächtigen Spiegels; auf dem Tisch, den Luigi selbst einmal angefertigt hatte, lagen das Perlenhalsband und die Diamantnadeln, die die junge Gräfin gestern getragen hatte; auf einem Stuhl daneben war der Rest des Kostüms ausgebreitet.

Teresa stieß einen Freudenschrei aus, und ohne zu fragen, woher dieses Kostüm kam, ohne sich die Zeit zu nehmen, Luigi zu danken, stürzte sie in die in ein Ankleidegemach verwandelte Grotte.

Luigi stieß hinter ihr den Stein zurück, denn er hatte auf dem Kamm eines kleinen Hügels einen Reiter bemerkt, der einen Augenblick, wie des Weges ungewiß, anhielt. Sein Bild hob sich scharf von dem blauen Himmel ab.

Als der Fremde Luigi bemerkte, setzte er sein Pferd in Galopp und kam auf ihn zu.

Luigi hatte sich nicht getäuscht; der Fremde, der von Palestrina nach Tivoli reiten wollte, war im Zweifel über die Richtung.

Luigi zeigte ihm den Weg; da sich der Weg aber eine Viertelmeile weiter in drei Pfade teilte und der Reisende sich von neuem verirren konnte, bat dieser Luigi, ihm als Führer zu dienen.

Luigi legte seinen Mantel auf die Erde, warf seinen Karabiner über die Schulter und marschierte mit dem schnellen Schnitt des Bergbewohners, dem ein Pferd kaum folgen kann, vor dem Reisenden her.

Nach zehn Minuten waren sie an dem von Luigi bezeichneten Kreuzweg. Hier angekommen, streckte er mit majestätischer Geste die Hand nach dem Wege aus, den der Reisende einschlagen mußte, und sagte:

»Da ist Ihr Weg, Exzellenz, Sie können sich jetzt nicht mehr irren.«

»Und da ist dein Lohn«, sagte der Reisende, indem er dem jungen Hirten einige Geldstücke anbot.

»Danke«, antwortete Luigi, indem er seine Hand schnell zurückzog; »ich erweise gern einen Dienst, aber ich verkaufe ihn nicht.«

»Aber«, sagte der Reisende, der übrigens an diesen Unterschied zwischen Habgier und Unterwürfigkeit des Städters und dem Stolz des Landmanns gewöhnt zu sein schien, »wenn du einen Lohn ausschlägst, so nimmst du doch wenigstens ein kleines Geschenk an.«

»O ja, das ist etwas anderes.«

»Nun«, sagte der Reisende, »nimm diese beiden venezianischen Zechinen und gib sie deiner Braut, damit sie sich davon ein Paar Ohringe machen lasse.«

»Und Sie, nehmen Sie diesen Dolch«, sagte der junge Hirt, »Sie finden von Albano bis Civita Castellana keinen, dessen Griff besser geschnitzt wäre.«

»Ich nehme an«, sagte der Reisende; »dann bin ich aber in deiner Schuld, denn dieser Dolch ist mehr wert als zwei Zechinen.«

»Für einen Händler vielleicht; aber für mich, der ich ihn selber geschnitzt habe, ist er kaum einen Piaster wert.«

»Wie heißt du?« fragte der Reisende.

»Luigi Vampa«, antwortete der Hirt mit derselben Miene, als wenn er gesagt hätte: Alexander, König von Mazedonien. »Und Sie?«

»Ich«, entgegnete der Reisende, »ich heiße Sindbad der Seefahrer.«

Vampa steckte verächtlich die beiden Zechinen in die Tasche und ging langsam auf dem Weg zurück, den er gekommen war. Zwei- oder dreihundert Schritt von der Grotte entfernt glaubte er einen Schrei zu hören. Er blieb stehen und horchte, von welcher Seite der Schrei wohl gekommen sein mochte.

Nach einer Sekunde hörte er deutlich seinen Namen.

Der Ruf kam aus der Richtung der Grotte.

Er sprang auf wie eine Gemse, lud im Laufen sein Gewehr und erreichte in weniger als zehn Sekunden den Gipfel des kleinen Hügels,

der demjenigen, wo er den Reisenden bemerkt hatte, gegenüberlag.

Dort vernahm er deutlich die Rufe: »Hilfe! Hilfe!«

Er blickte um sich, und da gewahrte er einen Mann, der Teresa dem Wald zu schleppete.

Vampa maß den Zwischenraum, der ihn von den beiden trennte; der Mann hatte wenigstens zweihundert Schritt Vorsprung vor ihm; es bestand keine Aussicht, ihn zu erreichen, ehe er den Wald gewonnen hatte.

Der junge Hirt blieb stehen, als ob seine Füße Wurzeln geschlagen hätten. Er legte den Kolben seines Gewehrs an die Schulter, hob langsam den Lauf in der Richtung des Entführers, folgte ihm eine Sekunde und gab Feuer.

Der Entführer hielt inne; seine Knie knickten ein, und er schlug zu Boden, indem er Teresa in seinem Sturz mitriß.

Aber Teresa erhob sich sofort wieder; der Mann blieb liegen und wälzte sich in den Zuckungen des Todeskampfes.

Vampa eilte sofort auf Teresa zu, denn zehn Schritt von dem Sterbenden hatten ihr die Beine versagt, und sie war in die Knie gefallen.

Ihn überfiel die entsetzliche Furcht, daß die Kugel, die seinen Feind niedergeworfen hatte, auch seine Braut verwundet haben könnte. Glücklicherweise war dem nicht so, der Schrecken allein hatte Teresa die Kräfte geraubt.

Als Luigi sich überzeugt hatte, daß sie unverletzt war, wandte er sich zu dem Verwundeten. Dieser hatte soeben den Geist aufgegeben; seine Fäuste waren geschlossen, der Mund war vom Schmerz verzogen und die Haare waren unter dem Schweiß der Todesqual gestäubt. Die Augen waren offen geblieben.

Vampa trat an die Leiche heran und erkannte Cucumetto. Er betrachtete ihn einen Augenblick, ohne daß sich auf seinem Gesicht die geringste Bewegung zeigte.

Dann wandte sich Vampa zu seiner Geliebten.

»Ah, ah!« sagte er, »schön, du bist angekleidet; jetzt ist an mir die Reihe, Toilette zu machen.«

In der Tat war Teresa vom Kopf bis zu den Füßen in das Kostüm der Tochter des Grafen von San Felice gekleidet.

Vampa nahm die Leiche Cucumettos auf die Arme und trug sie in die Grotte, während Teresa draußen blieb.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kam Vampa wieder aus der Grotte. Sein Kostüm war in seiner Art nicht weniger elegant als das Teresas.

Er trug eine Jacke von granatfarbenem Samt mit ziselierten goldenen Knöpfen, eine ganz mit Stickerei bedeckte seidene Weste, eine römische Schärpe um den Hals, einen ganz mit Gold und roter und grüner Seide gesteppten Patronengürtel, kurze Beinkleider aus himmelblauem Samt, die unterhalb des Knies durch Diamantschnallen zusammengehalten wurden, damhirschlederne, mit Arabesken verzierte Gamaschen und einen Hut, von dem Bänder in allen Farben herabhingen. Zwei Uhren hingen an seinem Gürtel, und ein prachtvoller Dolch steckte in dem Patronengurt.

»Bist du jetzt bereit«, sagte er zu Teresa, »mein Geschick, wie es auch sei, mit deinem zu teilen?«

»O ja!« rief das junge Mädchen voll Begeisterung.

»Mir überall zu folgen, wohin ich auch gehe?« fragte Vampa weiter.

»Bis ans Ende der Welt.«

»Dann nimm meinen Arm und laß uns gehen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Das junge Mädchen legte ihren Arm in den ihres Geliebten, ohne auch nur zu fragen, wohin er sie führe; denn in diesem Augenblick erschien er ihr schön, stolz und mächtig wie ein Gott.

Beide schritten auf den Wald zu, dessen Rand sie nach einigen Minuten erreicht hatten.

Vampa kannte alle Pfade des Gebirges; er ging deshalb im Walde vorwärts, ohne einen Augenblick zu zögern, obgleich durchaus kein

gebahnter Weg zu erkennen war; aber er erkannte den Weg, dem er folgen mußte, an den Bäumen und Büschen.

So gingen sie etwa anderthalb Stunden.

Plötzlich schien sich zehn Schritt von ihnen ein Mann von einem Baum, hinter dem er verborgen gewesen war, zu lösen.

Er richtete sein Gewehr auf Vampa und rief:

»Wer bist du?«

»Ich bin Luigi Vampa, der Hirt des Hofes San Felice.«

»Was willst du?«

»Ich will mit deinen Gefährten sprechen, die auf der Lichtung von Rocca Bianca sind.«

»Dann folge mir«, sagte die Wache, »oder vielmehr, da du weißt, wo es ist, so geh voran.«

Sie erreichten den Gipfel und befanden sich in demselben Augenblick zwanzig Räubern gegenüber.

»Hier ist ein junger Mann, der euch sucht und mit euch zu sprechen wünscht«, sagte die Wache.

»Was will er uns sagen?« fragte einer der Räuber, der in Abwesenheit des Hauptmanns diesen vertrat.

»Ich will sagen, daß es mich langweilt, das Gewerbe eines Hirten auszuüben«, antwortete Vampa.

»Ah, ich verstehe«, sagte der Bandit, »und du kommst, um uns zu bitten, dich in unsere Reihen aufzunehmen?«

»Ja, nur komme ich, um etwas anderes zu verlangen, als euer Kamerad zu werden.«

»Und was willst du von uns verlangen?« fragten die Banditen voll Verwunderung.

»Ich komme, um euch zu bitten, euer Hauptmann zu werden«, sagte der junge Mann.

Die Banditen brachen in ein Gelächter aus.

»Was hast du denn getan, um auf diese Ehre Anspruch zu erheben?« fragte der stellvertretende Räuberhauptmann.

»Ich habe euren Hauptmann Cucumetto getötet und trage seine Kleider, wie ihr seht«, sagte Luigi, »und ich habe das Schloß San Felice in Brand gesteckt, um meiner Braut ein Hochzeitskleid zu geben.«

Eine Stunde darauf war Luigi Vampa an Stelle Cucumettos zum Hauptmann gewählt.

Der Wirt war mit seiner Erzählung zu Ende. Da schlug es neun, die Tür ging auf, und der Kutscher trat ein.

»Exzellenzen«, sagte er, »der Wagen steht bereit.«

»Gut«, sagte Franz, »also nach dem Kolosseum.«

»Durch die Porta del Popolo oder durch die Straßen?«

»Durch die Straßen, zum Teufel! Durch die Straßen!« rief Franz.

»Ach, mein Lieber«, sagte Albert, der gleichfalls aufstand und seine dritte Zigarre anzündete, »ich habe Sie wirklich für mutiger gehalten.«

Die beiden jungen Männer stiegen die Treppe hinab und sprangen in den Wagen.

DER GRAF VON MONTE CHRISTO

Franz und Albert besichtigten das Kolosseum bei Nacht. Aber Franz kannte alle Einzelheiten des Gebäudes bereits, und sie hatten noch keine hundert Schritt unter den inneren Bogengängen gemacht, als er Albert seinen Führern überließ, die ihm mit zwei Fackeln den Weg wiesen, und sich im Schatten einer Säule gegenüber einem Ausschnitt niedersetzte, der ihn den Granitriesen in seiner ganzen majestätischen Größe überschauen ließ.

Franz mochte etwa eine Viertelstunde so dagesessen haben, als sich plötzlich ein Mensch zeigte, der mehr und mehr aus dem Schatten hervortrat. Er stieg die Treppe empor, deren Ende, Franz gegenüber, vom Mond beschienen war, während sich die unteren Stufen in der Dunkelheit verloren.

Es konnte ein Reisender sein, der wie Franz eine einsame Betrachtung dem nichtssagenden Geschwätz der Führer vorzog, und folglich hatte sein Erscheinen nichts Befremdendes; allein an dem Zaudern, mit dem er die letzten Stufen erstieg, an der Art und Weise, wie er, auf der Höhe angelangt, horchend stillstand, zeigte es sich, daß er in einer besonderen Absicht hierherkam und auf jemand wartete. Franz verbarg sich hinter der Säule, soweit es möglich war.

Der Mann, dessen Auftreten die Aufmerksamkeit Franzens auf sich gezogen hatte, stand in einem Halbdunkel, das diesen aber doch nicht hinderte, seine Tracht zu unterscheiden. Er war in einen großen braunen Mantel gehüllt, der, um die linke Schulter geschlagen, den Unterteil des Gesichts verhüllte, während sein Hut mit der

breiten Krempe den oberen Teil bedeckte. Man konnte sehen, daß er schwarze Hosen und Lackstiefel trug. Dieser Mann gehörte augenscheinlich, wenn nicht dem hohen Adel, doch wenigstens der besten Gesellschaft an.

Er stand schon ungefähr zehn Minuten lang da und gab sichtlich Zeichen von Ungeduld, als sich von der oberen Terrasse ein leichtes Geräusch vernehmen ließ. Im nächsten Augenblick zeigte sich ein Mann am Ende der Öffnung, schickte seinen durchdringenden Blick in die Finsternis und bemerkte den Mann im Mantel; er faßte mehrere Lianen und hängende Efeuranken zusammen, ließ sich daran hinabgleiten, und als er noch drei oder vier Fuß vom Boden entfernt war, sprang er leicht zur Erde. Er war wie ein Bewohner des jenseits des Tibers gelegenen Stadtteils gekleidet.

»Entschuldigen Sie, Exzellenz«, sprach er im römischen Dialekt, »daß ich Sie warten ließ; allein ich komme nur um einige Minuten zu spät, es schlug soeben zehn Uhr.«

»Ihr kamt nicht zu spät, sondern ich kam zu früh«, antwortete der Fremde in reinstem Toskanisch; »macht Euch also keine Umstände; und hättet Ihr mich auch warten lassen, so würde ich wohl begriffen haben, daß Euch irgend etwas abhält, das zu ändern nicht in Eurer Macht steht.«

»Und Eure Exzellenz hätten recht gehabt; ich komme von der Engelsburg, wo ich die größte Mühe hatte, bis ich mit Beppo sprechen konnte.«

»Wer ist dieser Beppo?«

»Beppo ist ein Wärter im Gefängnis, dem ich ein kleines Einkommen zufließen lasse, um zu erfahren, was im Innern der Burg vorgeht.«

»Ach, ich sehe, mein Lieber, daß Ihr ein vorsichtiger Mann seid.«

»Was wollen Sie, man weiß nicht, was geschehen kann; vielleicht gerate ich auch einmal ins Garn, wie dieser arme Peppino, und

brauche dann eine Ratte, daß sie einige Knoten meines Netzes zernage.«

»Kurz, was habt Ihr erfahren?«

»Es werden am Dienstag um zwei Uhr zwei Hinrichtungen stattfinden, wie es in Rom bei Eröffnung großer Feste üblich ist; einer der Abgeurteilten wird erschlagen – es ist ein Nichtswürdiger, der einen Priester tötete, von dem er erzogen wurde, und verdient kein Mitleid –, der andere wird geköpft, und das ist der arme Peppino.«

»Was wollt Ihr, mein Lieber? Ihr flößt nicht allein der päpstlichen Regierung, sondern auch den Nachbarstaaten solch einen Schrecken ein, daß man nicht umhin kann, einen von euch zur Abschreckung hinzurichten.«

»Aber Peppino gehört nicht einmal zu meiner Bande, er ist ein armer Hirt, der kein anderes Verbrechen begangen hat, als daß er uns Lebensmittel zuführte. Ich bin zu allem entschlossen, um die Hinrichtung des armen Teufels zu verhindern, der in der Klemme ist, weil er mir gedient hat; fürwahr, ich würde mich für feig halten, wenn ich nichts für den braven Burschen täte.«

»Und was wollt Ihr tun?«

»Ich stelle etwa zwanzig Mann rings um das Schafott auf, und in dem Augenblick, wo man ihn bringt, gebe ich ein Zeichen, worauf wir uns mit dem Dolch in der Hand auf die Begleiter werfen und ihn entführen.«

»Das kommt mir sehr gewagt vor, und ich glaube fast, mein Plan ist besser als Eurer.«

»Was ist das für ein Plan, Exzellenz?«

»Ich gebe jemand zehntausend Piaster, und dieser bewirkt es, daß die Hinrichtung des Peppino auf das kommende Jahr verschoben wird; dann gebe ich im Verlauf dieses Jahres andere tausend Piaster einem andern, den ich ebenfalls kenne, und dieser macht, daß er aus dem Kerker entschlüpfen kann.«

»Sind Sie gewiß, daß es gelingen wird?«

»Pardieu!« rief in französischer Sprache der Mann im Mantel.

»Wenn es Ihnen gelungen ist, wie werden wir es erfahren?«

»Das ist sehr einfach. Ich habe die drei letzten Fenster im Palazzo Rospoli gemietet; habe ich den Aufschub erwirkt, so werden die zwei Fenster an der Ecke mit gelbem Damast, das mittlere aber mit weißem Damast mit einem roten Kreuz behängt sein.«

»Schön; und durch wen werden Sie die Begnadigung bewerkstelligen lassen?«

»Schickt mir einen von Euren Leuten, als Büsser verkleidet, und ich werde sie ihm geben. Dank seines Büsserkleides wird er bis zum Fuß des Schafotts gelangen, wo er die Bulle dem Vorsteher der Brüderschaft einhändig, der sie dann dem Scharfrichter übergibt. Inzwischen laßt Peppino Nachricht zukommen, daß er nicht aus Angst stirbt oder verrückt wird, sonst hätten wir uns für ihn in unnütze Kosten gestürzt.«

»Sie wissen, Exzellenz«, sagte der andere, »ich bin Ihnen ergeben.«

»Ich hoffe es wenigstens.«

»Wohl, wenn Sie Peppino retten, so können Sie nicht bloß auf Ergebenheit, sondern auch auf Gehorsam rechnen.«

»Beachtet wohl, was Ihr da sagt, mein Lieber! Ich, werde Euch eines Tages daran erinnern, denn vielleicht bedarf ich Eurer einmal.«

»Gott befohlen, Exzellenz! Ich rechne auf Sie, rechnen Sie auf mich.«

Nach diesen Worten entfernte sich der Trasteveriner über die Treppe, während der Unbekannte das Gesicht noch tiefer in den Mantel hüllte, zwei Schritt an Franz vorüberging und über die äußeren Stufen in die Arena hinabstieg.

Zehn Minuten später fuhren Franz und Albert wieder ins Hotel zurück. Albert sprach viel, aber Franz war tief in Gedanken. Er hatte in dem Fremden im Mantel seinen Wirt von der Insel Monte Christo, Sindbad den Seefahrer, wiedererkannt.

Franz und Albert hatten sich vergeblich bemüht, einen Wagen für den Karneval zu bekommen, da alle Wagen in Rom bereits vermie-

tet waren. Am Tag nach ihrem nächtlichen Besuch im Kolosseum erschien plötzlich der Wirt bei ihnen.

»Was gibt's?« fragte Franz.

»Sie wissen«, sagte der Wirt, »daß der Graf von Monte Christo auf demselben Flur wie Sie wohnt?«

»Ich glaube wohl«, entgegnete Albert, »denn ihm haben wir es zu danken, daß wir untergebracht sind wie zwei Studenten von der Straße Saint-Nicolas-du-Chardonnet.«

»Nun, er weiß von der Verlegenheit, in der Sie sich befinden, und bietet Ihnen zwei Plätze in seinem Wagen und zwei Plätze an seinem Fenster im Palazzo Rospoli an.«

Albert und Franz blickten einander an.

»Was für ein Mann ist dieser Graf von Monte Christo?« fragte Franz den Wirt.

»Ein sehr großer, vornehmer Herr aus Sizilien oder Malta, ich weiß es nicht genau, doch edel wie ein Borghese und reich wie eine Goldgrube.«

»Ich bin der Ansicht«, sagte Franz, »daß, wenn dieser Mann wirklich von so vornehmer Lebensart ist, wie unser Wirt versichert, er uns seine Einladung auf eine andre Weise hätte zukommen lassen; er würde uns geschrieben haben oder ...«

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft.

»Herein!« rief Franz.

Ein Bedienter in einer tadellosen Livree erschien auf der Türschwelle und sagte: »Von seiten des Grafen von Monte Christo für den Herrn Franz d'Epinau und den Herrn Albert von Morcerf!«

Er übergab dem Wirt zwei Karten, die dieser den jungen Leuten reichte.

»Der Graf von Monte Christo«, fuhr der Bediente fort, »bittet die Herren um Erlaubnis, sich bei Ihnen morgen früh als Nachbar vorstellen zu dürfen, und er gibt sich die Ehre, die Herren fragen zu lassen, um welche Stunde er Sie sehen könnte?«

»Meldet dem Grafen«, sprach Franz, »daß wir uns die Ehre geben werden, dem Herrn Grafen einen Besuch zu machen.«

Der Bediente ging fort.

»Sie haben entschieden recht, Pastrini«, sagte Albert zum Wirt, »Ihr Graf von Monte Christo ist ein Mann, der weiß, was sich gehört.«

»Sie nehmen also seine Einladung an?« fragte der Wirt.

»Gewiß«, entgegnete Albert.

»Die zwei Plätze im Palazzo Rospoli sind zu verführerisch«, sagte Franz.

Dieses Anerbieten von zwei Plätzen an einem Fenster im Palazzo Rospoli hatte Franz an die Unterredung erinnert, die er in den Ruinen des Kolosseums zwischen dem Unbekannten und dem Trasteveriner belauscht hatte.

Franz brachte einen Teil der Nacht damit zu, daß er von den beiden Erscheinungen träumte und den kommenden Tag ersehnte. Der folgende Tag mußte alles aufhellen. Er erwachte vor acht Uhr, während Albert noch schlief. Franz ließ den Wirt rufen, der auch mit seiner gewohnten Bereitwilligkeit erschien.

»Pastrini«, sagte er, »soll nicht heute ein Hinrichtung stattfinden?«

»Ja, Exzellenz.«

»Ich möchte die Zahl der Verurteilten wissen, ihre Namen und ihre Hinrichtungsart.«

»Das fügt sich ganz vortrefflich, Exzellenz, man brachte mir soeben die Tavoletta.«

»Was heißt das: Tavoletta?«

»Die Tavolette sind Täfelchen aus Holz, die man am Tage vor der Hinrichtung an allen Straßenecken aufhängt und auf denen die Namen der Verurteilten, die Ursache ihrer Verurteilung und die Art ihrer Hinrichtung angegeben sind. Diese Anzeigen sollen die Gläubigen auffordern, zu Gott zu beten, daß er den Schuldigen eine aufrichtige Reue schenken wolle.«

Er ging hinaus, nahm die Tavoletta, die im Gang aufgehängt worden war, herab und reichte sie Franz.

Franz las: »Es wird hiermit jedermann kundgetan, daß Dienstag, am zweiundzwanzigsten Februar, am ersten Tag des Karnevals, durch den Richterspruch des Tribunals der Rota auf der Piazza del Popolo hingerichtet werden: Andrea Rondolo als schuldig des Meuchelmords an dem höchstachtbaren und hochwürdigen Don Cesare Torlini, Kanonikus der Kirche San Giovanni di Laterano, und Peppino, genannt Rocca Priori, überführt des Einverständnisses mit dem verabscheuungswürdigen Banditen Luigi Vampa und den Leuten seiner Bande. Der erste wird erschlagen, der zweite enthauptet. Die barmherzigen Christenseelen werden aufgefordert, für diese zwei unglücklichen Verurteilten Gott um eine aufrichtige Reue zu bitten.«

Das war ganz dasselbe, was Franz zwei Tage vorher in den Ruinen des Kolosseums gehört hatte, und nichts war geändert. Aller Wahrscheinlichkeit nach war also der Trasteveriner niemand anders als der Bandit Luigi Vampa und der Mann im Mantel Sindbad der Seefahrer.

Um neun Uhr begaben sich Franz und Albert in die Gemächer des Grafen von Monte Christo, um ihm den versprochenen Besuch abzustatten. Der Bediente des Grafen forderte sie zum Sitzen auf und ging, sie dem Grafen zu melden. Nach wenigen Augenblicken hob sich der Vorhang der Tür, und der Graf trat ein.

Albert ging ihm zuerst entgegen, doch Franz blieb wie angewurzelt an seinem Platz.

Der Eintretende war kein anderer als der Mann im Mantel vom Kolosseum, der geheimnisvolle Wirt auf Monte Christo.

»Meine Herren«, sprach der Graf von Monte Christo, als er eintrat, »ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Sie mir zuvor kommen ließ; allein ich hätte gefürchtet, aufdringlich zu sein, wenn ich Ihnen früher meinen Besuch machte. Außerdem ließen Sie mir

melden, daß Sie kommen würden, und ich hielt mich zu Ihrem Empfang bereit.«

»Herr Graf«, entgegnete Albert, »Franz und ich sind Ihnen tausend Dank schuldig; Sie ziehen uns aus einer wahrhaft großen Verlegenheit, denn wir waren schon im Begriff, die phantastischsten Fuhrwerke zu ersinnen, als uns Ihre liebenswürdige Einladung zukam.«

»Mein Gott«, sagte der Graf, indem er die beiden jungen Herren einlud, auf einem Diwan Platz zu nehmen, »daran ist der blöde Pastrini schuld, wenn ich Sie so lange in der Bedrängnis ließ; er sagte mir keine Silbe von Ihrer Verlegenheit, während ich, da ich hier ganz allein bin, nur eine Gelegenheit ersehnte, mit meinen Nachbarn bekannt zu werden.«

Die beiden jungen Männer verneigten sich. Franz vermochte kein Wort hervorzubringen, auch hatte er noch keinen Entschluß gefaßt, und da der Graf durch nichts merken ließ, daß er ihn wiedererkennen oder von ihm wiedererkannt werden wollte, so wußte er nicht, ob er mit irgendeiner Äußerung eine Anspielung auf die Vergangenheit machen oder es der Zukunft anheimstellen sollte, ihm neue Beweise in die Hand zu geben.

Die drei Herren frühstückten zusammen. Sie sprachen von der kurz bevorstehenden Hinrichtung. Der Graf forderte die beiden Freunde auf, mit ihm zu kommen und sich die Hinrichtung anzusehen. Die beiden jungen Männer nahmen an. Nach dem Frühstück entfernte sich der Graf, um seinem Bedienten Bescheid zu sagen. Nach einem Augenblick kam er wieder zurück.

»Hier bin ich, meine Herren«, sprach er, »und gehöre nun ganz Ihnen; die Aufträge sind besorgt; der Wagen fährt nach der Piazza del Popolo, und wir wollen, wenn es Ihnen beliebt, über den Corso gehen. Nehmen Sie doch einige von diesen Zigarren, Herr von Morcerf«, fügte er hinzu, indem er einen seltsamen Nachdruck auf diesen Namen legte, den er zum erstenmal aussprach.

»Oh, mit großen Freuden«, rief Albert, »denn die Zigarren, die man hier in Italien bekommt, sind schlecht genug. Wenn Sie nach Paris kommen, werde ich mich revanchieren.«

»Ich sage nicht nein, denn ich habe die Absicht, gelegentlich einmal nach Paris zu reisen, und werde dann, da Sie es mir erlauben, an Ihre Tür klopfen. Nun, meine Herren, wir haben keine Zeit zu verlieren, es ist halb ein Uhr; gehen wir.«

Alle drei gingen die Treppe hinab. Als sie an den Palazzo Rospoli gekommen waren, richtete Franz seine Blicke auf die Fenster.

»Welche sind Ihre Fenster?« fragte er den Grafen in unbefangenen Ton.

»Die drei letzten«, antwortete der Graf.

Franz wandte seine Augen rasch nach diesen drei Fenstern; die zwei Seitenfenster waren mit gelben Damastvorhängen behängt, das mittlere mit weißem Damast mit einem roten Kreuz. Der Mann im Mantel hatte dem Trasteveriner Wort gehalten; es war nun außer Zweifel, der Mann im Mantel war der Graf. Die Herren stiegen in den zweiten Stock des Palazzo und nahmen ihre Plätze ein.

Franz richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das Schauspiel, das die Piazza del Popolo darbot, und auf das furchtbare Werkzeug, das in dieser Stunde den Hauptschmuck ausmachte. Es war das erste mal, daß Franz eine Guillotine sah.

Zwei Männer, die auf einem Brett saßen, worauf der Delinquent gelegt wird, nahmen das Frühstück ein und aßen, soviel Franz sehen konnte, Brot und Würste; der eine von ihnen hob das Brett auf, nahm eine Flasche Wein hervor, trank daraus und reichte die Flasche seinem Kameraden; diese zwei Männer waren die Gehilfen des Henkers. Bei ihrem bloßen Anblick schon fühlte Franz, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat.

Die Verurteilten, die den Abend zuvor aus dem Neuen Gefängnis in die kleine Kirche Santa Maria del Popolo geführt worden waren, hatten jeder unter dem Beistand zweier Priester die Nacht in einer eng vergitterten Kapelle zugebracht, vor der Wachen aufgestellt wor-

den waren. Eine doppelte Reihe von Karabinieri erstreckte sich von der Kirchentür bis zum Schafott und um dasselbe herum. Der ganze Platz war von Männern und Frauen dicht besetzt. Viele Frauen hielten ihre Kinder auf den Schultern.

Auf einmal öffnete sich die Kirchentür. Eine Brüderschaft von Büßenden, jeder von ihnen in einen grauen Sack gehüllt, der bloß an den Augen Löcher hatte, kam zuerst. Sie hielten brennende Kerzen in den Händen, und voraus ging das Oberhaupt der Brüderschaft. Hinter den Büßenden ging ein Mann von hohem Wuchs; er hatte nichts als eine Leinwandhose an, an deren linker Seite ein großes Messer in einer Scheide hing; auf der rechten Schulter trug er eine schwere eiserne Keule. Dieser Mann war der Henker. Hinter dem Henker gingen erst Peppino, dann Andrea, in der Reihenfolge, in der sie hingerichtet werden sollten. Jeder wurde von zwei Geistlichen begleitet. Keinem von beiden waren die Augen verbunden. Peppino ging festen Schrittes; er wußte ohne Zweifel schon, was für ihn vorbereitet war. Andrea wurde an jeder Seite von einem Geistlichen gestützt. Beide küßten von Zeit zu Zeit das Kruzifix, das ihnen der Beichtiger darreichte.

Franz fühlte, wie ihm bei diesem Anblick die Beine zu wanken begannen; er schaute Albert an. Dieser war weiß wie sein Hemd und warf seine Zigarre, obwohl sie erst zur Hälfte geraucht war, weit von sich. Der Graf allein schien unbewegt zu sein. Ja, es schien sogar, als ob eine leichte Röte die fahle Blässe seiner Wangen färbte. Seine Nase weitete sich wie die eines wilden Tieres, wenn es Blut wittert, und seine geteilten Lippen ließen seine Zähne sehen, die weiß, klein und spitz waren wie die eines Schakals. Nichtsdestoweniger lag in seinem Gesicht ein Ausdruck von lächelnder Sanftmut, den Franz noch nie an ihm bemerkt hatte; zumal seine schwarzen Augen blickten milde und verschleiert.

In dem Augenblick, als Peppino am Fuß der Guillotine angelangt war, kam ein Büßender, der sich verspätet zu haben schien, durchdrang die Reihen der Soldaten, ohne daß sie ihm Widerstand leisteten.

ten, ging zu dem Oberhaupt der Brüderschaft und überreichte ihm ein vierfach zusammengelegtes Papier. Peppinos glühender Blick verlor keinen dieser Vorgänge; das Oberhaupt der Brüderschaft entfaltete das Papier, las es und hob seine Hand empor, worauf er mit lauter, vernehmlicher Stimme sprach: »Der Herr sei gebenedeiet und hochgelobt Seine Heiligkeit! Das Leben eines der Verurteilten ist begnadigt!«

»Gnade!« rief das Volk mit einem Schrei. »Gnade!«

Bei dem Wort »Gnade« fuhr Andrea auf und richtete den Kopf empor. »Gnade – für wen?« rief er.

Peppino blieb unbeweglich, stumm und keuchend.

»Dem Peppino, genannt Rocca Priori, ist die Todesstrafe erlassen«, sprach das Oberhaupt der Brüderschaft. Er überreichte das Papier dem Hauptmann der Karabinieri, der es las und wieder zurückgab.

»Gnade für Peppino!« schrie Andrea, völlig aus dem Zustand der Erstarrung gerissen, in die er versunken zu sein schien. »Warum Gnade für ihn und nicht für mich? Wir sollten zusammen sterben, man hat es mir versprochen, er würde vor mir sterben; man hat nicht das Recht, mich allein sterben zu lassen; ich will nicht allein sterben, ich will nicht!«

Er riß sich von den beiden Geistlichen los, krümmte sich, heulte, brüllte und machte wahnsinnige Anstrengungen, die Stricke, mit denen ihm die Hände gefesselt waren, zu zerreißen. Der Scharfrichter gab seinen Gehilfen ein Zeichen, sie sprangen vom Schafott herab und bemächtigten sich des Verbrechers.

Die beiden Henkersknechte trugen Andrea auf das Schafott; das ganze Volk erklärte sich gegen ihn, und zwanzigtausend Stimmen schrien auf einmal: »Zum Tode mit ihm, zum Tode!« Franz warf sich zurück, allein der Graf faßte ihn am Arm und hielt ihn am Fenster fest.

Die Henkersknechte zwangen den Verbrecher trotz seines Sträubens, Beißens und Kreisens, sich auf die Knie niederzulassen;

unterdessen stellte sich der Henker an seine Seite und erhob die Keule. Die beiden Gehilfen zogen sich auf einen Wink zurück. Der Verurteilte wollte sich wieder aufrichten, doch ehe er dazu noch Zeit fand, fiel die Keule auf seine linke Schläfe; man vernahm einen dumpfen Schlag, und der Unglückliche stürzte wie ein Stier mit dem Angesicht zu Boden.

Jetzt konnte es Franz nicht mehr ertragen; er trat zurück und sank halb ohnmächtig auf einen Lehnstuhl.

Albert blieb mit geschlossenen Augen stehen und klammerte sich an die Fenstervorhänge.

Der Graf stand aufrecht und triumphierend wie der böse Engel.

Als Franz wieder zu sich kam, sah er Albert, der eben ein Glas Wasser trank, und den Grafen, der bereits in seinem Bajazzokostüm steckte. Er richtete seine Blicke auf die Piazza; alles war verschwunden, die Guillotine, die Henker, die Todesopfer; man sah nur noch das lärmende, wogende, lustige Volk; die Glocke von Monte Citorio, die nur bei dem Tode des Papstes und bei der Eröffnung des Karnevals erschallt, ließ sich in lauten Schwingungen vernehmen.

»Was ist aus Peppino geworden?« fragte Franz den Grafen.

»Peppino ist ein verständiger Bursche, ohne die mindeste Eitelkeit; er war, wider die Gewohnheit der Menschen, die wütend werden, wenn man sich nicht mit ihnen beschäftigt, entzückt, als er sah, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf seinen Kameraden gerichtet war. Infolgedessen benützte er den Augenblick, schlüpfte unter das Menschengewühl und verschwand, ohne selbst den würdigen Priestern zu danken, die ihn begleitet hatten. Der Mensch ist entschieden ein sehr undankbares und höchst selbstsüchtiges Tier. – Aber kleiden Sie sich an, sehen Sie, Herr von Morcerf gibt Ihnen das Beispiel.«

Franz fuhr in seinen Anzug, den ihm der Graf vorbereitet hatte, und nahm seine Maske, die nicht bleicher war als sein Gesicht. Als die Toilette beendet war, ging man hinab. Der Wagen wartete am

Tor und war voll von Konfetti und Blumensträußen. Man schloß sich dem Zug der andern Wagen an.

Es ist schwer, sich einen Begriff von der Verwandlung zu machen, die vor sich gegangen war. Statt der düstern Todesszene bot die Piazza del Popolo den Anblick einer tollen und rauschenden Orgie. Eine Fülle von Masken ergoß sich, brach von allen Seiten hervor, schlüpfte aus allen Türen, stieg von allen Fenstern herab; die Wagen rollten von allen Straßenecken heran, voll von Pierrots, Harlekinen, Dominos, Marquis, Trasteverinern, Hanswursten, Kavalieren und Bauern; alles das schrie und gestikuliert, warf mit Mehl, gefüllten Eiern, Konfetti und Sträußen, griff mit Worten und Wurfgeschossen Freunde, Fremde, Bekannte und Unbekannte an, ohne daß einer etwas andres tat als lachen.

Der Graf verließ die Freunde bald, nachdem er ihnen seinen Wagen zur Verfügung gestellt hatte. Franz dankte dem Grafen für sein höfliches Anerbieten. Albert kokettierte in diesem Augenblick mit einem Wagen voll römischer Bäuerinnen, den er mit Blumensträußen überschüttete. Zu seinem Leidwesen setzte sich der Wagenzug in Bewegung, und während er auf die Piazza del Popolo zufuhr, rollte jener Wagen, der seine Teilnahme erweckt hatte, zurück in Richtung auf den venezianischen Palast.

»Ah, mein Lieber«, sagte Albert, »sehen Sie den Wagen nicht, der dort dahinfährt, voll von römischen Bäuerinnen?«

»Nein.«

»Oh, ich bin überzeugt, das sind reizende Frauen.«

»Welches Unglück, daß sie maskiert sind, mein lieber Albert«, sagte Franz; »das hätte ein hübsches Liebesabenteuer für Sie geben können.«

Der ganze übrige Tag verging ohne ein andres Abenteuer als die wiederholte zwei- oder dreimalige Begegnung der Kalesche mit den römischen Bäuerinnen; und bei solch einem Zusammentreffen machte sich Alberts Maske los, mag es nun aus Zufall oder absichtlich geschehen sein. Bei dieser Gelegenheit warf er den ganzen

Überrest der Blumensträuße in die Kalesche hinüber. Eine dieser schönen Frauen, die Albert unter dem lockenden Kostüm vermutete, wurde ohne Zweifel von dieser zarten Aufmerksamkeit gerührt, denn als der Wagen der zwei Freunde nochmals vorüberfuhr, warf sie ein Veilchenbukett hinein. Albert stürzte sich auf diesen Strauß.

»Sehen Sie«, sprach Franz zu ihm, »das ist ein Anfang zu einem Abenteuer.«

Am nächsten Tag konnte Albert das Gesicht seiner schönen Unbekannten sehen, da sie einen Augenblick lang ihre Maske in die Höhe hob. Sie war reizend.

Er warf ihr ein in einem großen Strauß verstecktes Briefchen in den Wagen und erhielt auf dieselbe Art eine Antwort von ihr. Triumphierend zeigte er sie Franz.

Franz nahm das Billett und las:

»Dienstag abend um sieben Uhr steigen Sie vor der Via dei Pontefici aus Ihrem Wagen und folgen der römischen Bäuerin, die Ihnen Ihr Moccoletto entreißen wird. Wenn Sie bei der ersten Stufe der Kirche San Giacomo anlangen, befestigen Sie, um von ihr erkannt zu werden, ein rosa Band an den Schultern Ihres Bajazzokleides.

Bis dahin werden Sie mich nicht mehr sehen.

Standhaftigkeit und Verschwiegenheit!«

Als Franz diese Zeilen gelesen hatte, sprach Albert zu ihm:

»Lieber Freund, was halten Sie von der Sache?«

»Ich denke«, sprach dieser, »die Sache bekommt so ganz den Charakter eines angenehmen Abenteuers.«

»Das ist auch meine Meinung«, sagte Albert, »und ich werde Dienstag abend zur Stelle sein.«

Der Dienstag, der letzte und ausgelassenste Tag des Karnevals, kam heran. Gegen Abend traten die Moccoli-Verkäufer auf den Schauplatz. Die Moccoli oder Moccoletti sind Kerzen von verschiedener Größe. Man zündet sie an, und nun kommt es darauf an: er-

stens, sein eigenes Moccoletto brennend zu erhalten, und zweitens, das Moccoletto anderer auszulöschen.

Die Nacht kam rasch, und schon begannen zwei oder drei Sterne am Firmament zu flimmern. Das war gleichsam ein Signal. Nach zehn Minuten brannten fünfzigtausend Lichter vom venezianischen Palast herab bis zur Piazza del Popolo, und von der Piazza del Popolo wieder hinauf bis zum venezianischen Palast.

Das tolle Umherlaufen mit den Lichtern dauerte ungefähr zwei Stunden; der Korso war so licht wie am hellen Tage, man konnte die Züge der Zuschauer noch im dritten und vierten Stockwerk unterscheiden. Albert zog alle fünf Minuten seine Uhr hervor; endlich zeigte sie die siebente Stunde. Die beiden Freunde befanden sich gerade auf der Höhe der Via dei Pontefici.

Albert sprang aus dem Wagen, sein Moccoletto in der Hand, und eilte auf die Stufen der Kirche San Giacomo zu. Franz folgte Albert mit den Augen und sah, wie er die erste Stufe betrat. Fast im selben Augenblick streckte eine Maske im Kostüm einer römischen Bäuerin den Arm aus und entriß ihm das Moccoletto.

Auf einmal ertönte die Glocke, die das Zeichen zum Ende des Karnevals gibt, und in demselben Augenblick erloschen wie durch einen Zauber alle Moccoletti. Man hätte glauben können, ein einziger mächtiger Windstoß habe alle ausgeblasen. Franz befand sich in der tiefsten Dunkelheit.

Zu gleicher Zeit hörte alles Geschrei auf, als habe der mächtige Windhauch zugleich die Lichter und das Geräusch mit sich fortgetragen. Man hörte nur noch das Gerassel der Wagen, die die Masken nach Hause fuhren; nur hier und da sah man noch die Lichter hinter den Fenstern flimmern.

Der Karneval war zu Ende.

Als Franz spät am Abend aus einer Gesellschaft in sein Hotel zurückkehrte, sprach ihn auf der Straße vor dem Hotel ein Mann an.

»Nicht wahr, Eure Exzellenz wohnen im Hotel Pastrini?«

»Ja.«

»Und Eure Exzellenz sind der Reisegefährte des Grafen von Morcerf?«

»Ja.«

»Wie nennen sich Eure Exzellenz?«

»Baron Franz d'Epinau.«

»So ist dieser Brief an Eure Exzellenz gerichtet.«

»Ist eine Antwort zu geben?« fragte Franz, indem er ihm den Brief abnahm.

»Ja, wenigstens erhofft sie Ihr Freund.«

»Kommt mit mir herauf. Ich werde sie Euch geben.«

»Ich warte lieber hier«, sagte der Bote lachend.

»Warum das?«

»Eure Exzellenz werden die Sache begreifen, wenn Sie den Brief gelesen haben werden.«

»Also werde ich Euch hier finden?«

»Ganz gewiß.«

Franz ging rasch auf sein Zimmer und las den Brief. Er lautete:

»Lieber Freund! Sobald Sie Gegenwärtiges erhalten, sind Sie so gütig, aus meinem Portefeuille, das Sie in der viereckigen Schublade des Schreibtisches finden werden, den Wechselbrief herauszunehmen; fügen Sie den Ihren bei, wenn er nicht hinreichend ist. Eilen Sie zu Torlonia, erheben Sie dort im Augenblick viertausend Piaster und übergeben Sie dieselben dem Boten. Es ist dringend, daß ich die Summe unverweilt bekomme. Ich schreibe nichts weiter und rechne auf Sie, wie Sie auf mich rechnen könnten.

P. S. I believe now to Italian banditti.

(Ich glaube jetzt an italienische Banditen.)

Ihr Freund

Albert von Morcerf.«

Unter diese Zeilen waren von einer fremden Hand einige italienische Worte geschrieben:

»Se alle sei della mattina le quattro mila piastre non sono nelle mie mani, alle sette il conte Alberto avrà cessato di vivere.

(Wenn um sechs Uhr morgens die viertausend Piaster nicht in meinen Händen sind, so hat um sieben Uhr Graf Albert aufgehört zu leben.)

Luigi Vampa.«

Diese zweite Unterschrift machte Franz alles klar, und er begriff, warum sich der Bote sträubte, zu ihm hinaufzukommen; die Gasse dünkte ihm sicherer als das Zimmer Franzens. Albert war in die Hände des berüchtigten Räuberhauptmanns gefallen.

Es war keine Zeit zu verlieren; er lief zum Schreibtisch, öffnete ihn, fand in der bezeichneten Schublade das Portefeuille und darin einen Wechselbrief; er lautete im ganzen auf sechstausend Piaster; doch hatte Albert von diesen sechstausend Piastern bereits dreitausend verbraucht. Franz besaß keinen Kreditbrief; da er in Florenz wohnte und bloß für sieben oder acht Tage nach Rom gegangen war, so hatte er einhundert Louisdors mit sich genommen, und von diesen hatte er höchstens noch fünfzig übrig. Es fehlten also noch siebenhundert oder achthundert Piaster an der verlangten Summe. Franz konnte in solch einem Fall auf die Gefälligkeit der Herren Torlonia rechnen. Auf einmal kam ihm ein Gedanke. Er begab sich zu den Gemächern des Grafen und ließ sich bei ihm melden. Der Graf trat ihm entgegen.

»Hm, was für ein guter Wind führt Sie in dieser Stunde zu mir?« fragte er. »Sollten Sie mit mir soupieren wollen? Das wäre schön von Ihnen.«

»Nein, ich komme, um mit Ihnen über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen«, sagte Franz.

Er übergab ihm Alberts Brief und sprach: »Lesen Sie!«

Der Graf las den Brief.

»Was sagen Sie dazu?« fragte Franz.

»Haben Sie die geforderte Summe?«

»Ja, nur fehlen noch achthundert Piaster.«

Der Graf trat zu einem Schreibtisch, schloß ihn auf, zog eine Schublade voller Gold hervor und sagte zu Franz: »Ich hoffe, Sie werden sich an niemand anders als an mich wenden.«

»Ist es denn nötig, an Luigi Vampa das Geld zu schicken?« fragte der junge Mann, indem er den Grafen fest ansah.

»Urteilen Sie selbst«, rief dieser, »die Nachschrift ist sehr bestimmt.«

»Wenn wir zusammen Luigi Vampa aufsuchen wollten, so würde er sich sicher nicht weigern, Albert freizulassen.«

»Wir? Welchen Einfluß sollte ich denn nach Ihrer Meinung auf diesen Banditen haben?«

»Haben Sie ihm nicht jüngst einen Dienst geleistet?«

»Welchen?«

»Haben Sie nicht Peppino das Leben gerettet?«

»Ah, Ah!« rief der Graf. »Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Was liegt daran, ich weiß es.«

Der Graf verstummte einen Augenblick und runzelte die Stirn.

»Und wenn ich Vampa aufsuchte, würden Sie mich begleiten?«

»Falls Ihnen meine Gesellschaft nicht lästig fele.«

»Gut, es sei! Das Wetter ist schön, eine Promenade in die Campagna von Rom kann uns nur wohltun. Wo ist der Mensch, der dieses Briefchen brachte?«

»Auf der Straße.«

Der Graf trat an das Fenster, das auf die Gasse ging, und piff auf eine bestimmte Weise. Der Mann im Mantel entfernte sich von der Mauer und ging vorwärts in die Mitte der Gasse.

»Salite!« sprach der Graf in einem Ton, als hätte er seinem Diener einen Befehl gegeben.

Nach fünf Sekunden war der Bote an der Tür des Zimmers.

»Du bist es, Peppino!« sprach der Graf. »Wie ist Graf Albert in die Hände Luigis geraten?«

»Exzellenz, der Wagen des Franzosen fuhr mehrere Male an der Kalesche vorüber, in der Teresa war.«

»Die Geliebte des Hauptmanns?«

»Ja; der Franzose warf ihr Liebesblicke zu, Teresa erwiderte sie aus Spaß. Der Franzose warf Sträuße in den Wagen, sie warf ihm welche zurück. Alles das geschah, wohlverstanden, mit Einwilligung des Hauptmanns, der in demselben Wagen saß.«

»Wie«, rief Franz, »Luigi Vampa war in dem Wagen der römischen Bäuerinnen?«

»Er war es, der sie als Kutscher verkleidet führte«, antwortete Peppino.

»Und dann?« fragte der Graf.

»Dann nahm der Franzose die Maske ab; Teresa tat dasselbe, stets mit Einwilligung des Hauptmanns. Der Franzose bat um ein Stelldichein, Teresa gewährte es ihm; nur war es Beppo anstatt Teresa, der sich an den Stufen der Kirche San Giacomo eingefunden hatte.«

»Wie«, fiel Franz abermals ein, »die Bäuerin, die ihm das Moccoletto entrissen hat?«

»Das war ein junger Bursche von fünfzehn Jahren«, antwortete Peppino; »aber es gereicht Ihrem Freund nicht zur Schande, daß er sich so fangen ließ; Beppo hat schon viele andere gefangen.«

»Und Beppo führte ihn vor die Stadt hinaus?« fragte der Graf.

»Ja, ein Wagen wartete am Ausgang der Via Macello, Beppo stieg ein und forderte den Franzosen auf, ihm zu folgen; er ließ es sich nicht zweimal sagen. Er bot Beppo recht artig die Hand und nahm neben ihm Platz; dann eröffnete ihm Beppo, daß er ihn nach einer Villa führe, die eine Meile von Rom entfernt liegt. Der Franzose beteuerte Beppo, er wolle bis ans Ende der Welt folgen. Der Kutscher fuhr durch die Via di Ripetta, gelangte zur Porta di San Paolo, und als der Franzose nach zweihundert Schritten in der Campagna etwas zu kühn wurde, meiner Treu, da setzte ihm Beppo ein Paar Pistolen an die Kehle; der Kutscher hielt die Pferde sogleich an, kehrte sich

auf seinem Sitz um und machte es ebenso. Zu gleicher Zeit sprangen vier unsrer Kameraden, die am Ufer des Almo verborgen lagen, an die Kutschenschläge. Der Franzose setzte sich zur Wehr und hat auch Beppo ein wenig gewürgt, wie ich sagen hörte; allein es ließ sich gegen fünf bewaffnete Männer nichts ausrichten, er mußte sich ergeben; man ließ ihn aus dem Wagen steigen, folgte dem Ufer des kleinen Baches und führte ihn zu Teresa und Luigi, die seiner schon in den Katakomben von San Sebastiano harrten.«

Der Graf wandte sich zu Franz und sagte: »Sind Sie noch immer entschlossen, mich zu begleiten?«

»Mehr als jemals.«

»Gut, kommen Sie.«

Der Graf bestellte seinen Wagen, und beide gingen. Peppino folgte ihnen.

Eine kurze Strecke vor dem Zirkus Caracalla hielt der Wagen still; Peppino öffnete den Schlag, und der Graf stieg mit Franz aus.

»In zehn Minuten«, sprach der Graf zu seinem Gefährten, »haben wir unser Ziel erreicht.«

Hierauf nahm er Peppino beiseite und gab ihm leise einen Auftrag; Peppino nahm eine Fackel aus dem Koffer des Wagens und ging fort. Es verstrichen wieder fünf Minuten, während Franz den Hirten auf einem schmalen Fußsteig mitten unter den Hügelreihen sich entfernen und in dem hohen, rötlichen Gras verschwinden sah.

»Nun, gehen wir ihm nach«, sagte der Graf.

Franz und der Graf begaben sich auf den Fußpfad, auf dem sie nach hundert Schritten in ein enges Tal gelangten. Bald darauf sah man zwei Männer, die im Schatten plauderten.

Einer von diesen Männern war Peppino, der andere ein Bandit, der auf Wache stand. Franz und der Graf näherten sich, der Bandit grüßte.

»Exzellenz«, sprach Peppino, zum Grafen gewandt, »wenn Sie mir folgen wollen, zwei Schritt von hier ist der Eingang in die Katakomben.«

»Gut«, sagte der Graf, »geh voran.«

Hinter einem dichten Gebüsch und mitten unter Felsen zeigte sich eine Öffnung, durch die ein Mensch nur mühselig gelangen konnte. Peppino schlüpfte zuerst durch das Loch, zündete seine Fackel an und wandte sich um, um zu sehen, ob man ihm folge.

Der Graf arbeitete sich zuerst durch das Loch, und Franz kroch ihm nach. Sie waren in einem Gang, der leicht abschüssig war und sich vergrößerte, je weiter man vorwärts schritt; nichtsdestoweniger mußten Franz und der Graf sich noch immer bücken und konnten nur mit Mühe nebeneinander gehen. So machten sie ungefähr fünfzig Schritte, dann wurden sie durch den Zuruf: »Wer da?« angehalten. Zu gleicher Zeit sahen sie in der Dunkelheit an einem Gewehrlauf den Widerschein von ihrer eigenen Fackel blinken.

»Gut Freund!« rief Peppino, und sie gingen weiter. Sie kamen an eine Treppe von zwanzig Stufen. Franz und der Graf stiegen diese Treppe hinab und befanden sich in einer Art viereckigen Friedhofs. Von da liefen fünf Gänge aus wie die Strahlen eines Sterns, und die ausgehöhlten Wände mit den übereinanderliegenden Nischen, die die Gestalt von Särgen hatten, zeigten, daß man die Katakomben betreten hatte. In einer dieser Höhlungen, deren Ausdehnung sich nicht bestimmen ließ, bemerkte man einen Widerschein von Lichtstrahlen. Der Graf legte die Hand auf die Schulter Franzens und sprach zu ihm:

»Wollen Sie ein Ruhelager von Banditen sehen?«

»Ja«, entgegnete Franz.

»Gut, kommen Sie mit mir; Peppino, lösche deine Fackel aus.«

Peppino gehorchte; Franz und der Graf befanden sich in der tiefsten Finsternis; nur etwa fünfzig Schritt vor ihnen tanzten längs den Wänden einige rötliche Lichtstreifen. Sie schritten stillschweigend vorwärts, wobei der Graf Franz führte, als besäße er die besondere Gabe, im Finstern zu sehen. Übrigens unterschied Franz selbst immer leichter seinen Weg, je mehr sie sich jenem Widerschein näherten, der ihnen als Führer gedient hatte.

Drei Säulengänge, von denen der mittlere die Stelle der Tür vertrat, gewährten ihnen Durchlaß. Diese Säulengänge öffneten sich an der einen Seite zu dem Korridor, wo sich der Graf und Franz befanden, und an der andern nach einem großen, viereckigen Gemach, das ganz von Nischen umgeben war. Mitten in diesem Gemach erhoben sich vier Steine, die einst als Altäre gedient hatten, wie das Kreuz auf ihnen zeigte. Eine einzige Lampe, die auf einem Säulenstumpf stand, beleuchtete mit flimmerndem Schein die seltsame Szene, die sich den Augen der beiden Besucher darbot.

Ein Mann saß mit dem Ellbogen auf die Säule gestützt und las, seinen Rücken gegen den Säulengang gelehnt, von wo aus ihn die Ankömmlinge betrachteten. Es war Luigi Vampa, der Hauptmann der Räuberbande. Rings um ihn gewahrte man etwa zwanzig Banditen, die teils in ihre Mäntel gehüllt auf dem Boden lagen, teils an einer Art Steinbank lehnten, die rings um das Gemach lief. Jeder hatte seinen Karabiner in Reichweite. Im Hintergrund ging schweigend und kaum sichtbar, wie ein Schatten, eine Wache vor einer Öffnung auf und ab.

Der Graf schritt auf Vampa zu, während Franz zurückblieb. Vampa fuhr empor und zog die Pistole aus dem Gürtel. Im Augenblick waren alle Banditen auf den Beinen, und zwanzig Gewehrläufe richteten sich gegen den Grafen.

Dieser blieb völlig ruhig, ohne daß sich ein Muskel in seinem Gesicht bewegte, und sprach: »Nun, mein lieber Vampa, mir scheint, Ihr macht große Umstände, um einen Freund zu empfangen.«

»Die Waffen nieder!« rief der Hauptmann, während er mit der einen Hand ein gebieterisches Zeichen gab und mit der andern ehrfurchtsvoll seinen Hut abnahm.

Hierauf wandte er sich an die seltsame Person, die diese ganze Szene beherrschte, und sprach zu ihr: »Vergebung, Herr Graf! Allein ich war so wenig der Ehre Ihres Besuchs gewärtig, daß ich Sie gar nicht erkannt habe.«

»Ihr scheint in allen Dingen ein kurzes Gedächtnis zu haben, Vampa«, sagte der Graf, »denn Ihr vergeßt nicht bloß das Gesicht der Menschen, sondern auch die Verpflichtungen, die Ihr auf Euch genommen habt.«

»Welche Verpflichtungen sollte ich vergessen haben, Herr Graf?« fragte der Bandit.

»Sind wir nicht übereingekommen«, sprach der Graf, »daß Euch nicht allein meine Person, sondern auch die meiner Freunde heilig sein sollen?«

»Und wie habe ich diesen Vertrag gebrochen, Exzellenz?«

»Ihr habt diesen Abend den Vicomte Albert von Morcerf entführt und hierhergebracht; nun seht«, fuhr der Graf in einem Ton fort, der Franz beben machte, »dieser junge Mann ist einer meiner Freunde, dieser junge Mann wohnte in demselben Hotel wie ich, dieser junge Mann hat tagelang in meinem eignen Wagen den Corso mitgemacht! Nichtsdestoweniger, ich wiederhole es, habt Ihr ihn entführt, habt ihn hierhergeschleppt und«, fügte er hinzu, indem er den Brief aus der Tasche zog, »auf ihn, wie auf den ersten besten, ein Lösegeld gesetzt.«

»Warum habt ihr mir das nicht gesagt, ihr Gesellen?« rief der Hauptmann, an seine Leute gewandt, die vor seinem Blick zurückbeben. »Warum ließt ihr mich Gefahr laufen, mein Wort gegen einen Mann zu brechen, der das Leben von uns allen in seinen Händen hat? Beim Himmel, wenn ich glaubte, daß einer von euch wußte, der junge Mann sei ein Freund Seiner Exzellenz, ich würde ihm mit eigener Hand eine Kugel ins Gehirn jagen.«

Der Graf wandte sich zu Franz und sagte: »Sehen Sie wohl, ich habe es Ihnen ja gesagt, daß hier ein Irrtum vorlag.«

»Sind Sie nicht allein?« fragte Vampa unruhig.

»Ich bin mit dem Herrn gekommen, an den dieser Brief gerichtet ist und dem ich beweisen wollte, daß Luigi Vampa ein Mann von Wort sei. Kommen Sie, Exzellenz«, sprach er zu Franz, »hier ist

Luigi Vampa, der Ihnen selbst sagen wird, daß er den begangenen Irrtum bedauert.«

Franz trat hervor; der Hauptmann ging ihm einige Schritte entgegen und sagte: »Seien Sie willkommen unter uns, Exzellenz! Sie haben gehört, was der Herr Graf gesprochen und ich ihm geantwortet habe; ich füge noch hinzu, ich möchte nicht um die viertausend Piaster, die ich als Lösegeld für Ihren Freund festgesetzt habe, daß dergleichen geschehen wäre.«

»Allein, wo ist denn der Gefangene?« fragte Franz, »ich sehe ihn nicht.«

»Der Gefangene ist dort«, sagte Vampa, indem er mit der Hand nach der Vertiefung zeigte, vor der die Wache auf und ab ging, »ich will es ihm selbst mitteilen, daß er frei ist.«

Der Hauptmann schritt zu der bezeichneten Stelle, und Franz und der Graf folgten ihm.

»Was macht der Gefangene?« fragte Vampa die Wache.

»Ich weiß es nicht, Hauptmann; seit einer Stunde schon höre ich nicht mehr, daß er sich rührt.«

»Exzellenz, kommen Sie!« sagte Vampa.

Der Graf und Franz stiegen sieben bis acht Stufen hinab; der Hauptmann schritt ihnen voran, schob einen Riegel zurück und klopfte an eine Tür. Die Tür öffnete sich, und beim Schimmer einer Lampe sah man Albert im tiefsten Schlaf in einer Ecke liegen.

»Seht«, sagte der Graf, auf seine eigentümliche Weise lächelnd, »nicht übel für einen Mann, der um sieben Uhr morgens erschossen werden soll.«

Vampa betrachtete den schlummernden Albert mit einer gewissen Bewunderung; man sah, daß er gegen diesen Beweis von Mut nicht unempfindlich war.

»Sie haben recht, Herr Graf«, sprach er, »dieser Mann muß einer Ihrer Freunde sein.«

Dann näherte er sich Albert und berührte ihn an der Schulter. »Exzellenz«, sprach er, »beliebt es Ihnen aufzustehen?«

Albert streckte die Hände aus, rieb sich das Gesicht und öffnete die Augen. »Ah, ah!« sprach er dann, »Ihr seid es, Hauptmann? Bei Gott! Ihr hättet mich noch schlafen lassen sollen; ich hatte einen herrlichen Traum; ich träumte, daß ich bei Torlonia mit der Gräfin G... einen Galopp tanzte.«

Er zog seine Uhr, die er behalten hatte.

»Halb zwei Uhr morgens! – Aber zum Teufel, warum habt Ihr mich um diese Stunde aufgeweckt?«

»Um Ihnen zu sagen, daß Sie frei sind, Exzellenz!«

»Mein Lösegeld ist also bezahlt worden?« fragte Albert.

»Nein, Exzellenz!«

»Wieso bin ich dann frei?«

»Jemand, dem ich nichts abschlagen kann, ist hierhergekommen, um Ihre Freilassung zu fordern.«

»Hierher?«

»Ja, hierher!«

»Ha, bei Gott, dieser Jemand ist sehr liebenswürdig!« Albert blickte umher und bemerkte Franz. »Wie, Sie sind es, mein lieber Franz?« sagte er. »Sie trieben die Aufopferung so weit?«

»Nicht ich«, entgegnete Franz, »sondern unser Nachbar, der Graf von Monte Christo.«

»Ah, bei Gott, Herr Graf!« rief Albert entzückt, indem er seine Krawatte und seine Manschetten ordnete. »Sie sind wahrhaftig ein Mann, dem wir viel verdanken, und ich hoffe, Sie werden mich als Ihren ewigen Schuldner betrachten, erstens wegen des Wagens und dann wegen dieser Angelegenheit.« Er reichte dem Grafen die Hand. Der Graf schauderte, als er dem jungen Mann seine Rechte reichte, er reichte sie ihm aber dennoch.

»Herr Luigi«, wandte sich Albert an den Hauptmann, »bedarf es noch einer besonderen Förmlichkeit, um von Eurer Exzellenz Abschied zu nehmen?«

»Keiner, mein Herr!« erwiderte der Bandit. »Sie sind frei wie die Luft.«

Vampa stieg die Treppe hinauf und durchschritt den großen, vier-eckigen Saal, während Franz, Albert und der Graf ihm folgten. Alle Banditen standen mit dem Hut in der Hand.

Bald waren die drei Herren wieder im Freien. Sie trafen den Wagen, wo sie ihn verlassen hatten. Der Graf sprach ein Wort zu dem Kutscher, und die Pferde sprengten von dannen.

Als Albert am folgenden Morgen aufstand, machte er sogleich Franz den Vorschlag, dem Grafen einen Besuch abzustatten. Beide gingen in den Salon des Grafen; fünf Minuten darauf erschien der Graf.

»Oh, Herr Graf«, sprach Albert, ihm entgeg tretend, »erlauben Sie mir, daß ich Ihnen heute morgen wiederhole, was ich gestern unvollkommen ausgedrückt habe; ich werde es nie vergessen, in welcher Lage Sie mir geholfen haben, und mich stets daran erinnern, daß ich Ihnen das Leben zu verdanken habe, oder wenigstens beinahe. Ich komme deshalb, um Sie zu fragen, ob ich Ihnen nicht durch mich, durch meine Freunde und Bekannten in irgendeiner Weise nützlich sein könnte. Mein Vater, Graf von Morcerf, der von spanischer Abstammung ist, hat eine hohe Position in Frankreich und Spanien inne; ich stelle mich nun mit allen denen, die mich lieben, zu Ihrer Verfügung.«

»Gut«, entgegnete der Graf, »ich gestehe Ihnen, Herr von Morcerf, ich erwartete Ihr Anerbieten und nehme es von ganzem Herzen an. Ich hatte bereits beschlossen, Sie um einen großen Dienst zu ersuchen.«

»Der wäre?«

»Ich war noch nie in Paris, kenne Paris nicht.«

»Wirklich?« rief Albert. »Sie konnten bis jetzt leben, ohne Paris gesehen zu haben? Das ist unglaublich.«

»Und doch ist es so. Allein, ich fühle wie Sie, daß ich nicht länger dieser Hauptstadt der gebildeten Welt fernbleiben kann. Vielleicht hätte ich diese Reise bereits gemacht, wäre ich mit jemand bekannt gewesen, der mich in diese Welt einführte, wo ich keine Verbin-

dung habe. Machen Sie sich also anheischig, mein lieber Herr von Morcerf«, sagte der Graf mit einem eigentümlichen Lächeln, »wenn ich nach Frankreich gehe, mir die Pforten dieser Welt zu öffnen, wo ich ebenso fremd sein werde wie ein Hurone oder Chinese?«

»Gewiß, Herr Graf, von ganzem Herzen«, antwortete Albert, »um so lieber (mein teurer Franz, lachen Sie nicht über mich), da mich ein Brief nach Paris beruft, den ich heute morgen erhielt und worin die Rede von meiner Verbindung mit einem sehr angesehenen Hause ist, das die besten Beziehungen in der Gesellschaft von Paris hat.«

»Eine Verbindung durch Heirat?« fragte Franz lächelnd.

»Oh, mein Gott, ja. Wenn Sie also nach Paris kommen, werden Sie mich als gesetzten Mann, vielleicht als Familienvater finden. Das wird zu meiner natürlichen Ernsthaftigkeit gut passen, nicht wahr? In jedem Fall, Herr Graf, wiederhole ich Ihnen, ich und die Meinen stehen Ihnen mit Leib und Seele zur Verfügung.«

»Ich nehme es an«, entgegnete der Graf, »denn ich versichere Sie, daß es mir nur an einer Gelegenheit fehlte, um Pläne auszuführen, die ich schon lange gehegt habe.«

Franz zweifelte keinen Augenblick daran, daß diese Pläne dieselben seien, von denen sich der Graf schon in der Grotte von Monte Christo ein Wort entschlüpfen ließ, und er betrachtete den Grafen, während er diese Worte sprach, um auf seinem Gesicht irgendeine Enthüllung über diese Pläne, die ihn nach Paris führten, wahrzunehmen; es war jedoch sehr schwierig, in die Seele dieses Mannes zu blicken, zumal wenn er sie mit einem Lächeln verhüllte.

Albert, der entzückt darüber war, einen Mann wie Monte Christo in die Gesellschaft einführen zu dürfen, versetzte:

»Hoffentlich ist Ihr Vorhaben nicht nur so ein luftiger Plan, wie man viele auf Reisen macht und die der erste Windstoß davonträgt?«

»Nein, auf Ehre!« sagte der Graf, »ich will nach Paris – ich muß dorthin.«

»Und wann?«

»Doch wann sind Sie selbst in Paris?«

»Ich? In vierzehn Tagen oder drei Wochen spätestens, solange ich zur Rückreise brauche.«

»Gut«, sagte der Graf, »ich gebe Ihnen drei Monate.«

»Und in drei Monaten«, rief Albert entzückt, »werden Sie an meine Tür klopfen?«

»Wollen Sie eine Verabredung, genau auf den Tag und die Stunde?« fragte der Graf. »Ich bemerke Ihnen, daß ich von einer verzweifelten Pünktlichkeit bin.«

Er streckte die Hand nach dem Kalender aus, der neben dem Spiegel hing.

»Wir haben heute den einundzwanzigsten Februar«, fuhr er fort und zog seine Uhr, »es ist halb elf Uhr vormittags. Wollen Sie mich am einundzwanzigsten Mai um halb elf Uhr vormittags erwarten?«

»Gut«, entgegnete Albert, »das Frühstück wird bereitstehen.«

»Sie wohnen?«

»In der Rue du Helder Nr. 27.«

»Sie wohnen allein?«

»Ich wohne im Haus meines Vaters, jedoch in einem abgesonderten Hofgebäude.«

»Gut.«

Der Graf schrieb in sein Notizbuch: »Rue du Helder Nr. 27, am einundzwanzigsten Mai, halb elf Uhr vormittags.« Dann steckte er das Notizbuch in die Tasche und sagte: »Nun seien Sie unbesorgt, der Zeiger Ihrer Uhr wird nicht pünktlicher sein als ich.«

Am folgenden Tag trennten sich die beiden jungen Männer; Albert von Morcerf, um nach Paris zurückzukehren, Franz d'Epinau, um vierzehn Tage Venedig zu besuchen.

Ehe aber Albert in den Reisewagen stieg, übergab er dem Kellner in dem Hotel, aus Besorgnis, sein Gast möchte sich nicht einfinden, eine Karte an den Grafen von Monte Christo, auf die er unter

die Worte: »Vicomte Albert de Morcerf« mit Bleistift geschrieben hatte:

»Am einundzwanzigsten Mai, halb elf Uhr vormittags,
Rue du Helder 27.«

IN PARIS

Es war ein Viertel vor zehn Uhr morgens. Ein Kammerdiener trat in das Zimmer des Vicomte Albert von Morcerf in der Rue du Helder in Paris.

Dieser Kammerdiener war ein kleiner Groom von fünfzehn Jahren, namens John, der nur englisch sprach und die ganze Dienerschaft des jungen Mannes bildete. Selbstverständlich standen dem Vicomte an gewöhnlichen Tagen der Koch des Hauses und bei feierlichen Gelegenheiten der Jäger des Grafen zur Verfügung.

Der Kammerdiener, der sich mit Vornamen Germain nannte und das volle Vertrauen seines jungen Herrn genoß, hielt einen Pack Zeitungen in der Hand, die er auf einen Tisch legte, und mehrere Briefe, die er seinem Herrn übergab.

Albert warf einen zerstreuten Blick auf die Briefe, wählte zwei mit feiner Handschrift und parfümierten Umschlägen aus, öffnete Sie und las sie aufmerksam.

»Wie sind diese Briefe gekommen?« fragte er.

»Der eine ist mit der Post gekommen, den andern hat der Kammerdiener der Frau von Danglars gebracht.«

»Laß Frau von Danglars sagen, daß ich den Platz in ihrer Loge annehme ... Warte doch ... im Laufe des Tages gehst du dann bei Rosa vorbei und sagst ihr, daß ich ihrer Einladung folgen und nach der Oper mit ihr soupiere werde; bring ihr sechs Flaschen Wein und ein Fäßchen Ostender Austern ... die Austern holst du von Borel und sagst dabei, daß sie für mich sind.«

»Um welche Zeit wünschen der gnädige Herr, daß aufgetragen wird?«

»Wie spät ist es?«

»Ein Viertel vor zehn.«

»Gut, halb elf soll alles bereit sein, pünktlich. Debray muß vielleicht ins Ministerium ... und zudem«, fügte Albert hinzu, indem er in seinem Notizbuch nachsah, »es ist die Zeit, die ich dem Grafen in Rom bestimmt habe, am einundzwanzigsten Mai, halb elf Uhr vormittags; wenn ich auch nicht stark auf sein Versprechen baue, so will ich doch pünktlich sein. Übrigens, weißt du, ob die Frau Gräfin aufgestanden ist?«

»Wenn der Herr Vicomte es wünschen, werde ich mich erkundigen.«

»Ja ... bitte sie um einen ihrer Likörständer und sage ihr, daß ich um drei Uhr bei ihr vorsprechen werde und um die Erlaubnis bitte, ihr jemand vorzustellen.«

Der Diener ging. Albert warf sich auf den Diwan, blätterte in einigen Zeitungen und murmelte nach einem langen Gähnen: »Diese Zeitungen werden wirklich immer langweiliger.«

In diesem Augenblick hielt ein Wagen vor der Tür, und gleich darauf meldete der Diener Herrn Lucien Debray. Ein großer, blonder junger Mann mit blasser Gesichtsfarbe, grauen selbstbewußten Augen und dünnen kalten Lippen, der ein Augenglas ins rechte Auge geklemmt hatte, trat mit einer Miene ein, als ob er sich zu einer Amtshandlung begäbe. Dieser Herr Debray war Privatsekretär des Ministers des Innern.

»Herr Beauchamp!« meldete der Kammerdiener nach einiger Zeit.

Der gleich darauf eintretende junge Mann war Journalist. Die jungen Leute plauderten einige Zeit.

»Sagen Sie, Albert, frühstücken wir oder dinieren wir?« fragte Beauchamp.

»Wir frühstücken nur; ich erwarte nur noch zwei Personen, und wir werden zu Tisch gehen, sobald sie angekommen sind.«

»Was für Personen erwarten Sie?« fragte Beauchamp.

»Einen Edelmann und einen Diplomaten«, entgegnete Albert.

»Oh, dann können wir noch zwei gute Stunden warten. Ich muß nach der Kammer und werde zum Dessert wiederkommen. Ich werde in der Kammer ein Kotelett essen.«

»Tun Sie das nicht, Beauchamp, wir frühstücken punkt halb elf Uhr. Inzwischen machen Sie es wie Debray, kosten Sie meinen Xeres.«

»Nun, sei's, ich bleibe. Ich muß mich heute morgen durchaus zerstreuen.«

»Da geht's Ihnen wie Debray; ich dünke jedoch, wenn der Minister traurig ist, müßte die Opposition heiter sein.«

»Ah, sehen Sie, lieber Freund, Sie wissen eben nicht, was mir droht. Ich muß heute morgen eine Rede des Herrn Danglars in der Deputiertenkammer und heute abend bei seiner Frau die Tragödie eines Pairs von Frankreich anhören. Der Teufel hole die konstitutionelle Regierung! Da wir, wie es heißt, die Wahl hatten, warum haben wir da diese gewählt?«

»Machen Sie doch die Reden Danglars' nicht schlecht«, sagte Debray; »er stimmt für Sie, er macht Opposition.«

»Mein Lieber«, bemerkte Albert zu Beauchamp, »man sieht, daß die spanischen Angelegenheiten geordnet sind. Sie sind heute morgen von einer empörenden Bitterkeit. Bedenken Sie doch, daß die Pariser Chronik von einer Heirat zwischen mir und Fräulein Eugenie Danglars spricht; ich kann Sie also nicht schlecht von der Beredsamkeit eines Mannes sprechen lassen, der mir eines Tages sagen wird: Herr Vicomte, Sie wissen, daß ich meiner Tochter zwei Millionen mitgebe.«

»Gehen Sie doch!« erwiderte Beauchamp; »diese Heirat wird niemals stattfinden. Der König hat ihn zum Baron machen können, er kann ihn zum Pair machen, aber niemals zum Edelmann, und

der Graf von Morcerf ist zu sehr Aristokrat, als daß er für zwei erbärmliche Millionen in eine Mesalliance einwilligte. Der Vicomte von Morcerf kann nur eine Marquise heiraten.«

»Zwei Millionen! Das ist doch allerhand«, entgegnete Morcerf.

»Lassen Sie ihn reden, Morcerf«, warf Debray gleichgültig ein, »und heiraten Sie. Sie heiraten die Aufschrift auf einem Geldbeutel, nicht wahr? Nun, was liegt daran! Es ist jedenfalls besser, wenn auf dieser Aufschrift ein Wappen weniger und eine Null mehr ist.«

»Meiner Treu, ich glaube, Sie haben recht, Lucien«, antwortete Albert zerstreut.

»Gewiß, zudem ist jeder Millionär adelig wie ein Bastard, das heißt, er kann es sein.«

»Pst! Sagen Sie so etwas nicht, Debray«, rief Beauchamp lachend, »denn da ist Château-Renaud, der Ihnen, um Sie von Ihrer Manie, Paradoxe zu behaupten, zu heilen, den Degen des Renaud von Montauban, seines Ahnen, durch den Leib rennen würde.«

»Herr von Château-Renaud! Herr Maximilian Morrel!« meldete der Diener.

»Dann sind wir vollzählig und können frühstücken«, sagte Beauchamp; »denn Sie erwarten doch nur noch zwei Personen, Albert?«

»Morrel!« murmelte Albert überrascht; »Morrel! Was ist das?«

Aber ehe er ausgesprochen hatte, hatte ihn Herr von Château-Renaud, ein schöner junger Edelmann von dreißig Jahren, bei der Hand genommen und sagte zu ihm: »Erlauben Sie mir, mein Lieber, Ihnen den Hauptmann der Spahis, Herrn Maximilian Morrel, meinen Freund und Retter dazu, vorzustellen. Übrigens präsentiert sich der Mann sehr gut ganz allein. Begrüßen Sie meinen Helden, Vicomte.«

Dabei trat er zur Seite, um einem hochgewachsenen jungen Mann mit breiter Stirn, durchdringenden Augen und schwarzem Schnurrbart den Weg freizugeben. Es war der Sohn des Reeders Morrel. Eine reiche, halb französische, halb orientalische Uniform brach-

te seine breite, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückte Brust und seinen prächtigen Wuchs zur Geltung. Der junge Offizier verneigte sich.

»Mein Herr«, sagte Albert liebenswürdig, »Herr Baron von Château-Renaud wußte im voraus, daß er mir ein großes Vergnügen machen würde, indem er mir Ihre Bekanntschaft verschaffte; Sie sind einer seiner Freunde, seien Sie der unsre.«

»Sehr gut«, warf Château-Renaud ein, »und wünschen Sie, mein lieber Vicomte, daß er, wenn es sich so treffen sollte, für Sie tue, was er für mich getan hat.«

»Und was hat er getan?« fragte Albert.

»Oh«, sagte Morrel, »das ist nicht der Rede wert, der Herr übertreibt.«

»Wie!« rief Château-Renaud. »Nicht der Rede wert! Das Leben ist nicht der Rede wert! Wirklich, das ist denn doch zu philosophisch, mein lieber Herr Morrel ... Mag sein, für Sie, der Sie sich alle Tage der Gefahr aussetzen, aber für mich, der ich es einmal zufällig riskierte ...«

»Und bei welcher Gelegenheit hat Ihnen der Herr Hauptmann Morrel das Leben gerettet?« fragte Beauchamp.

»Beauchamp, Freund, Sie wissen doch, daß ich vor Hunger sterbe, fangen Sie also nicht mit Geschichten an«, rief Debray.

»Ich habe auch nichts dagegen, daß wir zu Tisch gehen«, rief Beauchamp. »Château-Renaud wird es uns bei Tisch erzählen.«

»Meine Herren«, sagte Morcerf, »es ist erst ein Viertel nach zehn, und wir erwarten noch einen Gast.«

»Ah! Das ist wahr, einen Diplomaten«, meinte Debray.

»Diplomat oder etwas anderes, ich weiß nur, daß ich ihn mit einer Botschaft beauftragt habe, die er so gut zu Ende geführt hat, daß, wenn ich König gewesen wäre, ich ihn sofort zum Ritter aller meiner Orden gemacht hätte.«

»Nun, da man noch nicht zu Tisch geht«, sagte Debray, »so schenken Sie sich ein Glas Xeres ein, wie wir es getan haben, und erzählen Sie uns die Geschichte Ihrer Lebensrettung, Baron.«

»Sie wissen alle, daß ich auf den Gedanken gekommen war, nach Afrika zu gehen.«

»Ein Weg, den Ihre Ahnen Ihnen vorgezeichnet haben«, bemerkte Morcerf liebenswürdig.

»Ja, aber ich bezweifle, daß der Baron das Ziel hatte, das Grab des Erlösers zu befreien.«

»Da haben Sie recht, Beauchamp«, antwortete der junge Aristokrat; »es geschah einfach, um meine neuen Pistolen, die ich geschenkt bekommen hatte, an den Arabern zu probieren. Ich schiffte mich nach Oran ein, von Oran erreichte ich Constantine und kam gerade an, als die Belagerung aufgehoben wurde. Ich trat mit den andern den Rückzug an. Während achtundvierzig Stunden ertrug ich am Tage den Regen, in der Nacht den Schnee ziemlich gut; am dritten Morgen starb mein Pferd vor Kälte. Dem armen Araber, der an Decken und den Stallogen gewöhnt war, kam es durchaus nicht arabisch vor, als er zehn Grad Kälte in Arabien traf!«

»Deshalb wollen Sie mir meinen Engländer abkaufen«, warf Debray ein; »Sie glauben, daß er die Kälte besser verträgt.«

»Sie irren sich, denn ich habe das Gelübde getan, nicht wieder nach Afrika zurückzukehren.«

»Sie haben also große Angst gehabt?« fragte Beauchamp.

»Wahrhaftig, ja, ich gestehe es«, antwortete Château-Renaud, »und ich hatte allen Grund. Mein Pferd war also hin; ich machte meinen Rückzug zu Fuß; sechs Araber kamen angaloppiert, um mir den Kopf abzuschlagen; zwei schoß ich mit dem Gewehr herunter, zwei mit meiner Pistole, aber es blieben noch zwei übrig, und ich war entwaffnet. Der eine faßte mich bei den Haaren – deshalb trage ich sie jetzt kurz, man weiß nicht, was passieren kann –, der andere legte mir seinen Jatagan um den Hals, und ich fühlte schon das kalte Eisen, als der Herr hier den einen mit einem Pistolenschuß tötete

und dem andern, der mir eben den Hals abschneiden wollte, den Kopf spaltete. Der Herr hatte sich vorgenommen, an jenem Tag einen Menschen zu retten; der Zufall wollte, daß ich es war. Wenn ich einmal reich bin, lasse ich mir eine Statue des Zufalls anfertigen.«

»Ja«, sagte Morrel lächelnd, »es war am fünften September, einem Tag, an dem vor Jahren mein Vater auf wunderbare Weise gerettet wurde; soweit es in meiner Macht steht, feiere ich diesen Tag jedes Jahr ...«

»Mit einer Heldentat, nicht wahr?« unterbrach ihn Château-Renaud. »Kurz, ich war der Auserkorene; aber das ist nicht alles. Nachdem er mich vor dem Eisen gerettet hatte, rettete er mich vor der Kälte, indem er mir nicht die Hälfte seines Mantels gab, wie der heilige Martin, sondern den ganzen; dann vor dem Hunger, indem er, raten Sie was, mit mir teilte!«

»Eine Pastete von Felix?« fragte Beauchamp.

»Nein, sein Pferd, von dem wir jeder mit großem Appetit ein Stück verzehrten; das war hart.«

»Das Pferd?« fragte Morcerf lachend.

»Nein, das Opfer«, antwortete Château-Renaud. »Fragen Sie Debray, ob er seinen Engländer für einen Fremden opfern würde.«

»Für einen Fremden, nein«, sagte Debray, »aber für einen Freund vielleicht.«

»Ich erriet, daß Sie mein Freund sein würden, Herr Baron«, sagte Morrel; »übrigens habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich an jenem Tag dem Schicksal einen Dank schuldig war.«

»Die Geschichte, auf die Herr Morrel anspielt, ist wunderbar«, fuhr Château-Renaud fort, »und er wird sie Ihnen eines Tages erzählen, wenn Sie besser mit ihm bekannt sein werden; für heute wollen wir den Magen versorgen und nicht das Gedächtnis. Wann frühstücken Sie, Albert?«

»Halb elf.«

»Pünktlich?« fragte Debray, seine Uhr ziehend.

»Oh, Sie werden mir wohl fünf Minuten Gnadenfrist geben«, sagte Morcerf, »denn ich erwarte auch einen Retter.«

»Und woher kommt der?« fragte Debray.

»Davon habe ich allerdings keine Ahnung«, antwortete Albert. »Als ich ihn vor drei Monaten eingeladen habe, war er in Rom; aber wer kann sagen, welchen Weg er seitdem zurückgelegt hat!«

»Und halten Sie ihn für fähig, pünktlich zu sein?« fragte Debray.

»Ich halte ihn zu allem fähig«, antwortete Morcerf.

»Geben Sie acht, es sind mit den fünf Gnadenminuten nur noch zehn Minuten!«

»Gut, ich werde sie benutzen, um Ihnen ein Wort über unsern Gast zu sagen. Ich war während des letzten Karnevals in Rom.«

»Das wissen wir«, bemerkte Beauchamp.

»Ja, aber was Sie nicht wissen, ist, daß ich von Räubern entführt worden bin, die mich in die Katakomben des heiligen Sebastian verschleppten.«

»Ich kenne den Ort«, warf Château-Renaud ein, »ich habe mir dort beinahe das Fieber geholt.«

»Und ich habe es wirklich gehabt«, fuhr Morcerf fort. »Man hatte mir angekündigt, daß ich Gefangener sei und mich nur gegen ein Lösegeld von viertausend Piastern loskaufen könne. Leider hatte ich nur noch dreitausend; ich war am Ende meiner Reise, und mein Kredit war erschöpft. Ich schrieb an Franz, daß, wenn er nicht um sechs Uhr morgens mit den viertausend Talern ankäme, ich zehn Minuten nach sechs zu den Heiligen und Märtyrern eingehen würde, unter deren Knochen ich mich befand. Und Herr Luigi Vampa, das ist der Name meines Räuberhauptmanns, hätte Wort gehalten, das können Sie mir glauben.«

»Aber Franz kam mit den viertausend Talern?« fragte Château-Renaud.

»Nein, er kam einfach mit dem Gast, den ich Ihnen vorzustellen hoffe.«

»Ah! Das ist also ein Herkules oder Perseus?«

»Nein, es ist ein Mann etwa von meiner Größe.«

»Bis an die Zähne bewaffnet?«

»Er hatte nicht einmal eine Nadel bei sich.«

»Aber er handelte um Ihr Lösegeld?«

»Er sagte dem Hauptmann zwei Worte ins Ohr, und ich war frei.«

»Man entschuldigte sich sogar bei ihm, daß man Sie festgenommen hatte«, warf Beauchamp ein.

»Gewiß, das tat man auch«, antwortete Morcerf.

»Ah, Ihr Mann war also Ariost?«

»Nein, es war einfach der Graf von Monte Christo.«

»Es gibt keine Grafen von Monte Christo«, bemerkte Debray.

»Ich glaube nicht«, sagte Château-Renaud, der den europäischen Adel an den Fingerspitzen herzählen konnte. »Wer kennt irgendwo einen Grafen von Monte Christo?«

»Ich glaube, daß ich Ihnen aus der Verlegenheit helfen kann, meine Herren«, sagte Maximilian. »Monte Christo ist eine kleine Insel, von der ich die Seeleute meines Vaters habe sprechen hören, ein Sandkorn im Mittelländischen Meer.«

»Das stimmt«, antwortete Albert, »und Herr und König dieses Sandkorns ist derjenige, von dem ich spreche; er wird seinen Grafentitel irgendwo in Toskana gekauft haben.«

»Ihr Graf ist also reich?«

»Das will ich meinen!«

»Aber das muß man doch sehen können!«

»Da täuschen Sie sich, Debray.«

»Ich verstehe Sie nicht mehr.«

»Haben Sie ›Tausendundeine Nacht‹ gelesen?«

»Welche Frage!«

»Nun wohl, wissen Sie, ob die Leute, die da auftreten, reich oder arm sind, ob ihre Getreidekörner nicht Rubinen oder Diamanten sind! Sie sehen aus wie elende Fischer, nicht wahr? Man behandelt sie als solche, und plötzlich öffnen sie einem irgendeine geheim-

nisvolle Höhle, wo man einen Schatz findet, mit dem man ganz Indien kaufen könnte.«

»Nun, und?«

»Mein Graf von Monte Christo ist einer dieser Fischer. Er nennt sich Sindbad der Seefahrer und besitzt eine Höhle voll Gold.«

»Haben Sie diese Höhle gesehen, Morcerf?« fragte Beauchamp.

»Nein, ich nicht, aber Franz. Doch kein Wort davon in seiner Gegenwart. Franz ist mit verbundenen Augen hineingegangen und von Stummen und Frauen bedient worden, neben denen, wie es scheint, Kleopatra nur eine Dirne war. Bloß im Punkte der Frauen ist er noch nicht ganz sicher, da sie erst aufgetreten sind, nachdem er Haschisch gegessen hatte, so daß es möglich ist, daß er einfach eine Quadrille von Statuten für Weiber angesehen hat.«

Die jungen Leute sahen Morcerf mit einem Blick an, als ob sie sagen wollten: Na, na, mein Lieber, werden Sie verrückt, oder ziehen Sie uns auf?

»In der Tat«, sagte Morrel nachdenklich, »ich habe einen alten Seemann namens Penelon etwas Ähnliches erzählen hören.«

»Ah! Ein Glück, daß Herr Morrel mir zu Hilfe kommt!« rief Albert. »Nicht wahr, es sagt Ihnen nicht zu, daß er so einen Knäuel in mein Labyrinth wirft?«

»Sie dürfen es uns nicht übelnehmen, lieber Freund«, bemerkte Debray, »aber Sie erzählen uns da so unwahrscheinliche Dinge ...«

»Warum ist es unwahrscheinlich, daß mein Graf von Monte Christo existiert?«

»Nun, alle Welt existiert, da ist kein Wunder dabei!«

»Alle Welt existiert allerdings, aber nicht in solchen Verhältnissen. Alle Welt hat keine schwarzen Sklaven, keine fürstlichen Galerien, keine Pferde zu sechstausend Franken das Stück.«

In diesem Augenblick schlug es halb elf. Die Schläge der Uhr waren noch nicht verklungen, als die Tür sich öffnete und Germain meldete:

»Seine Exzellenz der Graf von Monte Christo!«

Alle Hörer zuckten unwillkürlich zusammen; Albert selbst konnte sich einer plötzlichen Unruhe nicht erwehren. Man hatte weder einen Wagen auf der Straße noch Schritte im Vorzimmer gehört; selbst die Tür hatte sich geräuschlos geöffnet.

Der Graf erschien auf der Schwelle; er war mit der größten Einfachheit gekleidet, aber der anspruchsvollste Stutzer hätte an seinem Anzug nichts auszusetzen gefunden, alles war von feinstem Geschmack, alles, Kleider, Hut und Wäsche, war aus den elegantesten Geschäften der Hauptstadt.

Er schien kaum fünfunddreißig Jahre alt zu sein.

Der Graf schritt lächelnd bis in die Mitte des Salons, wo ihm Albert entgegenkam und ihm die Hand bot.

»Die Pünktlichkeit«, sagte Monte Christo, »ist die Höflichkeit der Könige, aber trotz des besten Willens nicht immer die der Reisenden. Doch ich hoffe, mein lieber Vicomte, daß Sie in Anbetracht meines guten Willens die paar Sekunden, die ich zu spät gekommen bin, entschuldigen. Eine Reise von fünfhundert Meilen läuft nicht ganz ohne Unannehmlichkeiten ab, besonders in Frankreich, wo es verboten ist, die Postillione zu prügeln.«

»Herr Graf«, antwortete Albert, »ich war gerade dabei, einigen Freunden Ihren mir gütigst versprochenen Besuch anzukündigen, und ich habe die Ehre, sie Ihnen hier vorzustellen. Es sind der Herr Baron von Château-Renaud; Herr Lucien Debray, Privatsekretär des Ministers des Innern; Herr Beauchamp, Journalist, der Schrecken der Regierung, von dem Sie aber trotz seiner Berühmtheit in Italien vielleicht nie haben sprechen hören, da seine Zeitung dort nicht gelesen wird; endlich Herr Maximilian Morrel, Hauptmann der Spahis.«

Bei diesem Namen tat der Graf, der sich bei Nennung der anderen Namen höflich, aber kühl verbeugt hatte, unwillkürlich einen Schritt vorwärts, und ein leichter Anflug von Röte erschien auf seinen blassen Wangen.

»Der Herr trägt die Uniform der neuen französischen Sieger«, sagte er; »das ist eine schöne Uniform.«

Man hätte nicht zu sagen vermocht, was für ein Gefühl es war, das der Stimme des Grafen einen so tiefen Klang gab und seine Augen wie gegen seinen Willen leuchten machte.

»Sie haben unsre Afrikaner nie gesehen?« fragte Albert.

»Nie«, erwiderte der Graf, der seiner wieder vollständig Herr geworden war.

»Nun, unter dieser Uniform schlägt eines der tapfersten und edelsten Herzen der Armee.«

»Oh, Herr Graf!« unterbrach ihn Morrel.

»Lassen Sie mich sprechen, Herr Hauptmann ... Wir haben soeben«, fuhr Albert fort, »von dem Herrn eine so edle Tat gehört, daß ich, obgleich ich ihn heute zum erstenmal gesehn habe, von ihm die Gunst erbitte, ihn als meinen Freund vorzustellen.«

Man konnte bei diesen Worten wiederum den sonderbar starren Blick, die flüchtige Röte und das leichte Zittern der Augenlider bemerken, die bei Monte Christo die Zeichen einer inneren Bewegung waren.

»Ah, der Herr hat ein edles Herz«, sagte der Graf, »um so besser!«

Dieser Ausruf, der mehr auf die eigenen Gedanken des Grafen als auf das, was Albert gesagt hatte, antwortete, überraschte alle und besonders Morrel, der Monte Christo mit Erstaunen betrachtete. Aber der Graf hatte einen so freundlichen Ton in der Stimme gehabt, daß man ihm nicht böse sein konnte.

»Warum sollte er daran zweifeln?« sagte Beauchamp zu Château-Renaud.

»Wirklich«, antwortete dieser, der mit seiner Welterfahrung und der Schärfe seines aristokratischen Blickes alles durchdrungen hatte, was bei Monte Christo zu durchdringen war, »wirklich, Albert hat uns nicht getäuscht, dieser Graf ist tatsächlich eine eigenartige Persönlichkeit. Was sagen Sie dazu, Morrel?«

»Wahrhaftig«, gab dieser zur Antwort, »er hat einen freien Blick und eine sehr sympathische Stimme, so daß er mir gefällt, trotz der sonderbaren Bemerkung, die er über mich gemacht hat.«

»Meine Herren«, sagte Albert, »Germain kündigt mir an, daß aufgetragen ist. Mein lieber Graf, erlauben Sie mir, Ihnen den Weg zu zeigen.«

Man ging schweigend ins Speisezimmer; alle nahmen dort Platz.

»Meine Herren«, sagte der Graf, während er sich setzte, »gestatten Sie mir ein Geständnis, das meine Entschuldigung sein wird für alle Unschicklichkeiten, die ich begehen kann: Ich bin ein Fremder, bin zum erstenmal in Paris; das französische Leben ist mir vollständig unbekannt, und ich habe bis jetzt nur das orientalische Leben geführt, das den guten Pariser Traditionen am meisten entgegengesetzt ist. Ich bitte Sie also, mich zu entschuldigen, wenn Sie in mir etwas allzu Türkisches, allzu Neapolitanisches oder Arabisches finden. Dies vorausgeschickt, meine Herren, lassen Sie uns frühstücken.«

»Wie er das alles sagt!« murmelte Beauchamp. »Es ist entschieden ein vornehmer Herr!«

DIE VORSTELLUNG

Die Unterhaltung beim Frühstück war sehr lebhaft gewesen. Albert hatte von seinem Abenteuer mit dem Räuber Luigi Vampa gesprochen, und der Graf hatte darauf berichtet, wie er mit Vampa bekannt geworden war. Er hatte ihn schon einmal gesehen, als Vampa noch ein Hirt war. Später hatte Vampa versucht, Hand an den Grafen zu legen, den er vielleicht nicht erkannt hatte. Aber der Graf hatte ihn mit zwölf von seinen Leuten gefangen, ihn jedoch wieder freigelassen.

Einmal erwähnte der Graf im weiteren Verlauf der Unterhaltung, daß er einen Kreditbrief von Thomson und French in Rom habe. Bei diesen Worten war Maximilian Morrel zusammengefahren und hatte darauf den Grafen gebeten, ihm bei der Aufklärung einer Angelegenheit behilflich zu sein. Thomson und French hatten der Firma Morrel einmal einen Dienst erwiesen, sie leugneten aber in der Folge stets ab, etwas von dieser Sache zu wissen.

Jetzt hatten die Gäste die Wohnung des Vicomte verlassen, und Albert befand sich mit Monte Christo allein.

»Herr Graf«, sagte er zu ihm, »erlauben Sie mir, mein Amt als Führer damit zu beginnen, daß ich Ihnen meine Junggesellenwohnung zeige. An die italienischen Paläste gewöhnt, werden Sie sich freilich darüber wundern, mit wie wenig Raum ein junger Mann, von dem es heißt, daß er nicht am schlechtesten untergebracht ist, hier in Paris auskommen kann.«

Monte Christo kannte bereits das Speisezimmer und den Salon im Erdgeschoß. Albert führte ihn zuerst in sein Atelier, wo er sich am liebsten aufhielt. Hier pflegte sich Albert zuweilen ein wenig mit Malen zu beschäftigen.

Der Graf wußte alle darin befindlichen Gegenstände zu würdigen; Morcerf hatte geglaubt, der Erklärer zu sein, und nun war er es im Gegenteil, der unter der Leitung seines Gastes einen Kursus in Archäologie und Naturgeschichte durchmachte.

Man stieg dann in den ersten Stock hinauf, und Albert führte seinen Gast in den Salon, der mit Werken moderner Maler geschmückt war. Wenn er aber erwartet hatte, diesmal wenigstens dem fremden Reisenden etwas Neues zu zeigen, so hörte er zu seinem großen Erstaunen diesen sofort die Namen jedes Meisters nennen, obgleich die Werke häufig nur die Anfangsbuchstaben trugen. Es war leicht zu sehen, daß ihm nicht allein jeder dieser Namen bekannt war, sondern daß er auch jedes dieser Talente gewürdigt und studiert hatte.

Vom Salon ging man in das Schlafzimmer. Dieses war ein Muster von Eleganz und erlesenem Geschmack; hier befand sich nur ein einziges Bildnis in mattgoldenem Rahmen. Es stellte eine junge Frau von fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahren, mit brauner Gesichtsfarbe und feurigen Augen, dar. Sie trug das malerische Kostüm der katalonischen Fischerinnen, ein rot und schwarzes Mieder und goldene Nadeln im Haar; ihr Blick war auf das Meer gerichtet, und ihre schlanke Gestalt hob sich von dem Blau des Wassers und dem des Himmels ab.

Dieses Bildnis zog sofort die Blicke des Grafen von Monte Christo auf sich, denn er machte schnell drei Schritte in das Zimmer und blieb plötzlich davor stehen.

Es war dämmrig im Zimmer, sonst hätte Albert sehen können, wie die Wangen des Grafen von einer fahlen Blässe überzogen wurden und seine Brust und Schultern nervös zitterten.

Es entstand ein Schweigen, währenddessen Monte Christo die Augen unverwandt auf das Bild geheftet hielt.

»Sie haben da eine schöne Mätresse, Vicomte«, sagte er nach einem Augenblick mit vollständig ruhiger Stimme, »und dieses Kostüm, jedenfalls ein Ballkleid, steht ihr wirklich entzückend.«

»Herr Graf«, antwortete Albert, »das ist ein Irrtum, den ich nicht verzeihen würde, wenn Sie außer diesem Bildnis noch ein andres gesehen hätten. Sie kennen meine Mutter nicht; sie ist es, die das Bild darstellt, sie hat sich vor sechs oder acht Jahren so malen lassen. Dieses Kostüm ist anscheinend ein Phantasiekostüm, und die Ähnlichkeit ist so groß, daß ich meine Mutter noch zu sehen glaube, wie sie im Jahre 1830 war. Meine Mutter ließ dieses Bild während der Abwesenheit meines Vaters malen und glaubte jedenfalls, ihm bei seiner Rückkehr eine angenehme Überraschung zu bereiten; aber seltsamerweise mißfiel es meinem Vater, und der Wert des Gemäldes, das, wie Sie sehn, ein Werk von Leopold Robert ist, hat die Antipathie gegen dieses Bild auch nicht beseitigt. Unter uns gesagt, Herr von Morcerf ist einer der fleißigsten Pairs in der Kammer und ein berühmter General, aber nur ein sehr mittelmäßiger Kunstkenner. Anders meine Mutter, die eine sehr gute Malerin ist; und da sie das Werk zu sehr schätzte, um sich ganz davon zu trennen, so hat sie es mir gegeben, damit es bei mir weniger der Gefahr ausgesetzt wäre, Herrn von Morcerf zu mißfallen, dessen Bild ich Ihnen gleichfalls zeigen werde. Verzeihen Sie, daß ich so von Haus- und Familienangelegenheiten spreche; da ich mir aber die Ehre geben werde, Sie zu dem Grafen zu führen, so sage ich Ihnen dies, damit Sie nicht etwa das Bildnis rühmen. Zudem hat es einen unglücklichen Einfluß; denn es kommt selten vor, daß meine Mutter zu mir kommt, ohne es zu betrachten, und noch seltener, daß sie es betrachtet, ohne zu weinen. Die Meinungsverschiedenheit, die die Erscheinung dieses Bildes im Haus herbeigeführt hat, ist übrigens die einzige, die sich zwischen dem Grafen und der Gräfin erhoben

hat; denn, obgleich sie seit mehr als zwanzig Jahren verheiratet sind, sind sie noch einig wie am ersten Tag.«

Monte Christo warf einen schnellen Blick auf Albert, als ob er erforschen wollte, ob hinter diesen Worten eine Absicht steckte; aber es war augenscheinlich, daß der junge Mann ganz harmlos gesprochen hatte.

»Jetzt«, sagte Albert, »haben Sie alle meine Reichtümer gesehn, Herr Graf, erlauben Sie mir, sie Ihnen anzubieten, so unwürdig sie auch sind; betrachten Sie sich hier als zu Hause, und um es Ihnen noch behaglicher zu machen, begleiten Sie mich nun zu Herrn von Morcerf, dem ich von Rom aus den Dienst, den Sie mir geleistet haben, berichtet und dem ich den Besuch, den Sie mir versprochen hatten, angekündigt habe; und ich darf versichern, der Graf und die Gräfin warten mit Ungeduld auf die Gelegenheit, Ihnen zu danken. Sie sind etwas blasiert in allem, ich weiß es, Herr Graf, und Familienszenen machen auf Sindbad den Seefahrer keinen großen Eindruck. Sie haben so viele andre Szenen gesehn! Aber nehmen Sie das, was ich Ihnen anbiete, als eine Einführung in das Pariser Leben an, ein Leben der Höflichkeiten, der gegenseitigen Besuche und Vorstellungen.«

Monte Christo verneigte sich, ohne zu antworten. Albert rief seinen Diener und befahl ihm, Herrn und Frau Morcerf von dem bevorstehenden Besuch des Grafen von Monte Christo zu benachrichtigen. Dann folgte er mit dem Grafen.

Als Monte Christo in das Vorzimmer des Grafen kam, sah er über der nach dem Salon führenden Tür ein Wappenschild, das durch seine reiche Einfassung und seine Harmonie mit der Ornamentik des Zimmers anzeigte, welche Wichtigkeit der Hausherr ihm beilegte.

Monte Christo blieb vor diesem Schild stehen und betrachtete es aufmerksam.

»Das ist jedenfalls Ihr Familienwappen?« fragte er. »Ich als Zufallsgraf toskanischen Fabrikats bin in heraldischen Dingen sehr unwissend; ich hätte es auch ohne den vornehmen Herrn getan, wenn

man mir nicht wiederholt versichert hätte, daß es eine absolute Notwendigkeit sei, wenn man viel reise. Man muß doch etwas auf seinem Wagenschlag haben, und wäre es nur, damit die Zollbeamten einen nicht visitieren. Entschuldigen Sie also, daß ich diese Frage stelle.«

»Sie ist durchaus nicht indiskret«, antwortete Morcerf mit der Einfachheit der Überzeugung, »und Sie haben richtig geraten; es sind die Wappen meines Vaters und meiner Mutter. Mütterlicherseits bin ich ein Spanier, aber das Haus Morcerf ist französisch und, wie ich gehört habe, sogar eines der ältesten Südfrankreichs.«

»Ja«, entgegnete Monte Christo, »das zeigen die Vögel im Wappen. Fast alle bewaffneten Pilger, die auszogen, um das Grab des Erlösers zu erobern, nahmen entweder Kreuze als Zeichen der heiligen Mission oder Zugvögel als Symbole der langen Reise, die sie vorhatten, in ihr Wappen. Einer Ihrer Ahnen väterlicherseits wird einen der Kreuzzüge mitgemacht haben, und nehmen wir nur an, daß er sich an dem des heiligen Ludwig beteiligte, so führt uns das schon ins dreizehnte Jahrhundert zurück, was schon allerhand heißen will. Übrigens sind Ihre Wappen wirklich sehr schön, sie sprechen die Phantasie an. Sie sind zugleich provenzalischer und spanischer Abkunft, und das erklärt, wenn das Bild, das Sie mir gezeigt haben, ähnlich ist, die schöne braune Farbe auf dem Gesicht der edlen Katalonierin, die ich so sehr bewundert habe.«

Morcerf dankte mit einem Lächeln und öffnete die Tür. An der am meisten in die Augen fallenden Stelle des Salons, den sie betraten, hing das Porträt eines Mannes von fünfunddreißig Jahren in Generalsuniform, mit dem Bande der Kommandeure der Ehrenlegion um den Hals, dem Stern der Großoffiziere des Ordens des Erlösers und dem Großkreuz Karls III.

Monte Christo prüfte das Bildnis mit derselben Aufmerksamkeit wie das andere, als eine Seitentür sich öffnete und der Graf von Morcerf selbst erschien.

Es war ein Mann, der wie ein Fünfziger aussah, aber in Wirklichkeit jünger sein mochte, und dessen schwarzer Schnurrbart und schwarze Augenbrauen in seltsamem Gegensatz zu dem nach militärischer Art büstenförmig geschnittenen, fast weißen Haupthaar standen. Er trug bürgerliche Kleidung; ein Band im Knopfloch ließ an den verschiedenen Einfassungen die verschiedenen Orden, die er besaß, erkennen. Er trat mit vornehmer Haltung ein, schien sich aber dabei gleichzeitig zu beeilen, den Fremden freundlich zu empfangen. Monte Christo sah ihn auf sich zukommen, ohne einen Schritt zu tun; seine Füße schienen so fest am Boden zu wurzeln wie seine Augen auf dem Gesicht des Grafen Morcerf.

»Vater«, sagte der junge Mann, »ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Grafen von Monte Christo vorzustellen, den edlen Freund, dem ich das Glück hatte, unter den schwierigen Verhältnissen, die Sie kennen, zu begegnen.«

»Sie sind uns willkommen«, sagte der Graf von Morcerf, indem er Monte Christo mit einem Lächeln begrüßte; »Sie haben unserm Haus, dem Sie den einzigen Erben erhielten, einen Dienst geleistet, der Ihnen auf unsere ewige Dankbarkeit Anspruch gibt.«

Bei diesen Worten bot der Graf von Morcerf seinem Gast einen Lehnstuhl an, während er selbst gegenüber dem Fenster Platz nahm. Monte Christo setzte sich so, daß er im Schatten der großen Samtvorhänge blieb. So konnte er ungestört das Gesicht des Grafen betrachten. In den müden Zügen und den Runzeln dieses Gesichts konnte er eine ganze Geschichte von geheimen Schmerzen und Sorgen lesen.

»Die Frau Gräfin«, sagte Morcerf, »war bei ihrer Toilette, als der Vicomte sie von Ihrem Besuch benachrichtigte; sie wird heruntersommen und in zehn Minuten im Salon sein.«

»Es ist eine große Ehre für mich«, entgegnete Monte Christo, »sogleich bei meiner Ankunft in Paris mit einem Mann bekannt zu werden, dessen Verdienst seinem Ruf gleichkommt und den das so

ungerechte Glück ausnahmsweise mit Recht begünstigt. Aber hat es Ihnen nicht noch einen Marschallsstab anzubieten?»

»Oh«, antwortete Morcerf, etwas errötend, »ich habe den Dienst quittiert. Unter der Restauration zum Pair ernannt, machte ich den ersten Feldzug mit und diente unter dem Marschall Bourmont; ich konnte also auf ein höheres Kommando Anspruch erheben, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn die ältere Linie auf dem Thron geblieben wäre! Aber die Julirevolution war, wie es scheint, glorreich genug, um es sich erlauben zu können, undankbar zu sein; sie war es für jeden Dienst, der nicht in der Kaiserzeit geleistet worden war; ich verlangte also meine Entlassung, denn wenn man sich die Epauletten auf dem Schlachtfeld verdient hat, findet man sich auf dem glatten Boden des Salons nicht zurecht. Ich legte den Degen ab, stürzte mich in die Politik; ich widme mich der Industrie, studiere die praktischen Gewerbe. Während meiner zwanzigjährigen Dienstzeit hatte ich wohl das Verlangen danach, aber keine Zeit dazu.«

»Das sind die Lebensanschauungen, die die Überlegenheit Ihrer Nation über die andern Länder aufrechterhalten, Herr Graf«, erwiderte Monte Christo; »als Edelmann und Sproß eines vornehmen Hauses, im Besitz eines schönen Vermögens, haben Sie sich die ersten Grade als einfacher Soldat verdienen wollen, das ist sehr selten; dann, nachdem Sie General, Pair von Frankreich, Kommandeur der Ehrenlegion geworden sind, beginnen Sie eine zweite Lehrzeit, ohne andere Aussicht, ohne anderen Lohn als den, Ihren Mitmenschen eines Tages nützlich zu sein ... Oh, mein Herr, das ist wahrhaftig schön, ja, ich will noch mehr sagen, das ist erhaben.«

»Ach«, fuhr der Fremde fort, jedenfalls um die unmerkliche Wolke verschwinden zu machen, die diese Worte auf Morcerfs Stirn gelockt hatten, »so machen wir es in Italien nicht; wir wachsen auf, wie wir geschaffen sind, und behalten dasselbe Laub, dieselbe Gestalt und oft dieselbe Nutzlosigkeit unser ganzes Leben lang.«

»Aber für einen Mann von Ihrem Verdienst«, antwortete der Graf von Morcerf, »ist Italien kein Vaterland, und Frankreich streckt

Ihnen die Hand entgegen; folgen Sie seinem Ruf, Frankreich wird vielleicht nicht gegen jeden undankbar sein; es behandelt seine Kinder schlecht, nimmt aber die Fremden gewöhnlich mit offenen Armen auf.«

»Ei, Vater«, warf Albert ein, »man sieht, daß Sie den Grafen von Monte Christo nicht kennen. Er sucht seine Befriedigung außerhalb dieser Welt; er strebt nicht nach Ehren und nimmt davon nur, was auf einen Paß geht.«

»Das ist die treffendste Bemerkung über mich, die ich je gehört habe«, antwortete der Fremde.

»Der Herr Graf ist der Herr seiner Zukunft gewesen«, sagte der Graf von Morcerf mit einem Seufzer, »und er hat den mit Blumen bestreuten Weg gewählt.«

»Ganz recht, Herr Graf«, entgegnete Monte Christo mit einem sonderbaren Lächeln.

»Wenn ich nicht fürchtete, Sie zu ermüden, Herr Graf«, sagte der General, der augenscheinlich von der Art und Weise Monte Christos entzückt war, »so hätte ich Sie in die Kammer mitgenommen; es ist heute eine interessante Sitzung für jeden, der unsere modernen Senatoren nicht kennt.«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr Graf, wenn Sie dieses Anerbieten ein andermal erneuern wollten; aber heute hat man mir mit der Hoffnung geschmeichelt, der Frau Gräfin vorgestellt zu werden, und ich werde warten.«

»Ah, da ist meine Mutter!« rief der Vicomte.

In der Tat sah Monte Christo, als er sich rasch umwandte, Frau von Morcerf durch die Tür treten. Unbeweglich und bleich, ließ sie, als Monte Christo sie anblickte, ihren Arm sinken, den sie auf das vergoldete Gesims gestützt hatte; sie war bereits vor einigen Sekunden eingetreten und hatte die letzten Worte des Gastes gehört.

Dieser erhob sich und verneigte sich tief vor der Gräfin, die ihn ihrerseits stumm und förmlich begrüßte.

»Mein Gott, was haben Sie?« fragte der Graf. »Ist es Ihnen vielleicht zu warm im Salon?«

»Ist Ihnen nicht wohl, Mutter?« rief der Vicomte und ging rasch auf Mercedes zu.

Sie dankte beiden mit einem Lächeln.

»Nein«, sagte sie, »aber ich war gerührt, als ich zum erstenmal den Retter meines Sohnes sah. Mein Herr«, fuhr die Gräfin fort, indem sie mit der Majestät einer Königin vortrat, »ich verdanke Ihnen das Leben meines Sohnes, und für diese Wohltat segne ich Sie.«

Der Graf verneigte sich wiederum, aber tiefer als das erstemal; er war noch bleicher als Mercedes.

»Gnädige Frau«, sagte er, »der Herr Graf und Sie belohnen mich gar zu großmütig für eine einfache Tat. Einen Menschen zu retten, einem Vater Schmerzen zu ersparen und das Gefühl einer Mutter zu schonen, heißt nicht ein gutes Werk tun, es ist einfach ein Akt der Menschlichkeit.«

Auf diese freundlich und höflich gesprochenen Worte antwortete Frau von Morcerf mit tiefer Betonung: »Es ist ein großes Glück für meinen Sohn, Sie zum Freund zu haben, und ich danke Gott, der es so gefügt hat.«

Und Mercedes hob die schönen Augen, in denen zwei Tränen zitterten, voll unendlicher Dankbarkeit zum Himmel.

Herr von Morcerf trat an sie heran.

»Ich habe«, sagte er, »mich bei dem Herrn Grafen bereits entschuldigt, daß ich genötigt bin, ihn zu verlassen; wiederholen Sie ihm, bitte, die Entschuldigung. Die Sitzung hat um zwei begonnen, es ist drei, und ich muß sprechen.«

»Gehen Sie nur, ich werde mich bemühen, unserm Gast Ihre Abwesenheit vergessen zu machen«, sagte die Gräfin mit demselben warmen Ton. »Werden Sie, Herr Graf«, fuhr sie zu Monte Christo gewandt fort, »uns die Güte erweisen, den Nachmittag bei uns zu verbringen?«

»Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für Ihr Anerbieten, gnädige Frau, aber ich bin heute morgen vor Ihrer Tür aus meinem Reisewagen gestiegen. Ich weiß nicht, wie ich in Paris untergebracht bin, weiß kaum, wo ich es bin.«

»Versprechen Sie uns dann wenigstens, daß wir ein andermal das Vergnügen haben werden?« fragte die Gräfin.

Monte Christo verneigte sich, ohne zu antworten, aber die Verneigung konnte als Einwilligung gelten.

»Dann will ich Sie nicht zurückhalten, Herr Graf«, sagte die Gräfin, »denn meine Dankbarkeit soll nicht indiskret oder lästig werden.«

»Mein lieber Graf«, wandte sich Albert an den Gast, »wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen hier in Paris den Dienst erwidern, den Sie mir in Rom erwiesen haben, und Ihnen meinen Wagen zur Verfügung stellen, bis Sie Zeit gehabt haben, sich einzurichten.«

»Ich danke Ihnen bestens für Ihre freundliche Aufmerksamkeit, Vicomte«, antwortete Monte Christo; »aber ich denke, daß mein Verwalter Bertuccio die vier Stunden, die ich ihm gelassen habe, entsprechend angewendet hat und ich ein fertiges Gespann vor der Tür finden werde.«

Albert war an diese Art des Grafen gewöhnt; er wußte, daß er wie Nero auf der Suche nach dem Unmöglichen war, und wunderte sich über nichts; nur wollte er selbst sehen, wie seine Befehle ausgeführt wurden, und begleitete ihn deshalb bis an die Haustür.

Monte Christo hatte sich nicht getäuscht; als er im Vorzimmer des Grafen erschienen war, hatte sein Lakai schnell den Säulengang verlassen, so daß der Reisende, als er die Freitreppe betrat, in der Tat seinen Wagen wartend fand.

Es war ein Wagen aus der berühmtesten Wagenfabrik und ein Gespann, für das, wie alle Pariser Lebemänner wußten, der Besitzer noch gestern achtzehntausend Franken ausgeschlagen hatte.

»Ich bitte Sie nicht, mich bis zu meiner Wohnung zu begleiten«, sagte der Graf; »ich könnte Ihnen nur ein in der Eile eingerichtetes Haus zeigen. Gewähren Sie mir einen Tag und erlauben Sie mir

dann, Sie einzuladen. Ich bin dann sicherer, daß ich nicht gegen die Gesetze der Gastfreundschaft verstoßen werde.«

»Wenn Sie um einen Tag Frist bitten, Herr Graf, so habe ich keine Sorge; Sie werden mir nicht bloß ein Haus, sondern einen Palast zeigen. Wahrhaftig, Sie haben irgendeinen Genius zu Ihrer Verfügung.«

»Meiner Treu, lassen Sie das die Leute glauben«, entgegnete Monte Christo, indem er den Fuß auf das mit Samt ausgeschlagene Trittbrett seiner prächtigen Equipage setzte; »das wird mir bei den Damen von Vorteil sein.«

Damit nahm er im Wagen Platz, dessen Schlag sich hinter ihm schloß, aber nicht so schnell, daß der Graf nicht eine unmerkliche Bewegung an dem Vorhang des Salons bemerkt hätte, in dem Frau von Morcerf zurückgeblieben war.

Als Albert seine Mutter wieder aufsuchte, fand er sie im Boudoir in einem großen Lehnstuhl; das Zimmer war in Dämmerung getaucht, und nur die Vergoldungen traten hier und da glänzend hervor. Albert konnte das Gesicht der Gräfin nicht sehen, das in einer Wolke von Gaze verloren war, die sie um ihren Kopf gehüllt hatte; aber ihre Stimme kam ihm verändert vor; er unterschied auch unter den Düften der Rosen und Heliotropen des Blumentisches den herben und scharfen Geruch von Essigsalzen.

»Sind Sie leidend, Mutter?« fragte er. »Ist Ihnen in meiner Abwesenheit schlecht geworden?«

»Mir? Nein, Albert; aber die Rosen und Pomeranzenblüten strömen einen so starken Duft aus ...«

»Dann müssen sie in Ihr Vorzimmer geschafft werden«, sagte Morcerf, nach dem Klingelzug greifend. »Sie sind wirklich unpäßlich; schon als Sie eintraten, waren Sie sehr blaß.«

»Ich war blaß, sagst du, Albert?«

»Ihr Gesicht hatte eine Blässe, die Ihnen vortrefflich steht, aber Vater und ich waren deshalb doch erschrocken.«

»Hat dein Vater mit dir darüber gesprochen?« fragte Mercedes rasch.

»Nein, aber er hat ja zu Ihnen selbst diese Bemerkung gemacht.«

»Ich erinnere mich nicht«, antwortete die Gräfin.

Ein Diener trat ein.

»Bringen Sie diese Blumen ins Vorzimmer oder ins Toilettenzimmer«, sagte der Vicomte.

Der Diener gehorchte. Beide schwiegen, bis die Blumen fortgeschafft waren.

»Was ist Monte Christo eigentlich für ein Name?« fragte die Gräfin, als der Diener die letzte Vase fortgenommen hatte. »Ist es ein Familienname, der Name einer Besitzung oder ein einfacher Titel?«

»Ich glaube, ein bloßer Titel, Mutter. Der Graf hat eine Insel im toskanischen Archipel gekauft und nach dem, was er heute morgen selbst sagte, eine Ordenspfründe gegründet. Übrigens macht er durchaus keine Ansprüche auf den Adel und nennt sich einen Zufallsgrafen, obgleich man ihn in Rom allgemein für einen sehr vornehmen Herrn hält.«

»Sein Benehmen ist tadellos«, sagte die Gräfin, »wenigstens soweit ich ihn in den paar Augenblicken habe beurteilen können.«

Die Gräfin sann einen Augenblick nach, dann sagte sie: »Lieber Albert, du hast den Grafen von Monte Christo bei sich zu Hause gesehen – verstehe, es ist die Frage einer Mutter, die ich an dich richte; du hast Scharfblick und mehr Takt, als man in deinem Alter gewöhnlich besitzt –, glaubst du, daß der Graf das ist, was er zu sein scheint?«

»Und was scheint er zu sein?«

»Du hast es eben selbst gesagt, ein vornehmer Herr.«

»Ich muß gestehen, ich habe noch keine feste Meinung über ihn; ich halte ihn für einen Malteser.«

»Ich frage nicht nach seiner Herkunft, sondern nach seiner Person.«

»Ah, das ist etwas anderes; ich habe viel Seltsames von ihm gesehen, daß er mir vorkommt wie eine jener vom Unglück gezeichneten Heldengestalten Byrons, Manfred, Lara oder Werner, wie ein Sproß aus einer alten Familie, der sein väterliches Erbe verloren hat und sich durch die Kraft eines abenteuerlichen Geistes, der ihn über die Gesetze der Gesellschaft erhoben hat, ein neues Vermögen geschaffen hat.«

»Wie sagst du?«

»Ich sage, daß Monte Christo eine Insel mitten im Mittelländischen Meer ist, ohne Bewohner und Besatzung, ein Zufluchtsort für Schmuggler und Seeräuber aller Nationen. Wer weiß, ob diese würdigen Geschäftsleute ihrem Herrn nicht eine Steuer zahlen?«

»Das ist möglich«, meinte die Gräfin träumerisch.

»Doch einerlei«, nahm der junge Mann wieder das Wort, »Schmuggler oder nicht, Sie werden zugeben, Mutter, daß der Graf von Monte Christo ein außergewöhnlicher Mann ist, der in den Pariser Salons den größten Erfolg haben wird; hat er doch heute morgen schon sogar Château-Renaud verblüfft.«

»Wie alt mag er wohl sein?« fragte Mercedes, die dieser Frage augenscheinlich große Bedeutung beilegte.

»Er ist fünf- oder sechsunddreißig.«

»So jung! Das ist unmöglich«, sagte Mercedes.

»Es ist jedoch die Wahrheit. Er hat mir drei- oder viermal und gewiß ohne bestimmte Absicht gesagt: Zu jener Zeit war ich fünf Jahre, zu jener zehn, zu einer andern zwölf. Da meine Neugier mich auf diese Einzelheiten achten ließ, so habe ich die Angaben verglichen, und sie haben immer gestimmt. Dieser seltsame Mann ist also fünfunddreißig Jahre alt, davon bin ich überzeugt. Zudem bedenken Sie, wie lebhaft sein Auge, wie schwarz sein Haar ist, und daß seine Stirn, so bleich sie ist, noch keine Falte hat.«

Die Gräfin ließ unter einer Flut allzu bitterer Gedanken den Kopf sinken.

»Und dieser Mann bringt dir Freundschaft entgegen, Albert?« fragte sie mit einem Schauer.

»Ich glaube es.«

»Und du ... erwidert sie?«

»Er gefällt mir, obwohl Franz von Epinay von ihm sagt, er sei aus der andern Welt zurückgekehrt.«

Die Gräfin machte eine Bewegung des Schreckens.

»Albert«, sagte sie mit bewegter Stimme, »ich habe dir immer geraten, bei neuen Bekanntschaften vorsichtig zu sein. Jetzt bist du ein Mann und könntest *mir* Ratschläge geben; doch wiederhole ich dir: sei vorsichtig, Albert.«

»Damit der Rat mir nützen könnte, liebe Mutter, müßte ich doch zuerst wissen, weshalb ich mißtrauisch sein sollte. Der Graf spielt nie; er trinkt nur Wasser mit einem Tropfen spanischen Weins; er hat sich als so reich hingestellt, daß man ihm ins Gesicht lachen müßte, wenn er Geld von mir leihen wollte. Was soll ich denn eigentlich von ihm befürchten?«

»Du hast recht«, sagte die Gräfin, »und meine Besorgnisse sind törricht, besonders da der Mann dir das Leben gerettet hat. Sag doch, Albert, hat dein Vater ihn gut aufgenommen? Wir sind dem Grafen mehr als bloße Höflichkeit schuldig. Der Vater ist manchmal beschäftigt, hat den Kopf voll von seinen Angelegenheiten, und es wäre ja möglich, daß er, ohne es zu wollen ...«

»Der Vater war tadellos liebenswürdig«, unterbrach Albert sie; »ich will noch mehr sagen: Er schien von einigen Komplimenten, die der Graf so geschickt und glücklich anzubringen wußte, als ob er ihn schon dreißig Jahre kannte, unendlich geschmeichelt zu sein. Jede dieser kleinen Redensarten«, fuhr Albert lachend fort, »hat dem Vater schmeicheln müssen, so daß sie sich als die besten Freunde getrennt haben und Vater ihn sogar mit in die Kammer nehmen wollte, damit er seine Rede anhörte.«

Die Gräfin antwortete nicht; sie war in eine so tiefe Träumerei versunken, daß ihre Augen sich allmählich geschlossen hatten. Der

junge Mann stand vor ihr und betrachtete sie liebevoll. Als er sah, daß sie die Augen ganz geschlossen hatte, horchte er noch einen Augenblick auf ihren Atem, und da er sie eingeschlummert glaubte, entfernte er sich vorsichtig auf den Fußspitzen.

»Dieser Teufelskerl!« sagte er kopfschüttelnd. »Ich hatte es ihm in Italien vorhergesagt, daß er eine Sensation hervorrufen würde; ich messe seine Wirkung an einem unfehlbaren Thermometer: Meine Mutter hat ihn bemerkt, er muß also sehr bemerkenswert sein.«

Er ging zu seinen Ställen hinunter, nicht ohne geheimen Ärger darüber, daß der Graf von Monte Christo ein Gespann bekommen hatte, das seine Rotbraunen in den Augen der Kenner auf den zweiten Rang drückte.

»Ganz sicher«, sagte er, »die Menschen sind nicht gleich; ich muß meinen Vater bitten, diesen Gedanken in der Pairskammer zu entwickeln.«

BERTUCCIO

Während dieser Zeit war der Graf in seiner Wohnung angelangt; er hatte sechs Minuten zu dem Weg gebraucht. Diese sechs Minuten hatten genügt, daß er von zwanzig jungen Leuten gesehen wurde, die den Preis des Gespannes, das sie selbst nicht hatten kaufen können, kannten und ihre Pferde in Galopp gesetzt hatten, um den großen Herrn zu sehen, der sich Pferde, von denen jedes zehntausend Franken kostete, leisten konnte.

Das Haus, das Monte Christo als Stadtwohnung dienen sollte und von seinem Beauftragten Ali ausgewählt worden war, lag an den Champs-Élysées, zwischen Hof und Garten; eine dichte Anpflanzung in der Mitte des Hofes verdeckte einen Teil der Fassade; um diese Anpflanzung zogen sich rechts und links vom Torweg aus zwei Wege, die nach einem Doppelperron führten, auf dessen Stufen mit Blumen gefüllte Porzellanvasen standen. Dieses in einem großen Raum abgesonderte Haus hatte außer dem Haupteingang noch einen nach der Rue de Ponthieu zu.

Ehe der Kutscher noch den Hausmeister gerufen hatte, drehte sich das massive Tor in seinen Angeln; man hatte den Grafen kommen sehen, und er wurde mit Blitzesschnelle bedient.

Der Wagen hielt links vom Perron; zwei Männer erschienen an der Haustür; der eine war Ali, der seinen Herrn freudig anlachte und sich durch einen Blick Monte Christos belohnt fand. Der andere neigte sich demütig und bot dem Grafen den Arm, um ihm beim Aussteigen behilflich zu sein.

»Danke, Herr Bertuccio«, sagte der Graf, indem er leicht aus dem Wagen sprang. »Und der Notar?«

»Er ist in dem kleinen Salon, Exzellenz«, antwortete Bertuccio.

»Und die Visitenkarten, die Sie anfertigen lassen sollten, sobald Sie die Nummer des Hauses hätten?«

»Die sind fertig, Herr Graf. Die erste Karte ist sofort, wie Sie befohlen haben, bei dem Abgeordneten Baron Danglars, Rue de la Chaussée-d'Antin Nr. 7, abgegeben worden; die andern befinden sich auf dem Kamin im Schlafzimmer Eurer Exzellenz.«

»Schön. Wie spät ist es?«

»Vier Uhr.«

Monte Christo gab Handschuhe, Hut und Stock demselben Lakaien, der im Hause des Grafen von Morcerf den Wagen gerufen hatte, und ging dann, von Bertuccio, der ihm voranging, geführt, nach dem kleinen Salon.

»Erbärmliche Statuen das, hier im Vorzimmer«, sagte Monte Christo; »ich hoffe, daß sie weggenommen werden.«

Bertuccio verneigte sich.

Wie der Verwalter gesagt hatte, wartete der Notar in dem kleinen Salon.

»Sie sind der Notar, der beauftragt ist, das Landhaus zu verkaufen, das ich erwerben möchte?« fragte Monte Christo.

»Jawohl, Herr Graf«, antwortete der Notar.

»Ist der Kontrakt bereit?«

»Hier ist er.«

»Gut. Und wo liegt das Haus, das ich kaufe?« fragte Monte Christo nachlässig, halb an Bertuccio, halb an den Notar gewandt.

Bertuccio machte eine Bewegung, die besagte: Ich weiß es nicht. Der Notar sah Monte Christo erstaunt an.

»Wie«, sagte er, »der Herr Graf wissen nicht, wo das Haus liegt, das Sie kaufen?«

»Nein«, antwortete der Graf.

»Der Herr Graf kennen es nicht?«

»Wie, zum Kuckuck, sollte ich es denn kennen? Ich komme heute morgen von Cadiz an, bin nie in Paris gewesen; es ist sogar das erstemal, daß ich den Fuß nach Frankreich setze.«

»Dann ist es etwas anderes«, erwiderte der Notar. »Das Haus, das der Herr Graf kaufen, liegt in Auteuil.«

Bei diesen Worten erblaßte Bertuccio sichtlich.

»Und wo liegt Auteuil?« fragte Monte Christo.

»Zwei Schritt von hier«, entgegnete der Notar, »etwas hinter Passy; reizende Lage, mitten im Bois de Boulogne.«

»So nahe!« bemerkte Monte Christo. »Das ist ja doch nicht auf dem Lande. Weshalb, zum Teufel, haben Sie mir ein Haus vor den Toren von Paris ausgesucht, Bertuccio?«

»Ich!« rief Bertuccio mit eigentümlichem Eifer, »nein, mich haben der Herr Graf nicht mit der Wahl dieses Hauses beauftragt.«

»Ah, richtig«, sagte Monte Christo; »ich erinnere mich jetzt, ich habe die Annonce in der Zeitung gelesen und mich durch die lügenhafte Bezeichnung ›Landhaus‹ verführen lassen.«

»Es ist noch Zeit«, fiel Bertuccio lebhaft ein; »und wenn Eure Exzellenz mich beauftragen wollen, mich anderswo umzusehen, so werde ich das Beste finden, sei es in Enghien, Fontenayaux-Roses oder Bellevue.«

»Nein, da ich dieses einmal habe, werde ich es behalten«, entgegnete Monte Christo nachlässig.

»Und Sie haben recht«, fiel der Notar, der sein Honorar zu verlieren fürchtete, lebhaft ein; »es ist eine reizende Besitzung: reines Quellwasser, dichtes Gehölz, bequeme Wohnung, wenn sie auch seit langem unbenutzt war; ganz abgesehen von dem Mobiliar, das, so alt es ist, seinen Wert hat, besonders heute, wo das Altertümliche so gesucht ist. Sie teilen gewiß den Geschmack der Zeit.«

»Es ist also etwas Anständiges?«

»Oh, mehr als das, es ist etwas Prächtiges!«

»Dann in Teufels Namen! Lassen wir uns die günstige Gelegenheit nicht entgehen«, erwiderte Monte Christo. »Bitte den Kontrakt, Herr Notar.«

Und er unterzeichnete schnell, nachdem er einen Blick auf die Stelle des Kontrakts geworfen hatte, wo die Lage des Hauses und die Eigentümer bezeichnet waren.

»Bertuccio«, sagte er, »geben Sie dem Herrn fünfundfünfzigtausend Franken.«

Der Verwalter ging mit unsicherem Schritt und kehrte mit einem Päckchen Banknoten zurück, das der Notar durchzählte.

»Sind nun alle Formalitäten erfüllt?« fragte der Graf.

»Jawohl, Herr Graf.«

»Haben Sie die Schlüssel?«

»Sie sind in den Händen des Hausmeisters, der das Haus bewacht; hier ist der Auftrag an ihn, Ihnen Ihr neues Besitztum zu übergeben.«

»Schön.«

Und Monte Christo machte dem Notar ein Zeichen mit dem Kopf, das besagte: Ich brauche Sie nicht mehr, gehen Sie.

»Aber«, bemerkte der Notar, »der Herr Graf haben sich geirrt; es macht alles in allem nur fünfzigtausend Franken.«

»Und die Gebühren?«

»Sind in dieser Summe enthalten, Herr Graf.«

»Aber Sie haben doch den Weg von Auteuil hierher gemacht?«

»Ja, allerdings.«

»Nun, da müssen Sie doch für Ihre Bemühungen entschädigt werden«, sagte der Graf, und er verabschiedete den Notar mit einer Handbewegung.

Der Notar zog sich zurück, indem er sich bis zur Erde verbeugte; es war das erstemal, daß er solch einen Klienten fand.

»Geleiten Sie den Herrn«, sagte der Graf zu Bertuccio.

Der Verwalter ging hinter dem Notar her. Kaum war der Graf allein, so zog er eine verschlossene Briefftasche hervor und öffnete sie

mit einem kleinen Schlüssel, den er stets am Hals trug. Er blätterte einen Augenblick, verglich dann einige Notizen mit dem auf dem Tisch liegenden Kontrakt und murmelte:

»Auteuil, Rue de la Fontaine Nummer 28, das stimmt. Nun, in einer Stunde werde ich alles wissen.«

»Bertuccio!« rief er, indem er mit einem kleinen Hammer an eine Glocke schlug, die einen scharfen Klang gab. »Bertuccio!«

Der Verwalter erschien auf der Schwelle.

»Bertuccio«, sagte der Graf, »haben Sie mir nicht einmal gesagt, daß Sie in Frankreich gereist seien?«

»In gewissen Teilen Frankreichs, ja, Exzellenz.«

»Sie kennen jedenfalls die Umgegend von Paris?«

»Nein, Exzellenz, nein«, erwiderte der Verwalter mit einem nervösen Zittern, das Monte Christo, der sich auf die Äußerung von Gemütsbewegungen verstand, mit Recht einer lebhaften Unruhe zuschrieb.

»Das ist schade, denn ich will mir noch heute abend mein neues Besitztum ansehen, und Sie hätten, wenn Sie mich begleiteten, mir jedenfalls nützliche Auskunft geben können.«

»Nach Auteuil?« rief Bertuccio, dessen braune Gesichtsfarbe fast fahl wurde. »Ich, nach Auteuil?«

»Nun, was ist denn dabei Erstaunliches, daß Sie nach Auteuil gehen? Wenn ich dort wohne, müssen Sie schon dahin, da Sie zu meinem Hause gehören.«

Bertuccio senkte vor dem gebietenden Blick seines Herrn den Kopf und verharrte stumm und reglos.

»Nun, was ist Ihnen? Soll ich zum zweitenmal nach dem Wagen klingeln?«

Bertuccio war mit einem Satz aus dem kleinen Salon im Vorzimmer und rief mit heiserer Stimme: »Die Pferde Seiner Exzellenz!«

Monte Christo schrieb einige Briefe; als er den letzten siegelte, erschien der Verwalter wieder.

»Der Wagen Seiner Exzellenz steht vor der Tür«, meldete er.

»Gut, nehmen Sie Ihre Handschuhe und Ihren Hut«, sagte Monte Christo.

»Soll ich mit dem Herrn Grafen fahren?« rief Bertuccio.

»Allerdings; ich muß Ihnen doch meine Anweisungen geben, da ich das Haus zu bewohnen gedenke.«

Es wäre ohne Beispiel gewesen, wenn einem Befehl des Grafen widersprochen worden wäre; der Verwalter folgte seinem Herrn, der in den Wagen stieg und ihn aufforderte, gleichfalls einzusteigen. Der Verwalter setzte sich ehrerbietig auf den Vordersitz.

DAS HAUS IN AUTEUIL

Monte Christo hatte beim Herabsteigen von der Freitreppe bemerkt, daß Bertuccio sich nach korsischer Weise mit dem Daumen bekreuzigt und beim Platznehmen im Wagen leise ein kurzes Gebet gesprochen hatte.

Sie erreichten Auteuil in zwanzig Minuten. Die Erregung des Verwalters hatte immer mehr zugenommen; beim Einfahren in das Dorf begann er, in die Wagenecke gedrückt, mit fieberhafter Erregung die Häuser, an denen sie vorbeifuhren, zu mustern.

»Lassen Sie Rue de la Fontaine Nummer 28 halten«, sagte der Graf, indem er seinen scharfen Blick unerbittlich auf den Verwalter gerichtet hielt.

Bertuccio begann der Schweiß von der Stirn zu tropfen, aber er gehorchte und rief, sich aus dem Wagen beugend, dem Kutscher zu: »Rue de la Fontaine Nummer 28.«

Das Haus lag am Ende des Dorfes. Während der Fahrt war es dunkel geworden, eine schwarze Gewitterwolke war heraufgezogen. Der Wagen hielt, und der Lakai sprang herab und öffnete.

»Nun, Sie steigen nicht aus, Herr Bertuccio?« sagte der Graf. »Sie wollen also im Wagen bleiben? Woran, zum Teufel, denken Sie denn heute abend?«

Bertuccio stürzte aus dem Wagen und bot dem Grafen die Schulter, die dieser diesmal als Stütze benutzte, während er langsam die drei Tritte hinunterstieg.

»Klopfen Sie«, sagte der Graf, »und melden Sie mich an.«

Bertuccio klopfte, die Tür ging auf, und der Hausmeister erschien.

»Was gibt's?« fragte er.

»Ihr neuer Herr ist da«, antwortete der Lakai und reichte dem Hausmeister die von dem Notar ausgestellte Bescheinigung.

»Das Haus ist also verkauft?« fragte der Hausmeister, »und der Herr will es bewohnen?«

»Ja, mein Freund«, sagte der Graf, »und ich werde zusehen, daß Sie es nicht zu bedauern haben, daß Ihr bisheriger Herr den Besitz aufgegeben hat.«

»Oh, zu bedauern habe ich da nichts, denn wir haben ihn nur sehr selten gesehen«, antwortete der Hausmeister; »er ist seit mehr als fünf Jahren nicht hier gewesen und hat wahrhaftig gut daran getan, ein Haus zu verkaufen, das ihm durchaus nichts einbrachte.«

»Wie hieß Ihr früherer Herr?« fragte Monte Christo.

»Der Marquis von Saint-Méran. Er hat jedenfalls nicht das wiederbekommen, was das Haus ihn gekostet hat.«

»Der Marquis von Saint-Méran!« wiederholte Monte Christo. »Der Name kommt mir nicht unbekannt vor; Marquis von Saint-Méran ...«

Er schien in seiner Erinnerung zu suchen.

»Ein alter Edelmann«, fuhr der Hausmeister vor, »ein treuer Diener der Bourbonen; er hatte eine einzige Tochter, die Herrn von Villefort geheiratet hat, der Staatsanwalt in Nîmes und später in Versailles war.«

Monte Christo warf einen Blick auf Bertuccio, der weißer war als die Mauer, an die er sich stützte, um nicht umzufallen.

»Ist diese Tochter nicht gestorben?« fragte Monte Christo. »Es ist mir, als hätte ich so etwas gehört.«

»Ja, vor einundzwanzig Jahren, und seitdem haben wir den armen lieben Marquis keine dreimal gesehen.«

»Ich danke Ihnen; geben Sie mir Licht«, sagte Monte Christo.

»Soll ich den Herrn begleiten?«

»Nein, das ist nicht nötig; Bertuccio wird mir leuchten.«

Monte Christo begleitete diese Worte mit zwei Goldstücken, die einen Ausbruch von Dankesbezeugungen hervorriefen.

»Ach, gnädiger Herr«, sagte der Hausmeister, nachdem er vergeblich umhergesehen hatte; »ich habe keine Kerzen hier.«

»Nehmen Sie eine der Wagenlaternen, Bertuccio, und zeigen Sie mir die Zimmer!« sagte der Graf.

Der Verwalter gehorchte, aber an dem Zittern seiner Hand war zu erkennen, was ihn dieser Gehorsam kostete. Sie gingen durch ein ziemlich geräumiges Erdgeschoß und den ersten Stock, der aus einem Salon, einem Badezimmer und zwei Schlafzimmern bestand. Von einem dieser Schlafzimmer gelangte man an eine Wendeltreppe, die zum Garten führte.

»Sieh, da ist eine Nebentreppe«, sagte der Graf, »das ist sehr bequem. Leuchten Sie mir, Bertuccio; gehen Sie voran, wir wollen sehen, wohin wir über diese Treppe gelangen.«

»Zum Garten«, antwortete Bertuccio.

»Woher wissen Sie denn das?«

»Ich denke es mir.«

»Nun wohl, wir wollen uns davon überzeugen.«

Bertuccio stieß einen Seufzer aus und ging voran. Die Treppe führte in der Tat zum Garten. An der Außentür machte der Verwalter halt.

»Nun, weiter, Herr Bertuccio!« sagte der Graf. Aber der Angeredete war wie vernichtet; seine erschreckten Augen schienen nach den Spuren einer schrecklichen Vergangenheit zu suchen.

»Nun!« mahnte der Graf.

»Nein, nein!« rief Bertuccio. »Nein, ich gehe nicht weiter, es ist unmöglich!«

»Was heißt das?« fragte der Graf.

»Aber Sie sehen doch, Herr Graf«, rief der Verwalter, »daß das nicht natürlich ist, daß Sie gerade in Auteuil ein Haus kaufen müssen und daß dieses Haus gerade die Nummer 28 der Rue de la Fontaine sein

muß! Ach, warum habe ich Ihnen nicht gleich alles gesagt! Sie hätten sicherlich nicht verlangt, daß ich mitkäme. Ich hoffte, daß das Haus des Herrn Grafen ein anderes wäre als dieses. Als ob es nicht außer dem Hause des Mordes noch andere in Auteuil gäbe!«

»Oho«, rief Monte Christo, plötzlich stehenbleibend, »welch häßliches Wort haben Sie da ausgesprochen. Teufel von Mann, Sie! Eingefleischter Korse! Immer Geheimnisse oder Aberglauben! Los, nehmen Sie die Laterne, wir wollen den Garten ansehen; ich hoffe, daß Sie an meiner Seite keine Furcht haben.«

Bertuccio nahm die Laterne wieder auf. Als die Tür sich öffnete, sah man einen bleichen Himmel, an dem der Mond vergeblich gegen ein Meer dahinjagender finsterner Wolken anzukämpfen suchte. Der Verwalter wollte sich nach links wenden.

»Nein, Bertuccio«, sagte Monte Christo, »wozu den Wegen folgen? Hier ist ein schöner Rasen; wir wollen geradeaus gehen.«

Bertuccio wischte sich den Schweiß von der Stirn, aber er gehorchte; doch wandte er sich nach links. Monte Christo dagegen ging nach rechts; vor einer dichten Baumgruppe angekommen, blieb er stehen. Der Verwalter konnte nicht mehr an sich halten.

»Gehen Sie fort, gnädiger Herr!« rief er. »Gehen Sie fort, ich beschwöre Sie, Sie sind gerade an der Stelle.«

»An welcher Stelle?«

»An der Stelle, wo er gefallen ist.«

»Mein lieber Herr Bertuccio«, sagte Monte Christo lachend, »kommen Sie, bitte, wieder zu sich; wir sind hier nicht in Sartene oder Corte, sondern in einem englischen Garten, der allerdings schlecht gepflegt ist, den man aber deshalb nicht zu verleumden braucht.«

»Bleiben Sie nicht da stehen, gnädiger Herr, bleiben Sie nicht da stehen, ich beschwöre Sie!«

»Ich glaube, Sie werden toll, Meister Bertuccio«, sagte der Graf kühl; »wenn das der Fall ist, so sagen Sie's mir vorher, damit ich Sie in eine Irrenanstalt bringen lassen kann, ehe ein Unglück passiert.«

»Ach, Exzellenz«, sagte Bertuccio, indem er den Kopf schüttelte und in einer Haltung die Hände faltete, die den Grafen hätte lachen machen, wenn seine Gedanken nicht von einem höheren Interesse in Anspruch genommen gewesen wären und ihn nicht auf jede Äußerung dieses erschreckten Gewissens hätten aufmerksam achten lassen; »ach, Exzellenz, das Unglück ist geschehen!«

»Herr Bertuccio«, sagte der Graf, »ich muß Ihnen bemerken, daß Sie sich bei Ihrem Gestikulieren die Arme verrenken und die Augen rollen wie ein Besessener, aus dem der Teufel nicht weichen will; nun aber habe ich fast immer bemerkt, daß der hartnäckigste Teufel ein Geheimnis ist. Ich wußte, daß Sie ein Korse sind und immer über irgendeiner alten Vendettageschichte brüten; ich habe Ihnen das in Italien nachgesehen, weil dort dergleichen Dinge Mode sind; aber in Frankreich findet man in der Regel den Mord nicht nach seinem Geschmack; es gibt hier Gendarmen, die sich damit beschäftigen, Richter, die ihn verdammen, und Schafotte, die ihn rächen.«

Bertuccio rang die Hände, und da er dabei die Laterne nicht losließ, so beleuchtete sie sein entstelltes Gesicht. Monte Christo betrachtete ihn und sagte in einem Ton, der den Verwalter von neuem erschauern ließ:

»Der Abbé Busoni hat mich also belogen, als er nach seiner Reise in Frankreich im Jahre 1829 Sie zu mir schickte mit einem Empfehlungsbrief, in dem er mir Ihre guten Eigenschaften rühmte. Nun, ich werde an den Abbé schreiben, werde ihn für seinen Schützling verantwortlich machen und jedenfalls erfahren, was es mit dieser Mordgeschichte auf sich hat. Nur sage ich Ihnen, Herr Bertuccio, daß, wenn ich in einem bestimmten Lande lebe, ich mich seinen Gesetzen anzupassen pflege und daß ich keine Lust habe, Ihretwegen mit der französischen Justiz in Konflikt zu kommen.«

»Oh, tun Sie das nicht, Exzellenz, ich habe Ihnen treu gedient, nicht wahr?« rief Bertuccio voll Verzweiflung. »Ich bin immer ein ehrlicher Mensch gewesen und habe sogar soviel wie möglich Gutes getan.«

»Das bestreite ich nicht«, fuhr der Graf fort, »aber warum zum Teufel sind Sie so aufgeregt? Das ist ein schlechtes Zeichen. Ein reines Gewissen bringt nicht solche Blässe auf die Wangen, solches Fieber in die Hände eines Mannes ...«

»Aber, Herr Graf«, erwiderte Bertuccio zögernd, »haben Sie mir nicht selbst gesagt, daß der Abbé Busoni, der meine Beichte im Gefängnis zu Nîmes gehört hat, Ihnen, als er mich zu Ihnen schickte, mitgeteilt hat, daß ich mir einen schweren Vorwurf zu machen hätte?«

»Ja, aber da er mir sagte, daß Sie ein vorzüglicher Verwalter seien, habe ich geglaubt, Sie hätten nur gestohlen.«

»Oh, Herr Graf!« sagte Bertuccio mit Geringschätzung.

»Oder daß Sie als Korse nicht dem Verlangen hätten widerstehen können, eine Haut zu machen, wie man bei Ihnen sagt.«

»Nun denn, ja, gnädiger Herr, ja, mein guter Herr, es ist so!« rief Bertuccio, indem er dem Grafen zu Füßen fiel. »Ja, es war eine Rache, ich schwöre es, eine einfache Rache.«

»Ich verstehe; was ich aber nicht verstehe, ist, daß gerade dieses Haus Sie so außer Fassung bringt.«

»Aber, gnädiger Herr, ist das nicht ganz natürlich, da die Rache in diesem Hause vollführt worden ist?«

»Wie, in meinem Haus?«

»Oh, gnädiger Herr, damals gehörte es Ihnen noch nicht!« antwortete Bertuccio naiv.

»Aber wem gehörte es denn? Dem Marquis von Saint-Méran, hat, glaube ich, der Hausmeister gesagt. Was zum Kuckuck hatten Sie sich denn an dem Marquis zu rächen?«

»Oh, der war's nicht, es war ein anderer.«

»Das ist ein seltsames Zusammentreffen«, sagte Monte Christo, scheinbar seinen eigenen Betrachtungen nachhängend, »daß Sie sich so zufällig einmal in einem Haus befinden, wo sich eine Szene zugezogen hat, die Ihnen so schreckliche Gewissensbisse verursacht.«

»Gnädiger Herr«, entgegnete der Verwalter, »es ist das Schicksal, das alles so gefügt hat, das glaube ich fest. Zuerst kaufen Sie gerade ein Haus in Auteuil, dieses Haus ist das, wo ich einen Mord begangen habe; Sie gehen in den Garten, gerade auf der Treppe, die er heruntergekommen ist; Sie bleiben gerade an der Stelle stehen, wo er den Stoß empfangen hat; zwei Schritt von hier, unter dieser Platane, war die Grube, wo er das Kind vergraben hatte. Dies alles ist kein Zufall, nein, es ist die Vorsehung.«

»Gut, Herr Korse, nehmen wir an, es sei die Vorsehung; ich nehme immer an, was man will; man muß übrigens auf die Wahnideen Kranker eingehen. Lassen Sie also sehen, nehmen Sie sich zusammen und erzählen Sie mir die Geschichte.«

»Ich habe sie nur ein einziges Mal erzählt, und zwar dem Abbé Busoni. Dergleichen«, fügte Bertuccio, den Kopf schüttelnd, hinzu, »läßt sich nur unter dem Beichtgeheimnis sagen.«

»Dann, mein lieber Bertuccio«, sagte der Graf, »nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie wieder zu Ihrem Beichtvater schicke, mit dem Sie von Ihren Geheimnissen plaudern können. Aber ich fürchte mich vor einem Bewohner, den solche Einbildungen erschrecken; ich liebe es nicht, daß meine Leute abends nicht in den Garten gehen mögen. Und dann muß ich gestehen, liegt mir sehr wenig an einem Besuch eines Polizeikommissars. Ich wußte wohl, daß Sie ein Korse und ein Schmuggler sind, aber ich sehe, daß Sie noch mit andern Hunden gehetzt sind. Wir sind miteinander fertig, Herr Bertuccio!«

»O gnädiger Herr, gnädiger Herr!« rief der Verwalter, von dieser Drohung erschreckt. »Oh, wenn es nur davon abhängt, daß ich in Ihrem Dienst bleibe, so werde ich sprechen, werde alles sagen, und wenn ich Sie verlasse, gut, so geschieht es nur, um aufs Schafott zu gehen.«

»Dann ist es etwas anderes«, sagte Monte Christo; »aber wenn Sie lügen wollen, bedenken Sie wohl, so wäre es besser, Sie sagten gar nichts.«

»Nein, gnädiger Herr, ich schwöre es Ihnen beim Heil meiner Seele, daß ich Ihnen alles sagen werde, denn der Abbé Busoni selbst hat nur einen Teil meines Geheimnisses erfahren. Aber ich bitte Sie, entfernen Sie sich zuerst von dieser Platane; sehen Sie, wie Sie so dastehen, in dem Mantel, der Ihre Gestalt verhüllt, die mit derjenigen des Herrn von Villefort Ähnlichkeit hat ...«

»Wie? Es handelt sich um Herrn von Villefort?«

»Eure Exzellenz kennen ihn?«

»Den früheren Staatsanwalt von Nîmes?«

»Ja.«

»Der die Tochter des Marquis von Saint-Méran geheiratet hat?«

»Ja.«

»Und der den Ruf des ehrlichsten, strengsten und pflichttreuesten Beamten hatte?«

»Gnädiger Herr«, rief Bertuccio, »dieser Mann mit dem fleckenlosen Ruf ...«

»Nun?«

»War ein Schuft.«

»Pah!« sagte Monte Christo. »Unmöglich!«

»Es ist aber so, wie ich sage.«

»So, und Sie haben den Beweis dafür?«

»Ich hatte ihn wenigstens.«

»Und Sie haben ihn verloren?«

»Ja, aber wenn man ordentlich sucht, kann man ihn vielleicht wiederfinden.«

»Ah! Erzählen Sie, Bertuccio«, sagte der Graf; »denn die Sache fängt an mich zu interessieren.«

Und der Graf setzte sich, indem er eine Arie aus »Lucia« vor sich hin summte, auf eine Bank, während Bertuccio ihm folgte und sich seine Erinnerungen zurückrief.

Bertuccio blieb vor ihm stehen.

DIE VENDETTA

»Womit wünschen der Herr Graf, daß ich anfangen?« fragte Bertuccio.

»Ei, womit Sie wollen«, antwortete Monte Christo, »da ich absolut nichts weiß.«

»Ich glaubte indessen, daß der Herr Abbé Busoni Eurer Exzellenz gesagt hätte ...«

»Er hat mir allerdings einige Einzelheiten genannt, aber das ist schon sieben oder acht Jahre her, und ich habe alles vergessen.«

»Dann kann ich also, ohne zu fürchten, Eure Exzellenz zu langweilen ...«

»Los, Herr Bertuccio, los, Sie vertreten mir heute abend die Zeitung.«

»Die Geschichte geht bis 1815 zurück.«

»Ah, ah«, sagte Monte Christo, »das ist nicht gestern.«

»Nein, gnädiger Herr, und doch sind mir die geringsten Einzelheiten noch so gegenwärtig, als wenn es gestern gewesen wäre. Ich hatte einen älteren Bruder, der im Dienste des Kaisers stand und in einem nur aus Korseen bestehenden Regiment Leutnant geworden war. Dieser Bruder war mein einziger Freund; wir waren Waisen, ich seit meinem fünften, er seit seinem achtzehnten Jahr; er hatte mich erzogen, als ob ich sein Sohn gewesen wäre. Im Jahre 1814, unter den Bourbonen, hatte er sich verheiratet; der Kaiser kam von der Insel Elba zurück, mein Bruder nahm sofort wieder Dienste und ging, bei Waterloo leicht verwundet, mit der Armee hinter die Loire

zurück. Eines Tages empfangen wir einen Brief – wir wohnten in dem Dörfchen Rogliano am äußersten Ende von Kap Corse –, dieser Brief kam von meinem Bruder, der uns anzeigte, daß die Armee entlassen sei und daß er über Châteauroux, Clermont-Ferrand, Le Puy und Nîmes zurückkehre; wenn ich etwas Geld hätte, so bat er mich, es ihm nach Nîmes zu einem Wirt, mit dem ich Geschäfte hatte, zu schicken.«

»Geschäfte als Schmuggler«, warf Monte Christo ein.

»Lieber Gott, Herr Graf, man muß leben.«

»Gewiß; fahren Sie fort!«

»Ich liebte meinen Bruder zärtlich und wollte ihm das Geld selbst bringen. Ich besaß etwa tausend Franken; die Hälfte davon ließ ich Assunta, so hieß meine Schwägerin, zurück, mit den andern fünfhundert machte ich mich auf den Weg nach Nîmes. Die Sache war leicht, ich fuhr in meiner Barke und hatte eine Ladung auf dem Meer aufzunehmen; alles kam meinem Plan zustatten.

Aber nachdem ich geladen hatte, wurde der Wind ungünstig, so daß wir vier oder fünf Tage nicht in die Rhône einlaufen konnten. Endlich gelang es uns; wir kamen bis Arles; ich ließ die Barke zwischen Bellegarde und Beaucaire und machte mich auf den Weg nach Nîmes.

Nun war das gerade die Zeit, wo die berühmten Metzereien im Süden stattfanden. In Nîmes watete man buchstäblich im Blute; bei jedem Schritt traf man auf Leichen; die in Banden organisierten Mörder töteten alles, was Bonapartist war, plünderten und sengten.

Beim Anblick dieses Blutbades ergriff mich ein Zittern, nicht meinetwegen; ich, ein einfacher korsischer Schiffer, hatte nichts zu fürchten; im Gegenteil, jene Zeit war eine gute Zeit für uns Schmuggler, aber ich fürchtete für meinen Bruder, einen Soldaten des Kaisers, der mit seiner Uniform und seinen Epauletten von der Loirearmee zurückkam.

Ich eilte zu dem Wirtshaus. Meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht; mein Bruder war am Tag vorher in Nîmes angekommen und an der Tür desjenigen, um dessen Gastfreundschaft er nachsuchen wollte, ermordet worden.

Ich tat, was ich konnte, um seine Mörder ausfindig zu machen; aber niemand wagte mir ihre Namen zu sagen, so sehr waren sie gefürchtet. Da dachte ich an die französische Justiz, von der man mir soviel erzählt hatte, die nichts fürchtet, und begab mich zum Staatsanwalt.«

»Und dieser Staatsanwalt nannte sich Villefort?« fragte Monte Christo nachlässig.

»Ja, Exzellenz; er kam von Marseille, wo er Zweiter Staatsanwalt gewesen war. Sein Eifer hatte ihm Beförderung eingebracht. Er war, wie es hieß, einer der ersten, die der Regierung die Abfahrt Napoleons von der Insel Elba gemeldet hatten.«

»Sie gingen also zu ihm«, sagte Monte Christo, »und weiter?«

»Herr Staatsanwalt«, sagte ich zu ihm, »mein Bruder ist gestern in den Straßen von Nîmes ermordet worden, ich weiß nicht von wem, aber es ist Ihre Pflicht, das in Erfahrung zu bringen. Sie sind hier der Chef der Justiz, und es ist Sache der Justiz, die zu rächen, die sie nicht hat schützen können.«

»Und was war Ihr Bruder?« fragte der Staatsanwalt.

»Leutnant im korsischen Bataillon.«

»Also ein Soldat des Usurpators?«

»Ein Soldat der französischen Armee.«

»Nun«, antwortete er, »er hat das Schwert gezogen und ist durch das Schwert umgekommen.«

»Sie irren sich, er ist durch den Dolch umgekommen.«

»Was soll ich tun?« antwortete der Beamte.

»Das habe ich Ihnen gesagt: Sie sollen ihn rächen.«

»Und an wem?«

»An seinen Mördern.«

»Kenne ich sie denn?«

›Lassen Sie sie suchen.«

›Wozu? Ihr Bruder wird in Streit geraten und im Zweikampf gefallen sein. Alle diese alten Soldaten begehen Ausschreitungen, die sie sich unter dem Kaiserreich strafflos leisten konnten, die jetzt aber übel für sie ausfallen; unsere Leute hier im Süden lieben weder die Soldaten noch die Ausschreitungen.«

›Herr Staatsanwalt«, antwortete ich, ›ich bitte Sie nicht meinerwegen. Ich werde weinen oder mich rächen; aber mein armer Bruder hat eine Frau. Wenn mir nun auch ein Unglück zustieße, würde sie verhungern, denn sie lebte allein von der Arbeit meines Bruders. Erwirken Sie für sie eine kleine Pension von der Regierung.«

›Jede Revolution kostet Opfer«, erwiderte Herr von Villefort; ›Ihr Bruder ist solch ein Opfer geworden, das ist ein Unglück, und die Regierung schuldet darum Ihrer Familie nichts. Wenn wir alle die Racheakte abzuurteilen hätten, die Parteigänger des Usurpators gegen die des Königs ausgeübt haben, als sie an der Macht waren, so würde Ihr Bruder vielleicht heute zum Tode verurteilt sein. Was geschehen ist, ist etwas ganz Natürliches, denn es entspricht dem Gesetz der Wiedervergeltung.«

›Wie können Sie als Beamter so sprechen?« rief ich.

›Alle Korse sind Narren, wahrhaftig«, entgegnete Herr von Villefort, ›und sie glauben noch, daß ihr Landsmann Kaiser sei. Sie irren sich in der Zeit, mein Lieber; Sie hätten mir das vor zwei Monaten sagen müssen; heute ist es zu spät; gehen Sie also, und wenn Sie nicht gehen, werde ich Sie hinausführen lassen.«

Ich sah ihn einen Augenblick an, ob sich durch eine nochmalige Bitte etwas erhoffen ließe. Dieser Mann war von Stein. Ich trat vor ihn hin.

›Wohlan«, sagte ich halblaut, ›da Sie die Korse kennen, so müssen Sie wissen, wie sie ihr Wort halten. Sie finden, daß man wohl daran getan hat, meinen Bruder, der Bonapartist war, zu töten, weil Sie Royalist sind; gut, ich bin Bonapartist, und ich erkläre Ihnen, daß ich Sie töten werde. Von diesem Augenblick ab kündige ich

Ihnen die Vendetta an. Also hüten Sie sich; denn das erstmal, wo wir uns wieder von Angesicht zu Angesicht gegenüber befinden, ist Ihre letzte Stunde gekommen.«

Und ehe er sich von seiner Überraschung erholt hatte, öffnete ich die Tür und entfloh.«

»Ha, ha!« sagte Monte Christo. »Sie mit Ihrem ehrlichen Gesicht machen solche Sachen, Herr Bertuccio, und noch dazu mit einem Staatsanwalt! Pfui! Wußte er denn wenigstens, was das Wort Vendetta bedeutet?«

»Er wußte es so gut, daß er von diesem Augenblick an nicht mehr allein ausging, sich in seinem Haus einschloß und mich überall suchen ließ. Zum Glück war ich so gut versteckt, daß er mich nicht gefunden hat. Da ergriff ihn die Furcht; er zitterte davor, noch länger in Nîmes zu bleiben, bat um Versetzung, und da er in der Tat ein einflußreicher Mann war, wurde er nach Versailles versetzt; aber Sie wissen, für einen Korsen, der geschworen hat, sich an seinem Feind zu rächen, gibt es keine Entfernung, und so gut sein Wagen auch geführt wurde, war er mir nie um mehr als einen halben Tag voraus, obgleich ich ihm zu Fuß folgte.

Die Hauptsache war nicht, ihn zu töten, dazu hätte sich hundertmal Gelegenheit geboten, sondern ihn zu töten, ohne entdeckt und vor allem, ohne festgenommen zu werden; denn von nun an gehörte ich mir nicht mehr allein, sondern ich hatte meine Schwägerin zu schützen und zu ernähren. Drei Monate lang beobachtete ich Herrn von Villefort; er tat keinen Schritt aus dem Haus, ohne daß ich ihm folgte. Endlich fand ich heraus, daß er insgeheim nach Auteuil ging; ich folgte ihm und sah ihn hier in dieses Haus eintreten, nur ließ er Pferd und Wagen im Gasthaus und trat nicht wie jedermann durch die Haustür von der Straße aus ein, sondern durch die kleine Pforte, die Sie dort sehen.«

Monte Christo bekundete durch eine Kopfbewegung, daß er trotz der Dunkelheit den bezeichneten Eingang bemerkt habe.

»Ich blieb nun in Auteuil und zog Erkundigungen ein; hier mußte ich augenscheinlich meine Falle stellen.

Das Haus gehörte, wie Ihnen der Hausmeister gesagt hat, Herrn von Saint-Méran, dem Schwiegervater Villeforts. Herr von Saint-Méran wohnte in Marseille, folglich war ihm das Haus unnützlich; man sagte auch, daß er es kürzlich an eine junge Witwe vermietet habe, die man nur unter dem Namen der Baronin kannte.

In der Tat sah ich eines Abends, als ich über die Mauer spähte, eine junge Frau allein im Garten spazierengehen, wo sie von keinem fremden Haus aus beobachtet werden konnte; sie blickte oft nach der kleinen Pforte, und ich verstand, daß sie an diesem Abend Herrn von Villefort erwartete. Als sie so nahe bei mir war, daß ich trotz der Dunkelheit ihre Züge unterscheiden konnte, sah ich eine schöne junge Frau von achtzehn bis neunzehn Jahren, groß und blond. Da sie im einfachen Hauskleid war, nahm ich wahr, daß sie schwanger war und daß ihre Schwangerschaft schon ziemlich weit fortgeschritten war.

Einige Augenblicke darauf wurde die kleine Pforte geöffnet, ein Mann trat ein; die junge Frau eilte auf ihn zu; sie umarmten sich, küßten sich zärtlich und begaben sich zusammen ins Haus.

Dieser Mann war Herr von Villefort. Ich überlegte, daß, wenn er fortginge, besonders wenn er in der Nacht ginge, er allein den Garten durchqueren müßte.«

»Und haben Sie den Namen dieser Frau erfahren?« fragte der Graf.

»Nein, Exzellenz«, antwortete Bertuccio; »Sie werden sehen, daß ich keine Zeit dazu hatte.«

»Fahren Sie fort!«

»An diesem Abend«, erzählte Bertuccio weiter, »hätte ich vielleicht den Staatsanwalt töten können, aber ich kannte den Garten noch nicht genügend in allen seinen Einzelheiten. Ich fürchtete, Villefort nicht auf der Stelle zu töten, und daß, wenn jemand auf sein Rufen herbeieilte, ich nicht fliehen könnte. Ich verschob die

Tat auf das nächste Stelldichein und mietete mir, damit mir nichts entginge, ein kleines Zimmer, das nach der Straße ging, die an der Mauer entlanglief.

Drei Tage darauf sah ich gegen sieben Uhr abends einen berittenen Diener das Haus verlassen und im Galopp nach Sèvres zu davonjagen; ich vermutete, daß er sich nach Versailles begab. Ich täuschte mich nicht; nach drei Stunden kehrte der Mann, ganz mit Staub bedeckt, zurück.

Zehn Minuten später kam ein anderer Mann, der in einen Mantel gehüllt war, und öffnete die Pforte, die sich hinter ihm schloß.

Ich ging schnell nach unten. Obgleich ich das Gesicht Villeforts nicht gesehen hatte, erkannte ich ihn dennoch an dem Klopfen meines Herzens; ich stieg auf einen Prellstein an der Ecke der Mauer, von wo ich das erstemal in den Garten gesehen hatte. Diesmal begnügte ich mich nicht mit dem bloßen Beobachten; ich zog mein Messer aus der Tasche, versicherte mich, daß die Spitze gut geschliffen war, und sprang über die Mauer.

Meine erste Sorge war, zu der Pforte zu eilen; er hatte den Schlüssel stecken lassen und nur zweimal umgedreht. Nichts verhinderte also meine Flucht nach dieser Seite.

Ich begann die Örtlichkeit zu studieren. Der Garten bildete ein langes Viereck; ein Rasenplatz lag in der Mitte, an den Ecken standen dichte Baumgruppen.

Um sich von dem Haus zur Pforte zu begeben oder von der Pforte nach dem Hause, mußte Herr von Villefort an einer dieser Baumgruppen vorbei.

Es war Ende September; der Wind wehte, der blasse Mond, der jeden Augenblick durch dahinjagende große Wolken verschleiert wurde, ließ die zum Haus führenden Wege hell hervortreten, vermochte aber nicht die Dunkelheit der Baumgruppen zu durchdringen, in denen ein Mensch sich versteckthalten konnte, ohne befürchten zu müssen, gesehen zu werden.

Ich verbarg mich in der Baumgruppe, an der Villefort vorbeikommen mußte; kaum befand ich mich dort, als ich mitten in dem Brausen des Windes, der die Bäume über mir beugte, etwas wie Stöhnen zu unterscheiden glaubte. Aber Sie wissen, oder vielmehr, Sie wissen es nicht, Herr Graf, daß einer, der den Augenblick erwartet, in dem er jemanden ermorden will, immer dumpfe Schreie in der Luft zu hören glaubt. Zwei Stunden verstrichen, während deren ich mehrere Male dasselbe Stöhnen zu vernehmen glaubte. Es schlug Mitternacht.

Der letzte Schlag hallte noch klagend nach, da bemerkte ich einen schwachen Lichtschimmer hinter den Fenstern der Treppe, die wir eben herabgestiegen sind. Die Tür öffnete sich, und der Mann im Mantel erschien.

Der schreckliche Augenblick war gekommen; ich hatte mich seit so langer Zeit auf ihn vorbereitet, daß ich völlig gefaßt blieb; ich zog mein Messer, öffnete es und hielt mich bereit.

Der Mann im Mantel kam gerade auf mich zu; aber ich glaubte zu bemerken, daß er eine Waffe in der rechten Hand hielt, und bekam Furcht, nicht vor einem Kampf, sondern vor einem Mißerfolg. Erst als er bis auf einige Schritte an mich herangekommen war, sah ich, daß das, was ich für eine Waffe gehalten hatte, nichts andres als ein Spaten war.

Ich hatte noch nicht zu erraten vermocht, zu welchem Zweck Herr von Villefort einen Spaten bei sich trug, als er am Rande der Baumgruppe stehenblieb, einen Blick umherwarf und begann, ein Loch in die Erde zu graben. Da sah ich, daß sich etwas in seinem Mantel befand, den er, um nicht in seinen Bewegungen gehindert zu werden, auf den Rasen gelegt hatte.

Ich wurde neugierig und wollte sehen, was Villefort da vorhatte; unbeweglich und mit angehaltenem Atem wartete ich.

Da kam mir ein Gedanke, den ich bestätigt fand, als ich sah, daß der Staatsanwalt einen kleinen, zwei Fuß langen und sechs bis acht Zoll breiten Kasten aus dem Mantel zog.

Er vergrub den Kasten in dem Loch, warf es wieder zu und trat dann die frische Erde fest, um jede Spur der nächtlichen Arbeit verschwinden zu lassen. Da stürzte ich auf ihn zu und stieß ihm mein Messer in die Brust, indem ich sagte: ›Ich bin Giovanni Bertuccio! Deinen Tod für meinen Bruder, deinen Schatz für seine Witwe; du siehst, daß meine Rache vollständiger ist, als ich hoffte.‹

Ich weiß nicht, ob er diese Worte gehört hat, glaube es auch nicht, denn er fiel, ohne einen Schrei auszustoßen. Ich fühlte, wie sein Blut mir auf die Hand und ins Gesicht spritzte, aber ich war trunken vor Freude. In einer Sekunde hatte ich mit dem Spaten den Kasten wieder ausgegraben; dann machte ich das Loch wieder zu, warf den Spaten über die Mauer und eilte zur Pforte, die ich doppelt hinter mir abschloß und deren Schlüssel ich mitnahm.

Ich lief bis zum Flusse, setzte mich auf die Böschung, und ich sprengte, begierig zu wissen, was der Kasten enthielt, den Deckel mit meinem Messer.

In eine Windel von feinem Batist war ein neugeborenes Kind eingewickelt; das rote Gesicht und die violetten Händchen deuteten darauf hin, daß es durch ein um seinen Hals geschlungenes Band erdrosselt worden sein mußte; da es aber noch nicht kalt war, zögerte ich, es ins Wasser zu werfen.

Nach einem Augenblick glaubte ich wahrzunehmen, daß das Herz leicht schlug; ich löste ihm die Schnur vom Hals, und da ich Krankenpfleger im Hospital zu Bastia gewesen war, so tat ich, was ein Arzt in diesem Fall tut, das heißt, ich blies ihm Luft in die Lunge. Nach einer Viertelstunde, während der ich ihm unausgesetzt Luft einblies, begann das Kind zu atmen, und der kleinen Brust entfuhr ein Schrei.

Auch ich stieß einen Schrei, aber einen Freudenschrei aus. Gott verflucht mich also nicht, sagte ich mir, da er es so fügt, daß ich für das Leben, das ich dem einen genommen habe, einem andern menschlichen Wesen das Leben wiedergebe!«

»Und was machten Sie mit diesem Kind?« fragte Monte Christo.
»Es mußte für einen auf der Flucht Befindlichen ein ziemlich lästiges Gepäck sein.«

»Ich hatte auch nicht einen Augenblick den Gedanken, es zu behalten. Aber ich wußte, daß es in Paris ein Hospiz gab, wo man solche armen Geschöpfe aufnimmt. Beim Passieren der Barriere erklärte ich, das Kind unterwegs gefunden zu haben, und erkundigte mich. Das Vorhandensein des Kastens ließ an meine Worte glauben; die batistenen Windeln deuteten darauf hin, daß das Kind reichen Eltern angehörte; das Blut, mit dem ich bedeckt war, konnte ebensogut von dem Kind herrühren wie von sonst jemand. Man ließ mich ungehindert gehen und bezeichnete mir das Hospiz, das sich ganz am Ende der Rue d'Enfer befand. Nachdem ich die Vorsicht gebraucht hatte, die Windel entzweizuschneiden, so daß einer der beiden Buchstaben, mit denen sie gekennzeichnet war, an dem Stück blieb, das das Kind umhüllte, während ich das Stück mit dem andern Buchstaben behielt, setzte ich den Kasten mit dem Kind in den Turm, zog die Glocke und lief eilends davon. Vierzehn Tage darauf war ich wieder in Rogliano und sagte zu Assunta:

›Tröste dich, Schwägerin, Israel ist tot, aber ich habe ihn gerächt.«

Sie fragte mich, was diese Worte bedeuten sollten, und ich erzählte ihr alles, was sich ereignet hatte.

›Giovanni«, sagte Assunta zu mir, ›du hättest das Kind mitbringen sollen; wir hätten Elternstelle an ihm vertreten, hätten es Benedetto genannt, und Gott hätte uns wegen dieser guten Tat gesegnet.«

Statt aller Antwort gab ich ihr die Hälfte der Windel, die ich behalten hatte, um das Kind dereinst, wenn es uns besser gehen würde, zurückzuverlangen.«

»Mit welchen Buchstaben war diese Windel gekennzeichnet?« fragte Monte Christo.

›Mit einem H und einem N mit darüber gestickter Baronskrone.«

»Wo haben Sie denn Ihre heraldischen Studien gemacht, Herr Bertuccio?«

»In Ihrem Dienst, Herr Graf, wo man alles lernt.«

»Fahren Sie fort, ich bin neugierig, zweierlei zu erfahren.«

»Was denn, gnädiger Herr?«

»Was aus dem kleinen Jungen geworden ist. Haben Sie nicht gesagt, daß es ein Junge war, Herr Bertuccio?«

»Nein, Exzellenz; ich erinnere mich nicht, davon gesprochen zu haben.«

»Ah, ich glaubte, es gehört zu haben; dann werde ich mich getäuscht haben.«

»Nein, Sie haben sich nicht getäuscht, denn es war in der Tat ein Junge; aber Exzellenz wünschten zweierlei zu wissen. Was ist das zweite?«

»Das zweite wäre das Verbrechen, dessen Sie angeklagt waren, als Sie einen Beichtvater verlangten und der Abbé Busoni Sie darauf in dem Gefängnis von Nîmes besuchte.«

»Vielleicht wird Ihnen die Erzählung zu lang vorkommen, Exzellenz.«

»Was schadet's? Es ist kaum zehn Uhr; Sie wissen, daß ich nicht schlafe, und ich nehme an, daß auch Sie keine große Lust dazu haben.«

Bertuccio verneigte sich und nahm seine Erzählung wieder auf, von der hier nur das für die nachfolgenden Ereignisse Wichtige kurz wiedergegeben werden soll.

Seine Unternehmungen als Schmuggler glückten ihm, so daß er sie allmählich ausdehnte und seine Ersparnisse wuchsen. Als er eines Tages von einer sechswöchigen Fahrt zurückkehrte, hatte Assunta das Kind von Paris geholt, das man ihr, da sie die Hälfte der Windel vorgezeigt und Tag und Stunde der Einlieferung abgegeben hatte, ohne weitere Schwierigkeiten überlassen hatte. Es war ein reizender Junge mit blauen Augen, milchweißer Haut und rot-blonden Haaren. Der Knabe, den sie Benedetto nannten, wurde von

Assunta wie ein Prinz behandelt, offenbarte aber bald einen boshaf-
ten Charakter und machte durch seine schlechten Streiche und sei-
nen Widerwillen gegen jede Arbeit seinen Pflegeeltern viele Sorgen.
Der Gedanke, daß er den Vater des Knaben getötet hatte, machte
es Bertuccio unmöglich, ihn gebührend zu züchtigen. Bertuccio
beschloß deshalb, ihn auch gegen seinen Willen als Sekretär auf ei-
nem Schiff unterzubringen.

Dieser Plan wurde aber nicht ausgeführt. Eines Nachts, als
Bertuccio mit seiner Barke voll geschmuggelter Waren am Ufer der
Rhône lag, wurde die Barke von Steuerbeamten und Gendarmen
umzingelt; Bertuccio gelang es, durch eine Falltür in der Barke zu
entkommen; er schwamm unter Wasser und erreichte glücklich
das Ufer.

Er befand sich zwischen Beaucaire und Arles und eilte zu einem
an der Landstraße liegenden Wirtshaus, dessen Besitzer mit den
Schmugglern im Einverständnis war.

»Und wie nannte sich dieser Mann?« fragte der Graf, der an dem
Bericht Interesse zu nehmen begann.

»Er hieß Gaspard Caderousse; ein strammer Kerl von vierzig bis
fünfundvierzig Jahren, der uns schon mehrfach unter schwierigen
Umständen Beweise seiner Geistesgegenwart und seines Mutes ge-
geben hatte.«

»Und das war im Jahre ...?« fragte Monte Christo.

»1829, Herr Graf.«

»In welchem Monat?«

»Im Juni.«

»Zu Anfang oder Ende?«

»Es war am Dritten abends.«

»Ah«, bemerkte Monte Christo, »am dritten Juni 1829 ... Gut,
fahren Sie fort.«

»Ich wollte Caderousse um Unterschlupf bitten; da wir aber nie
durch die Straßentür eintraten, so sprang ich auch diesmal über die
Hecke und schlich dem Hause zu. In der Besorgnis, daß Caderousse

irgendeinen Reisenden beherbergen könnte, begab ich mich auf einen Hängeboden, auf dem ich schon häufig die Nacht so gut wie im besten Bett zugebracht hatte. Dieser Hängeboden war von dem Gastzimmer im Erdgeschoß nur durch eine Bretterwand getrennt, in der Löcher angebracht waren, damit wir den günstigsten Augenblick erspähen konnten, um zu erkennen zu geben, daß wir da wären. Ich gedachte, falls Caderousse allein wäre, ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen, etwas zu genießen und unter dem Schutz des drohenden Gewitters wieder ans Ufer zu gehen und zu sehen, was aus meiner Barke und der Mannschaft geworden sei. Gerade als ich mich auf den Hängeboden schlich, trat Caderousse mit einem Unbekannten ins Gastzimmer.

Der Mann war einer jener Markthändler, die nach Beaucaire zur Messe kommen, um Juwelen zu verkaufen, und die während der vierwöchigen Dauer der Messe manchmal für hundert- bis hundertfünfzigtausend Franken Geschäfte machen.

Caderousse trat rasch zuerst ein. Da er sah, daß das Gastzimmer wie gewöhnlich leer und nur von seinem Hund bewacht war, rief er seine Frau.

›He, Frau! Der würdige Geistliche hat uns nicht getäuscht; der Diamant war echt.‹

Ein Ausruf der Freude ließ sich vernehmen, und die Treppe krachte unter einem unbeholfenen Gang.

›Was sagst du?‹ fragte die Frau, bleicher als der Tod.

›Ich sage, daß der Diamant echt ist und daß der Herr hier, einer der ersten Pariser Juwelenhändler, bereit ist, uns fünfzigtausend Franken dafür zu geben. Nur will er, um sicher zu sein, daß der Diamant auch wirklich uns gehört, daß auch du ihm erzählst, auf welche Weise wir dazu gekommen sind. Inzwischen setzen Sie sich und nehmen Sie eine Erfrischung.‹

Der Juwelier musterte aufmerksam das Innere des Wirtshauses und die augenscheinliche Armut derjenigen, die ihm einen Diamanten verkaufen wollten. ›Erzählen Sie‹, sagte er.

›Ach Gott‹, sagte die Frau, ›es ist ein Segen des Himmels, auf den wir nicht gefaßt waren. Denken Sie sich, daß mein Mann im Jahre 1814 oder 15 mit einem Seemann namens Edmund Dantès befreundet war. Dieser Arme, den Caderousse vollständig vergessen hatte, hat ihn nicht vergessen, denn er hat ihm bei seinem Tode den Diamanten, den Sie gesehen haben, vermacht.‹

›Aber wie war der zu dem Diamanten gekommen? Hatte er ihn schon, ehe er ins Gefängnis kam?‹

›Nein‹, antwortete die Frau, ›aber er scheint im Gefängnis die Bekanntschaft eines sehr reichen Engländers gemacht zu haben, und da sein Zellengenosse krank wurde und Dantès ihn wie einen Bruder gepflegt hat, so hat der Engländer, als er freikam, dem armen Dantès diesen Diamanten geschenkt, den Dantès, als er im Gefängnis starb, uns vermacht hat und den uns der würdige Abbé, der heute morgen hier war, in seinem Auftrag gebracht hat.‹

›Das ist genau dieselbe Geschichte‹, murmelte der Juwelier, ›und sie kann ja schließlich wahr sein, so unwahrscheinlich sie einem auch im ersten Augenblick vorkommt. Es bliebe also nur noch übrig, daß wir uns über den Preis einigten.‹

›Wie? Ich glaubte, Sie wollten den Preis zahlen, den ich gefordert habe.‹

›Das heißt, ich habe vierzigtausend Franken dafür geboten‹, antwortete der Juwelier.

›Vierzigtausend!‹ rief die Frau. ›Dafür geben wir ihn nicht her. Der Abbé hat uns gesagt, er wäre fünfzigtausend wert, und das noch ohne die Fassung.‹

›Wie hieß denn der Abbé?‹ fragte der Juwelier.

›Abbé Busoni‹, antwortete die Frau.

›Also ein Fremder!‹

›Es war wohl ein Italiener aus der Gegend von Mantua.‹

›Zeigen Sie mir den Diamanten, ich will ihn nochmals ansehen‹, sagte der Juwelier. ›Man beurteilt die Steine beim ersten Anblick oft falsch.‹

Caderousse zog ein kleines schwarzes Etui aus der Tasche, öffnete es und reichte es dem Juwelier. Beim Anblick des Diamanten, der die Größe einer Haselnuß hatte, funkelten die Augen der Frau vor Gier. Der Juwelier nahm den Ring, zog eine Stahlzange und eine kleine kupferne Waage aus der Tasche, löste den Stein aus der Goldfassung und wog ihn sorgfältig.

›Ich will fünfundvierzigtausend Franken geben‹, sagte er, ›aber keinen Sou mehr. Da dies übrigens der Wert des Diamanten ist, so habe ich gerade diese Summe mitgebracht.‹

›Oh, das hat nichts auf sich‹, meinte Caderousse, ›ich gehe mit Ihnen nach Beaucaire zurück, um die andern fünftausend Franken zu holen.‹

›Nein‹, antwortete der Juwelier, indem er den Ring und den Diamanten zurückgab; ›nein, er ist nicht mehr wert, und es tut mir auch leid, daß ich Ihnen so viel geboten habe, da in dem Stein ein Fehler ist, den ich vorher nicht gesehen hatte; aber einerlei, mein Wort soll gelten; ich habe fünfundvierzigtausend Franken gesagt und bleibe dabei.‹

›Fügen Sie wenigstens den Diamanten wieder in den Ring‹, sagte die Frau.

›Das ist nicht mehr als billig‹, erwiderte der Juwelier und setzte den Diamanten wieder ein.

›Gut‹, meinte Caderousse, indem er das Etui wieder in die Tasche steckte, ›da verkaufe ich ihn an jemand anders.‹

›Ein anderer wird aber nicht so willig sein wie ich‹, entgegnete der Juwelier, ›und wird sich nicht mit der Auskunft, die Sie mir gegeben haben, begnügen. Es ist sonderbar, daß ein Mann wie Sie einen Diamanten im Wert von fünfzigtausend Franken besitzt; er wird Sie anzeigen, der Abbé Busoni muß herbeigeschafft werden, und Abbés, die Diamanten im Werte von zweitausend Louisdors verschenken, sind selten. Das Gericht wird den Stein an sich nehmen, man wird Sie einsperren, und wenn Sie für unschuldig befunden und nach drei oder vier Monaten in Freiheit gesetzt werden, gibt

man Ihnen einen falschen Stein, der drei Franken wert ist, statt eines Diamanten von fünfzig- oder vielleicht sogar fünfundfünfzigtausend Franken, bei dessen Kauf man aber, wie Sie zugeben werden, ein gewisses Risiko läuft.«

Caderousse und seine Frau befragten sich mit Blicken.

›Nein«, sagte Caderousse, ›wir sind nicht so reich, um fünftausend Franken verlieren zu können.«

›Wie Sie wollen, mein Lieber«, antwortete der Juwelier, ›ich hatte jedoch, wie Sie sehen, schönes Geld mitgebracht.«

Und er zog aus der einen Tasche eine Handvoll Goldstücke, die er vor den geblendeten Augen des Wirtes glänzen ließ, und aus der andern ein Paket Banknoten.

In der Seele Caderousses ging jedenfalls ein schwerer Kampf vor.

Er wandte sich an seine Frau.

›Was meinst du dazu?« fragte er sie leise.

›Gib ihn ihm«, antwortete diese. ›Wenn er ohne den Diamanten nach Beaucaire zurückkehrt, zeigt er uns an, und wer weiß, ob wir den Abbé Busoni wieder aufreiben können.«

›Schön denn«, sagte Caderousse, ›nehmen Sie den Diamanten für fünfundvierzigtausend Franken; meine Frau wünscht aber eine goldene Kette und ich ein Paar silberne Schnallen.«

Der Juwelier zog eine Schachtel aus der Tasche, in der sich mehrere der verlangten Sachen befanden.

›Da«, sagte er, ›ich bin nicht knickrig, suchen Sie sich etwas aus.«

Die Frau wählte eine goldne Kette, die fünf Louisdors wert sein mochte, und der Mann ein Paar Schnallen, die vielleicht fünfzehn Franken kosteten.

›Ich hoffe, daß Sie zufrieden sind«, sagte der Juwelier.

›Der Abbé hat gesagt, er sei fünfzigtausend Franken wert«, murmelte Caderousse.

›Na, hören Sie«, sagte der Juwelier, indem er ihm den Diamanten aus der Hand zog. ›Welch schrecklicher Mensch! Ich zahle ihm fünfundvierzigtausend Franken aus, zweitausendfünfhundert Livres

Rente, das heißt ein Vermögen, wie ich es mir wünschte, und er ist noch nicht zufrieden.«

›Und die fünfundvierzigtausend Franken«, fragte Caderousse mit heiserer Stimme; ›lassen Sie sehen, wo sind sie?«

›Da sind sie«, antwortete der Juwelier und zählte fünfzehntausend Franken in Gold und dreißigtausend in Banknoten auf den Tisch.

›Warten Sie, ich will die Lampe anstecken«, sagte die Frau; ›es ist nicht mehr hell, und wir könnten uns irren.«

In der Tat war während dieser Unterhaltung die Nacht gekommen und mit ihr das Gewitter, das seit einer halben Stunde gedroht hatte. Man hörte den Donner dumpf in der Ferne grollen; aber alle drei schienen sich nicht darum zu kümmern, der Dämon des Gewinns beherrschte sie zu sehr.

Ich selbst hatte ein sonderbares Gefühl bei dem Anblick all dieses Goldes und der Banknoten. Mir war's, als ob ich träumte, und wie im Traum fühlte ich mich an den Platz gefesselt.

Caderousse zählte das Gold und die Scheine mehrere Male und gab sie dann seiner Frau, die sie auch mehrere Male zählte.

Während dieser Zeit ließ der Juwelier den Diamanten im Licht der Lampe funkeln, und der Stein warf Blitze, welche die vergessenen ließen, die als Vorläufer des Gewitters die Fenster erhellten.

›Nun, stimmt es?« fragte der Juwelier.

›Ja«, antwortete Caderousse. ›Gib mir die Brieftasche und such einen Beutel, Frau.«

Die Frau holte aus einem Schrank eine alte lederne Brieftasche; Caderousse nahm einige fettige Briefe heraus und legte die Scheine dafür hinein. Dann brachte die Frau einen Beutel, der zwei oder drei Taler, wahrscheinlich das ganze Vermögen des armseligen Haushalts, enthielt.

›So«, sagte Caderousse, ›wenn Sie uns auch vielleicht um zehntausend Franken übers Ohr gehauen haben, wollen Sie mit uns Abendbrot essen?«

›Ich danke‹, antwortete der Juwelier, ›es ist spät, und ich muß nach Beaucaire zurück; meine Frau würde sonst unruhig sein.‹ Er zog seine Uhr. ›Zum Teufel!‹ rief er. ›Bald neun Uhr! Da werde ich nicht vor Mitternacht nach Hause kommen. Lebt wohl, Kinder; sollten sich zufällig bei Ihnen nochmals solche Abbés einstellen, so denken Sie an mich.‹

›In acht Tagen werden Sie nicht mehr in Beaucaire sein, da die Messe in der nächsten Woche zu Ende geht‹, bemerkte Caderousse.

›Nein, aber das macht nichts; schreiben Sie mir nach Paris, an Herrn Joannes im Palais-Royal, Galerie de Pierre Nummer 45; ich werde bloß Ihretwegen die Reise machen, wenn es die Mühe wert ist.‹

Ein Donnerschlag ertönte, begleitet von einem grelleuchtenden Blitz.

›Oh, oh!‹ sagte Caderousse. ›Wollen Sie bei diesem Wetter fort?‹

›Ich fürchte mich nicht vor dem Gewitter‹, antwortete der Juwelier.

›Und auch nicht vor Räubern?‹ fragte die Frau. ›Die Landstraße ist während der Messe unsicher.‹

›Oh, für die habe ich hier etwas‹, erwiderte Joannes und zog ein Paar kleine geladene Pistolen aus der Tasche. ›Das sind Hunde, die zu gleicher Zeit bellen und beißen. Die sind für die beiden ersten, Vater Caderousse, die nach Ihrem Diamanten Verlangen haben sollten.‹

Caderousse und Frau wechselten einen finstern Blick; sie schienen gleichzeitig einen schrecklichen Gedanken zu haben.

›Dann glückliche Reise!‹ sagte Caderousse.

›Danke schön!‹ entgegnete der Juwelier.

Er nahm seinen Stock und ging.

In dem Augenblick, da er die Tür öffnete, fuhr ein Windstoß ins Zimmer, daß die Lampe fast erlosch.

›Oh‹, sagte er, ›das wird ein hübsches Wetter werden, und darin zwei Meilen über Land machen!‹

›Bleiben Sie«, sagte Caderousse, ›Sie können hier schlafen.«
›Ja, bleiben Sie doch«, stimmte die Frau mit zitternder Stimme zu;
›wir werden gut für Sie sorgen.«

›Nein, ich muß nach Beaucaire. Lebt wohl!«
Caderousse ging langsam bis an die Schwelle.

›Man kann weder Himmel noch Erde unterscheiden«, sagte der Juwelier, schon außerhalb des Hauses. ›Muß ich mich rechts oder links halten?«

›Rechts«, antwortete Caderousse; ›Sie können nicht fehlgehen, die Straße ist an beiden Seiten mit Bäumen eingefast.«

›Gut, ich hab' sie schon«, hörte man den Juwelier schon aus der Ferne sagen.

›Schließ doch die Tür!« sagte die Frau. ›Ich sitze nicht gern bei offenen Türen, wenn es donnert.«

›Und wenn man Geld im Hause hat, nicht wahr?« entgegnete Caderousse, indem er die Tür doppelt zuschloß. Er kehrte ins Zimmer zurück, holte den Beutel und die Briefftasche aus dem Schrank, und beide begannen zum drittenmal ihr Gold und ihre Banknoten zu zählen.

Ich habe nie solch einen Ausdruck von Habgier gesehen wie auf diesen Gesichtern, die von der flackernden Lampe beleuchtet wurden. Besonders die Frau war entsetzlich anzusehen; das fiebrige Zittern, das sie gewöhnlich hatte, war stärker geworden; ihr bleiches Gesicht war erdfahl, ihre hohlen Augen flammten.

›Warum hast du ihm denn angeboten, hier zu schlafen?« fragte sie mit dumpfer Stimme.

›Nun eben«, antwortete Caderousse bebend, ›weil ... damit er nicht die Mühe hätte, nach Beaucaire zurückzugehen.«

›Ah!« entgegnete die Frau mit einem nicht wiederzugebenden Ausdruck. ›Ich glaubte, aus einem andern Grund.«

›Frau! Frau!« rief Caderousse. ›Warum hast du solche Gedanken, und warum behältst du sie nicht für dich?«

›Einerlei‹, sagte die Frau nach einem Augenblick des Schweigens,
›du bist kein Mann.‹

›Wieso?‹ fragte Caderousse.

›Wenn du ein Mann wärst, wäre er nicht von hier fortgekommen.‹

›Weib!‹

›Oder er käme nicht nach Beaucaire.‹

›Weib!‹

›Die Landstraße macht einen Bogen, und er muß auf der Landstraße bleiben; aber es gibt einen kürzern Weg am Kanal entlang.‹

›Frau, du beleidigst den lieben Gott. Da, höre ...‹

In der Tat hörte man einen furchtbaren Donnerschlag, während zugleich ein bläulicher Blitz den ganzen Raum erhellte.

›Jesus!‹ rief die Frau, sich bekreuzigend.

In demselben Augenblick wurde an die Tür geklopft. Caderousse und seine Frau fuhren zusammen und sahen sich erschrocken an.

›Wer ist da?‹ rief Caderousse, indem er aufstand, das auf dem Tisch liegende Gold und die Scheine zu einem Haufen zusammenraffte und mit den Händen zudeckte.

›Ich‹, sagte eine Stimme.

›Wer sind Sie?‹

›Ei, zum Kuckuck, Joannes, der Juwelier.‹

›Nun, was sagtest du denn‹, flüsterte die Frau mit einem schrecklichen Lächeln, ›daß ich den lieben Gott beleidigte ...! Da schickt ihn der liebe Gott wieder zu uns.‹

Caderousse sank bleich und keuchend auf seinen Stuhl zurück. Die Frau aber stand auf, ging festen Schritts an die Tür und öffnete.

›Kommen Sie nur herein, lieber Joannes‹, sagte sie.

›Wahrhaftig‹, rief der Juwelier, der von Wasser tropfte, ›der Teufel scheint nicht zu wollen, daß ich heute abend wieder nach Beaucaire komme. Mein lieber Herr Caderousse, Sie haben mir Gastfreundschaft angeboten; ich nehme sie an und komme zurück, um bei Ihnen zu schlafen.‹

Caderousse stammelte einige Worte, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Die Frau drehte hinter dem Juwelier den Schlüssel zweimal um.

DER BLUTREGEN

Der Juwelier warf beim Eintreten einen forschenden Blick um sich, aber nichts schien seinen Argwohn zu wecken oder zu bestätigen.

Caderousse hielt noch immer beide Hände auf das Geld. Die Frau lächelte dem Gast freundlich zu.

›Aha‹, sagte der Juwelier. ›Sie scheinen Angst gehabt zu haben, daß Sie sich verzählt haben könnten.‹

›Das nicht‹, antwortete Caderousse, ›aber der Besitz ist so unerwartet gekommen, daß wir nicht daran glauben können und uns einbilden, wir hätten geträumt, wenn wir den Beweis nicht vor Augen haben.‹

Der Juwelier lächelte.

›Haben Sie Reisende im Hause?‹

›Nein‹, antwortete Caderousse, ›wir geben keine Betten; wir sind der Stadt zu nahe, und niemand kehrt hier ein.‹

›Dann falle ich Ihnen wohl sehr zur Last?‹

›Sie uns zur Last fallen, mein lieber Herr!‹ entgegnete freundlich die Wirtin. ›Durchaus nicht!‹

›Wo bringen Sie mich denn unter?‹

›In dem Zimmer oben.‹

›Ist das aber nicht Ihr Zimmer?‹

›Oh, das schadet nichts, wir haben im Zimmer nebenan ein zweites Bett.‹

Caderousse sah seine Frau voll Erstaunen an.

Der Juwelier trällerte ein Liedchen, indem er sich den Rücken am Feuer wärmte, das die Wirtin für den Gast angezündet hatte.

Die Frau legte an dem einen Ende des Tisches eine Serviette auf und brachte die mageren Überreste einer Mahlzeit und dazu einige frische Eier.

Caderousse hatte die Scheine wieder in die Brieftasche gelegt, das Gold in den Beutel getan und alles wieder in den Schrank gepackt. Er ging finster und nachdenklich im Zimmer auf und ab und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Juwelier, der sich von allen Seiten am Feuer trocknen ließ.

›So«, sagte die Wirtin, indem sie eine Flasche Wein auf den Tisch stellte, ›wenn Sie essen wollen, es ist fertig.‹

›Und Sie?‹ fragte Joannes.

›Ich esse nicht zu Abend«, antwortete Caderousse.

›Wir haben erst sehr spät zu Mittag gegessen«, beeilte sich die Wirtin hinzuzusetzen.

›Dann soll ich also allein essen?‹ fragte der Juwelier.

›Wir werden Sie bedienen«, antwortete die Wirtin.

Von Zeit zu Zeit warf Caderousse einen schnellen Blick auf sie. Das Gewitter tobte weiter.

›Hören Sie, hören Sie?‹ sagte die Wirtin. ›Sie haben recht daran getan zurückzukommen.‹

›Wenn sich das Unwetter aber während des Essens legt, werde ich mich wieder auf den Weg machen«, antwortete der Juwelier.

›Es ist der Mistral«, warf Caderousse kopfschüttelnd ein, ›der dauert mindestens bis morgen.‹ Er seufzte.

Der Juwelier begann zu essen, und Caderousses Frau machte dabei die aufmerksame Wirtin; sie, die sonst so unfreundlich und übellau-nig war, war auf einmal die Aufmerksamkeit und Höflichkeit selbst. Caderousse sagte kein Wort, er ging fortwährend auf und ab und schien seinen Gast nur mit Widerstreben anzusehen.

Als der Juwelier gegessen hatte, ging Caderousse an die Tür und öffnete sie.

›Ich glaube, das Wetter gibt sich‹, sagte er.

In diesem Augenblick aber machte ein furchtbarer Donnerschlag das Haus erbeben, ein Windstoß fegte den Regen ins Zimmer und blies die Lampe aus.

Caderousse schloß die Tür wieder, und seine Frau zündete an dem erlöschenden Feuer eine Kerze an.

›Da‹, sagte sie zu dem Juwelier, ›Sie müssen müde sein; ich habe das Bett frisch bezogen. Gehen Sie hinauf und schlafen Sie wohl!‹

Joannes blieb noch einen Augenblick, um sich zu vergewissern, daß das Unwetter sich nicht legte; da Donner und Regen nur stärker wurden, sagte er seinen Wirten gute Nacht und ging nach oben.

Ich hörte jede Treppenstufe unter seinen Füßen knarren. Die Wirtin sah ihm mit gierigen Augen nach, Caderousse dagegen wandte ihm den Rücken zu und blickte nicht einmal nach seiner Seite hin.

Alle diese Einzelheiten, die mir später wieder eingefallen sind, fielen mir damals nicht weiter auf; was da vorging, war ja ganz natürlich, wenn mir auch die Geschichte mit dem Diamanten unwahrscheinlich vorkam.

Da mich die Müdigkeit überwältigte, beschloß ich, einige Stunden zu schlafen und mich mitten in der Nacht zu entfernen. In dem Zimmer über mir hörte ich den Juwelier seine Vorbereitungen zum Schlafengehen treffen und bald darauf das Bett unter ihm knarren.

Ich warf noch einen Blick in die Küche. Caderousse saß mit dem Rücken zu mir auf einer Bank an einem langen Tisch und hielt den Kopf in beiden Händen. Seine Frau sah ihren Mann eine Zeitlang an, zuckte die Schultern und setzte sich ihm gegenüber.

In diesem Augenblick ergriff die erlöschende Flamme noch einen Rest trockenen Holzes; der trübe Raum lag in etwas hellerem Licht. Die Frau sah ihren Mann an, und da dieser in derselben Stellung verharrte, streckte sie ihre knöchernen Hand nach ihm aus und berührte ihn an der Stirn.

Caderousse erbebte. Mir war's, als ob die Frau die Lippen bewegte; sei es nun aber, daß sie flüsterte oder daß mich der Schlaf schon halb umfassen hielt, genug, ich hörte nichts. Endlich schlossen sich meine Augen, und ich schlief ein.

Ich lag im tiefsten Schlaf, als ich durch einen Pistolenschuß, dem ein furchtbarer Schrei folgte, geweckt wurde. Einige taumelnde Tritte ertönten auf dem Fußboden des Zimmers oben, und eine leblose Masse stürzte auf die Treppe gerade über mir. Ich war noch nicht völlig zu mir gekommen; ich hörte ein Stöhnen, dann erstickte Schreie, wie sie einen Kampf begleiten.

Ein letzter Schrei, der länger dauerte als die andern und in ein Ächzen ausklang, machte mich vollständig munter. Ich stützte mich auf einen Arm, öffnete die Augen, die in der Finsternis nichts sahen, und faßte nach der Stirn, da war mir, als ob es mir durch die Bretter der Treppe warm auf den Kopf rieselte.

Dem schrecklichen Lärm war die tiefste Stille gefolgt. Ich hörte die Tritte eines Mannes über meinem Kopf; die Treppe knarrte; der Mann ging nach unten, trat an den Kamin und zündete eine Kerze an.

Dieser Mann war Caderousse; sein Gesicht war bleich und sein Hemd mit Blut bedeckt. Als er die Kerze angezündet hatte, ging er schnell wieder nach oben.

Einen Augenblick darauf kam er wieder herunter. Er hatte das Etui in der Hand, überzeugte sich, daß der Diamant darin war, und wickelte es darauf in sein rotes Taschentuch, das er um den Hals band.

Darauf lief er an den Schrank, nahm seine Banknoten und sein Gold, steckte alles in die Tasche, ergriff noch einige Hemden und lief durch die Tür davon. Da wurde mir alles klar; ich machte mir Vorwürfe, als ob ich der eigentlich Schuldige war. Es war mir, als ob ich noch Stöhnen hörte. Ich stemmte meine Schultern gegen eins der schlecht befestigten Bretter, es gab nach, und ich befand mich im Hause.

Ich ergriff das Licht und lief zur Treppe; ein Körper lag quer über die Treppe, es war die Leiche der Wirtin. Der Pistolenschuß hatte ihr gegolten; sie war in den Hals getroffen, das Blut rann aus beiden Schußlöchern und aus dem Munde.

Sie war tot. Ich sprang über den Leichnam und lief nach dem oberen Zimmer. Ich fand alles in der wildesten Unordnung. Einige Möbel waren umgestürzt, das Laken, an dem der unglückliche Juwelier sich festgehalten hatte, war durch das Zimmer gezogen, er selbst lag auf dem Boden, den Kopf an die Wand gestützt, in einer Blutlache. Das Blut strömte ihm aus drei großen Wunden in der Brust, in einer vierten steckte ein langes Küchenmesser, von dem nur der Griff zu sehen war. Ich trat auf die zweite Pistole, die nicht losgegangen war, offensichtlich, weil das Pulver feucht geworden war.

Ich näherte mich dem Juwelier; er war noch nicht tot, denn bei dem Geräusch, das ich machte, und bei der Erschütterung des Fußbodens öffnete er die verstörten Augen, vermochte sie einen Augenblick auf mich zu heften, bewegte die Lippen, als ob er sprechen wollte, und verschied.

Dieser schreckliche Anblick hatte mich fast besinnungslos gemacht; als ich sah, daß ich niemand mehr Hilfe bringen konnte, fühlte ich nur das eine Verlangen: zu fliehen. Ich stürzte nach der Treppe, während ich mir das Haar raufte und vor Entsetzen Schreie ausstieß.

Im untern Raum befanden sich fünf oder sechs Zollwächter und einige Gendarmen. Man bemächtigte sich meiner; ich versuchte nicht einmal Widerstand zu leisten, ich war nicht mehr Herr meiner Sinne. Ich wollte sprechen, stieß aber nur einige unartikulierte Laute hervor.

Da ich sah, daß die Zollwächter und Gendarmen mit Fingern auf mich wiesen, sah ich an mir herunter; ich war ganz mit Blut bedeckt. Jener warme Regen, den ich durch die Planken der Treppe hatte rieseln fühlen, war das Blut der Wirtin gewesen.

Ich zeigte mit den Fingern nach der Stelle, wo ich versteckt gewesen war.

›Was will er sagen?‹ fragte der Gendarm.

Ein Zollwächter sah nach.

›Er will sagen, daß er da hereingekommen ist.‹ Und er zeigte die Öffnung, durch die ich tatsächlich ins Haus gekommen war.

Da begriff ich, daß man mich für den Mörder hielt, und fand meine Stimme und meine Kraft wieder. Ich machte meine Hände los und schrie: ›Ich war's nicht, ich war's nicht!‹

Zwei Gendarmen legten ihre Karabiner auf mich an.

›Wenn du dich rührst, bist du des Todes,‹ sagten sie.

›Ich wiederhole nochmals, daß ich es nicht gewesen bin,‹ rief ich.

›Deine Geschichte kannst du den Richtern in Nîmes vortragen,‹ sagten sie. ›Jetzt folge uns; und wir raten dir gut, leiste keinen Widerstand.‹

Das war auch nicht meine Absicht; das Staunen und der Schrecken hatten mich übermannt. Man legte mir Handschellen an, band mich an den Schwanz eines Pferdes und führte mich nach Nîmes.

Ein Zollwächter war mir bei meiner Flucht von der Rhône gefolgt, hatte mich in der Nähe des Hauses aus dem Gesicht verloren und in der Annahme, daß ich die Nacht dort zubringen würde, seine Kameraden benachrichtigt. Sie waren gerade zeitig genug gekommen, um den Schuß zu hören und mich festzunehmen. Der Anschein sprach dafür, daß ich der Täter war, und ich begriff, wie schwer es sein würde, meine Unschuld zu beweisen.

Ich bat sofort den Untersuchungsrichter, einen gewissen Abbé Busoni suchen zu lassen, der an jenem Tag in dem Wirtshaus an der Landstraße eingekehrt sei. Hatte Caderousse eine Geschichte erfunden und existierte dieser Abbé nicht, so war ich offenbar verloren, falls nicht Caderousse ergriffen wurde und alles gestand.

Zwei Monate verflossen, während deren, das muß ich zum Lob meiner Richter sagen, alles getan wurde, um den Aufenthalt des

Abbés Busoni festzustellen. Ich hatte schon alle Hoffnung verloren, Caderousse war nicht ergriffen worden, als am achten September, das heißt, drei Monate und fünf Tage nach dem Ereignis, der Abbé Busoni im Gefängnis erschien. Er habe, sagte er, in Marseille erfahren, daß ein Gefangener ihn zu sprechen wünsche, und sei hergeeilt.

Sie können sich denken, wie freudig ich ihn empfing; ich erzählte ihm die Vorgänge, deren Zeuge ich gewesen war, und erwähnte voll Unruhe die Geschichte mit dem Diamanten. Gegen meine Erwartung war sie Punkt für Punkt wahr, und er schenkte dem, was ich sagte, vollständig Glauben. Hingerissen von seinem milden Wesen und da ich sah, daß er die Sitten meiner Heimat genau kannte, erzählte ich ihm unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses das Abenteuer von Auteuil in allen seinen Einzelheiten, in der Hoffnung, daß die Vergebung für das einzige Verbrechen, das ich begangen hatte, von seinen barmherzigen Lippen kommen könnte. Das Geständnis dieses Mordes, den ich ihm nicht hätte zu offenbaren brauchen, bewies ihm, daß ich den andern nicht begangen hatte, und als er mich verließ, sagte er mir, ich solle die Hoffnung nicht sinken lassen, und versprach, alles, was er vermöge, zu tun, um die Richter von meiner Unschuld zu überzeugen.

Ich erhielt bald den Beweis, daß er sich tatsächlich für mich verwendet hatte, denn meine Gefangenschaft wurde allmählich gemildert, und ich hörte, daß mein Prozeß erst in der zweiten Schwurgerichtssession stattfinden sollte.

Die Vorsehung fügte es, daß Caderousse bald darauf im Ausland festgenommen und nach Frankreich gebracht wurde. Er gestand alles und erklärte, von seiner Frau zu dem Mord verleitet worden zu sein. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, und ich wurde freigelassen.«

»Und dann stellten Sie sich bei mir mit einem Brief vom Abbé Busoni vor?«

»Ja, Exzellenz, er hatte sichtlich Interesse für mich bekommen.

›Ihr Schmugglerhandwerk wird Sie verderben‹, sagte er mir, ›wenn Sie frei sind, geben Sie es auf.‹

›Aber, mein Vater‹, fragte ich, ›wovon sollen ich und meine arme Schwägerin denn leben?‹

›Eins meiner Beichtkinder‹, antwortete er, ›hat große Achtung vor mir und mich beauftragt, ihm einen Vertrauensmann zu suchen. Wollen Sie der Mann sein? Ich werde Sie an ihn verweisen.‹

›O mein Vater‹, rief ich, ›welche Güte!‹

›Aber Sie geloben mir, daß ich es nie zu bereuen haben werde.‹

Ich erhob die Hand zum Schwur.

›Das ist nicht nötig‹, sagte er, ›ich kenne und liebe die Korsen, hier ist meine Empfehlung.‹

Er schrieb einige Zeilen, die ich Ihnen überbrachte und auf die hin Eure Exzellenz die Güte hatten, mich in Ihren Dienst zu nehmen. Jetzt frage ich Eure Exzellenz mit Stolz: Haben Sie sich je über mich zu beklagen gehabt?«

»Nein«, erwiderte der Graf; »und ich gestehe gern, daß Sie ein guter Diener sind, Bertuccio, obgleich es Ihnen an Vertrauen fehlt.«

»Mir, Herr Graf!«

»Ja, Ihnen. Wie kommt es, daß Sie eine Schwägerin und einen Adoptivsohn haben und mir nie etwas davon gesagt haben?«

»Ach, Exzellenz, es bleibt mir noch der traurigste Teil meines Lebens zu berichten. Ich hatte es eilig, meine arme Schwägerin wiederzusehen und zu trösten; aber als ich in Rogliano ankam, fand ich das Haus in Trauer; es hatte sich etwas Furchtbares ereignet. Meine Schwägerin widerstand nach meinem Rate den Forderungen Benedettos, der jeden Augenblick das ganze Geld verlangte, das im Haus war. Eines Morgens drohte er ihr und ließ sich den ganzen Tag nicht sehen. Der Abend kam, sie wartete auf ihn, ohne sich niederzulegen. Als er um elf Uhr mit zwei Freunden, den gewöhnlichen Genossen seiner Streiche, nach Hause kam, streckte sie ihm die Arme entgegen; aber die drei bemächtigten sich ihrer, und einer von ihnen – ich zittere bei dem Gedanken, daß es der ungeratene

Benedetto selbst war – rief: »Los mit der Folter! Sie soll gestehen, wo sie ihr Geld hat.«

Der Nachbar Wasilio war gerade in Bastia; seine Frau war allein zu Hause geblieben, und niemand außer ihr konnte sehen und hören, was bei meiner Schwägerin vorging. Zwei hielten Assunta fest, der dritte verbarrikadierte Türen und Fenster, und alle drei schlepp-ten Assunta ans Feuer, wobei sie ihr den Mund zuhielten, um ihre Angstschreie zu ersticken. Sie hielten ihr die Füße über das Feuer, um ihr das Geständnis zu erpressen, wo unser kleiner Schatz versteckt läge. Bei dem Kampf aber fingen ihre Kleider Feuer; da ließen sie sie los, um nicht selbst zu verbrennen. Mit brennenden Kleidern eilte sie an die Tür, aber die Tür war verschlossen.

Sie stürzte ans Fenster, aber das Fenster war verbarrikadiert. Die Nachbarin hörte entsetzliche Schreie; es war Assunta, die um Hilfe rief. Aus dem Schreien wurde bald ein Stöhnen, und als am andern Morgen nach einer in Angst und Schrecken verbrachten Nacht die Nachbarin sich aus ihrem Haus wagte und die Tür unseres Hauses durch den Richter öffnen ließ, fand man Assunta halb verbrannt, aber noch atmend. Die Schränke waren erbrochen, das Geld verschwunden. Benedetto hatte Rogliano verlassen, um nicht mehr dahin zurückzukehren; seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen und auch nichts wieder von ihm gehört.

Darauf kam ich zu Eurer Exzellenz. Ich hatte Ihnen nichts mehr von Benedetto zu sagen, da er verschwunden war, und auch nichts von meiner Schwägerin, da sie tot war.«

»Und was haben Sie von diesem Ereignis gedacht?« fragte Monte Christo.

»Daß es die Strafe für das Verbrechen sei, das ich begangen hatte«, antwortete Bertuccio. »Oh, die Villeforts waren ein verfluchtes Geschlecht.«

»Ich glaube es«, murmelte der Graf düster.

»Und jetzt«, fuhr Bertuccio fort, »verstehen Eure Exzellenz wohl, weshalb mich dieses Haus so in finstere Aufregung versetzt hat. Ich

bin nicht sicher, daß hier vor mir zu meinen Füßen nicht Herr von Villefort in der Grube liegt, die er für sein Kind gegraben hatte.«

»In der Tat, alles ist möglich«, sagte Monte Christo, indem er von der Bank aufstand; »selbst«, fügte er für sich hinzu, »daß der Staatsanwalt nicht tot ist. Der Abbé Busoni hat gut daran getan, Sie zu mir zu schicken. Sie haben gleichfalls gut daran getan, mir Ihre Geschichte zu erzählen, denn ich werde von Ihnen nichts Schlechtes denken. Haben Sie versucht, eine Spur von diesem Benedetto aufzufinden, zu erfahren, was aus ihm geworden ist?«

»Nie; hätte ich gewußt, wo er war, so wäre ich wie vor einem Ungeheuer vor ihm geflohen. Nein, zum Glück habe ich nie von ihm sprechen hören; hoffentlich ist er tot.«

»Hoffen Sie nicht, Bertuccio«, sagte der Graf; »die Schlechten sterben nicht so, denn Gott scheint sie in seinen Schutz zu nehmen, um sie zum Werkzeug seiner Rache zu machen.«

»Sei's!« entgegnete Bertuccio. »Aber ich will ihn niemals wiedersehen. Jetzt«, fuhr der Verwalter fort, indem er den Kopf senkte, »wissen Sie alles, Herr Graf: Sie sind mein Richter; wollen Sie mir nicht einige Worte des Trostes sagen?«

»Sie haben recht«, antwortete Monte Christo, »und ich kann Ihnen sagen, was Ihnen der Abbé Busoni sagen würde: Derjenige, den Ihr Messer getroffen hat, dieser Villefort, verdiente eine Strafe für das, was er Ihnen getan hatte, und vielleicht noch für etwas anderes. Wenn Benedetto noch lebt, wird ihn Gott irgendwann als Rachewerkzeug verwenden, und dann wird er seinerseits seine Strafe empfangen. Was Sie betrifft, so haben Sie sich in Wirklichkeit nur den einen Vorwurf zu machen, daß Sie das Kind nicht seiner Mutter wiedergegeben haben; das ist Ihr Verbrechen, Bertuccio.«

»Ja, gnädiger Herr, das ist das wahre Verbrechen, denn darin bin ich feige gewesen. Aber um das Kind der Mutter wiederzugeben, hätte ich Erkundigungen einziehen, die Aufmerksamkeit auf mich lenken, mich vielleicht selbst ausliefern müssen. Ich wollte nicht sterben, ich hing am Leben, teils meiner Schwägerin wegen, teils

wegen der angeborenen Eitelkeit, die unsereiner hat, in der Rache siegreich zu bleiben, und dann vielleicht aus Liebe zum Leben selbst. Oh, ich bin kein Tapferer wie mein armer Bruder!«

Bertuccio verbarg sein Gesicht in den Händen, und Monte Christo sah ihn lange mit einem sonderbaren Blick an.

»Wir wollen diese alten Geschichten nie wieder aufrühren«, sagte er mit einem Ton bei ihm nicht gewöhnlicher Schwermut, »und zum Schluß merken Sie sich meine Worte, die ich oft den Abbé Busoni habe sprechen hören: Es gibt für alle Übel zwei Mittel, Zeit und Schweigen. Jetzt, Herr Bertuccio, lassen Sie mich einen Augenblick hier im Garten allein. Was Sie, der Sie an diesem Drama tätigen Anteil genommen haben, im Innersten aufwühlt, das verschafft mir nur ein fast angenehmes Gefühl, das dieser Besetzung einen doppelten Wert gibt. Die Bäume, sehen Sie, Herr Bertuccio, gefallen nur, weil sie Schatten spenden, und der Schatten selbst gefällt nur, weil er zu Träumen und Visionen einlädt. Als ich diesen Garten kaufte, glaubte ich einfach ein Stückchen Erde zu kaufen, das von Mauern umschlossen ist, und plötzlich stellt es sich heraus, daß es ein Garten voll Gespenster war, die nicht im Kontrakt standen. Und ich liebe die Gespenster; ich habe nie gehört, daß die Toten in sechstausend Jahren so viel Böses getan hätten, wie die Lebenden an einem Tag tun. Gehen Sie also nach Haus und schlafen Sie in Frieden. Wenn Ihr Beichtvater in der letzten Stunde weniger nachsichtig ist, als es der Abbé Busoni war, so lassen Sie mich rufen, wenn ich noch auf der Welt bin; ich werde Worte finden, die Ihre Seele sanft einlullen werden in dem Augenblick, da sie sich anschickt, die schwere Reise in die Ewigkeit zu machen.«

Bertuccio verneigte sich ehrerbietig vor dem Grafen und entfernte sich, indem er einen Seufzer ausstieß.

Monte Christo blieb allein. Er ging im Garten umher.

»Hier, neben der Platane«, murmelte er, »die Grube, in die das Kind gelegt wurde; dort die kleine Pforte, durch die man in den Garten eintrat; hier in dieser Ecke die geheime Treppe, die zum

Schlafzimmer führt. Das brauche ich nicht zu notieren, denn hier habe ich den Plan vor Augen.«

Nachdem der Graf den Garten noch einmal durchschritten hatte, begab er sich zu seinem Wagen. Bertuccio, der sah, daß er in Gedanken versunken war, stieg, ohne ein Wort zu sagen, zu dem Kutscher auf den Bock.

Der Wagen fuhr nach Paris. Nach seiner Ankunft in dem Haus in den Champs-Élysées besah sich der Graf die ganze Wohnung; obgleich er vorausging, öffnete er nicht ein einziges Mal eine falsche Tür und betrat keine Treppe und keinen Korridor, der ihn nicht geradenwegs dahin führte, wohin er gehen wollte. Sein Diener Ali begleitete ihn bei diesem nächtlichen Rundgang. Der Graf gab Bertuccio mehrere Befehle zur Verschönerung oder neuen Einrichtung der Wohnung und sagte, indem er seine Uhr zog, zu dem aufmerksamen Ali: »Es ist halb zwölf, Haidee muß bald kommen. Sind die französischen Zofen benachrichtigt?«

Ali wies mit der Hand nach den Räumen, die für die schöne Griechin bestimmt waren. Sie waren völlig von der übrigen Wohnung getrennt, so daß, wenn die Tür hinter einer Tapete verborgen wurde, man das ganze Haus besuchen konnte, ohne zu ahnen, daß sich dort ein Salon und zwei bewohnte Zimmer befanden. Ali zeigte dann mit den Fingern der linken Hand die Zahl drei, stützte den Kopf in dieselbe flache Hand und schloß die Augen.

»Ah«, sagte Monte Christo, »es sind ihrer drei, die im Schlafzimmer warten, nicht wahr?«

Ali nickte bejahend.

»Madame wird heute abend müde sein«, fuhr Monte Christo fort, »und jedenfalls schlafen wollen; sie soll nicht zum Sprechen veranlaßt werden. Die französischen Dienerinnen sollen ihre neue Herrin nur begrüßen und sich zurückziehen. Du paßt auf, daß die griechische Dienerin nicht mit den französischen redet.«

Ali verneigte sich. Bald hörte man den Portier rufen; der Torweg wurde geöffnet, ein Wagen fuhr in den Hof und hielt vor der Anfahrt.

Der Graf ging hinunter; der Schlag war schon geöffnet; er reichte einer jungen Frau, die vom Kopf bis zu den Füßen in einen goldgestickten grünen Schleier eingehüllt war, die Hand. Die junge Frau nahm die ihr dargebotene Hand und küßte sie mit ehrerbietiger Liebe. Sie wechselten einige Worte in griechischer Sprache.

Ali ging mit einer rosa Wachsfackel voran, und die junge Frau wurde in ihre Gemächer geführt; dann zog sich der Graf zurück.

Um halb ein Uhr waren sämtliche Lichter ausgelöscht, und alles im Haus schien zu schlafen.